Strobl-Fritsch

Geschichten
der
Bettina v. Arnim

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Geschichten
der Bettina
von Arnim

LG
A74966

Geſchichten der Bettina von Arnim

Herausgegeben
von
Karl Hans Strobl
und
Karl Wilh. Fritſch

10 23 99
20/6/10.

Berlin
F. Fontane & Co.
1908

Bettina von Arnim

Die Freundin Bettinas von Arnim, die Dichterin Karoline von Günderode, erwähnt in einem der Briefe, die von Bettina später zu dem Buch „Die Günderode“ vereinigt wurden, ein ganz köstliches Geschichtchen. Eines Tages wurde Bettina auf einer Spazierfahrt mit ihrer Gesellschaft vom Gewitter überrascht. Plötzlich sprang einer ihrer Begleiter unter Donner und Blitz während des stärksten Regengusses aus dem Wagen und lief, seiner leichten Kleidung ungeachtet, über Stock und Stein nach Haus. Die Gewitterangst hatte ihn seiner Besinnung beraubt. Der Name des Helden war Ebel. Ebel war Naturphilosoph, und als man ihn wegen seiner Angst verspottete, verteidigte er sich damit, daß er bloß wegen Bettinas aus dem Wagen gesprungen sei; denn, sagte er: „sie ist ein ganz apartes Wesen, das von der Natur zu viel elektrischen Stoff mitbekommen; sie ist wie ein Blitzableiter; wer ihr nahe ist beim Gewitter, der kann's empfinden.“ Und er behauptete steif und fest, das Gewitter sei durch ihre elektrische Natur angezogen worden und der eine Blitzschlag sei so dicht vor den Pferden niedergefahren, weil Bettina in ihrer Begeisterung zu viel Elektrizität ausströmte.

Dieses Geschichtchen ist für zweierlei charakteristisch. Es beleuchtet die Zeit und eines ihrer sonderbarsten, anmutigsten und launenhaftesten Kinder. Ein Strahl geht von ihm auf die verworrene Naturphilosophie der Romantik, die das wissenschaftliche Denken so mit Phantasterei zu durchsetzen, der exakten Forschung soviel Spekulation beizumengen verstand, bis endlich ein Gebiet geschaffen war, auf dem sich alle Mondkälber der Einbildung tummeln konnten. Ein anderer Strahl trifft die passive Heldin des kleinen Abenteuers und zeigt, wie die Umgebung Bettinas von ihr dachte. Das junge, ein wenig zu übermütige Mädchen kam den braven Leuten von Frankfurt und Umgebung immer geladen vor, gespannt von unbekannten und außergewöhnlichen Kräften, die insofern mit der Elektrizität eine Verwandtschaft zu haben schienen, als man das Wesen beider nicht recht zu ergründen vermochte.

Es mag ein eigentümliches Prickeln von den Worten und den Handlungen Bettinas ausgegangen sein, ein ameisenhaftes Krabbeln und Kribbeln, das endlich in allen, die mit ihr zu tun hatten, eine sich steigernde Nervosität hervorrief, da man niemals wußte, was der nächste Augenblick bringen würde. Und da Bettina ein rechtes Vergnügen daran hatte, die Leute, insbesondere aber die Bedachtsamen und Besonnenen, zu ärgern, mag sie, sobald sie sich einmal darüber klar war, wie dies am besten geschehen könnte, ihre aller Spießbürgerei abholden Neigungen noch mit Bewußtsein gesteigert und bis zur Virtuosität entwickelt

haben. Dafür rächten sich die Leute wieder, indem sie hinter ihrem Rücken allerlei Nachreden aufbrachten. Daß sie an gänzlichem Mangel an historischem Sinn und an Logik leide, war noch das geringste. Andere prophezeiten, daß sie am Ende noch ganz verrückt werden würde, wenn es so weitergehe. Und das lange Register ihrer Sünden wurde aufgezählt, diese tollen Streiche, wie sie einem armen Judenmädel die Gasse auskehren geholfen, wie sie im Stift, in dem sie erzogen worden, auf das Dach geklettert sei oder vom Gartenhaus oder einem Baum herab gepredigt habe.

Die Zeit, in der Bettina jung war, war die Blütezeit der deutschen Romantik. Man hatte in Deutschland die Doktrinen der Aufklärung, die Tyrannei des Materialismus satt bekommen und verlangte nach einer Weltanschauung, in der das Gefühl über die Kräfte des Verstandes die Herrschaft gewinnen sollte. Eine Reihe von genialen Menschen war an der Arbeit, diese Weltanschauung zu verkünden, sofern man es Arbeit nennen kann, in bunten Träumen zu schwelgen und phantastische Dekorationen für ein Ausstattungsstück der Kunst und des Lebens zu entwerfen. Dieser Mangel an Formungskraft, an Energie des Gestaltens, der sich ebensosehr in den Büchern der romantischen Menschen als in den Tatsachen ihrer Lebensläufe zeigt, trug den Verfall in sich, so stolz die Romantiker gerade auf ihre formale Ungebundenheit waren. Darum haben die eigentlichen Romantiker keine der Dichtungsgattungen

beherrscht, die große Anforderungen an die Kunst des Formens stellen. Aus jenen Kreisen ist weder ein großes episches, noch ein großes dramatisches Kunstwerk hervorgegangen. Die Lyrik, die Kunst des Gefühls, der Wortmelodik hat aber unter ihnen ganz wundersam geblüht. Darin war Bettina ein getreues Kind ihrer Zeit, daß sie nichts von der Kunst des Gestaltens wußte. Aber sie ist den gesamten Romantikern darin an Folgerichtigkeit überlegen, daß sie durchaus nichts von ihr wissen wollte. Sie lehnt es mit einer Art von Abscheu ab, wenn man ihr zumutet, dichten zu sollen. Wenn sie ihr Bruder Clemens Brentano immer wieder ermuntert, die bunten Einfälle zu verdichten, ihre Gedanken in Worte einzufangen, so versucht sie es wohl ihm zuliebe, aber sie weiß, daß es nicht gelingen kann. Sie läßt die Blätter ihrer Blüten lieber in alle Winde flattern, als sie in den Herbarien der Ordnung zu pressen. Denn sie kennt die Unzulänglichkeit der Worte: „– ich sage Dir, wenn ich geschwiegen hab, so ist das, weil mir die Worte nicht wohltönend genug vorkamen; ich seh mich im Geist um nach Klang, wenn ich etwas sagen will, da find ich keinen Ton, der stimmt; und Du kannst mir's glauben, manches laß ich ungesagt, weil ich's nicht edel genug auszusprechen vermag ..." („Die Günderode"). Und darum ist es wirklich ihr Ernst, nicht anmutige Lüge, wie vieles bei ihr, wenn sie sagt: „Am Dichten hindert mich mein Gewissen; wenn ich denk, wie viel reiner, tiefer Sinn dazu gehört, um so weniger kann ich mir's zutrauen;" und sie

hat, wenn sie manchmal fast bedauern möchte, daß es ihr versagt sei, einen Trost bereit, vor dem alle Versuche der Dichter klein erscheinen wollen. „Ich hab wohl einen dunklen Begriff, warum ich nicht dichte; weil eben das Tiefe, was mich gewaltig ergreift ... etwas ist, was sich in der Empfindungswelt nicht legitimiert, oder, um schneller und ohne Umweg mich auszudrücken, weil's Unsinn ist, was mir in der Seele wogt ... weil's Unsinn ist, der mich ahnend als höchstes Gesetz der Weisheit ergreift."

Unsinn also ist die höchste Weisheit. Vom heute gebräuchlichen Begriff, der sich mit dem Worte Unsinn verbindet, muß dabei abgesehen werden. Unsinn bedeutet Bettina das, was mit den Sinnen nicht faßbar ist. Also das Gefühl. Und damit spricht Bettina die wesentliche Anschauung der Romantiker aus. Sie will keine Dichterin sein. Trotzdem, oder eben deshalb aber ist in ihren Büchern der Geist der Romantik und damit einer der wichtigsten Züge in der Seele der Menschheit besser erfaßt, als in den Abhandlungen oder den Werken ihrer dichtenden Zeitgenossen. Wir verdanken ihr ohne Zweifel nicht nur – wie man sagt – das schönste Buch der Romantik, sondern ganz gewiß eines der schönsten Bücher der Deutschen: ihr Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

Bettina Brentano wurde am 4. April 1785 in Frankfurt am Main geboren. Ihr Vater war der aus Italien stammende Kaufmann Peter Anton Brentano, später kurtrierscher Rat und Resident.

Ihre Mutter hatte in Goethes Leben eine Rolle gespielt. Sie war die Tochter der Schriftstellerin Sophie Laroche, jener Maximiliane Laroche, die im „Werther" als Fräulein B. eingeführt wird. Die Ehe der Eltern Bettinas war nicht gerade glücklich, denn Maximiliane hatte den Witwer Brentano gegen ihre Neigung, auf Wunsch ihrer Familie geheiratet. Als das Mädchen acht Jahre alt war, starb die Mutter, vier Jahre später der Vater. Die verwaiste Bettina wurde nun im Kloster Fritzlar erzogen. Hier entwickelte sich jene innige Freundschaft mit der Natur, die dem Wesen des Kindes einen der liebenswürdigsten Züge einprägte. „So hab ich allmählich Zuversicht gewonnen und war vertraulich mit der Natur und hab zum Scherz manche Prüfung bestanden. Sturm und Gewitter zog mich hinaus, und das machte mich freudig; die heiße Sonne scheue ich nicht, ich legte mich ins Gras unter die schwärmenden Bienen mit Blütenzweigen im Mund, und glaubte fest, sie würden meine Lippen nicht stechen, weil ich so befreundet war mit der Natur; und so bot ich allem Trotz, was andere fürchteten, und in der Nacht in schauerlichen Wegen im finsteren Gebüsch, da lockte es mich hin, da war's überall so heimlich und nichts war zu fürchten." Vom Jahre 1801 an lebte sie teils bei der Großmutter in Offenbach bei Frankfurt, teils bei Verwandten, so längere Zeit bei der mit dem großen Juristen Savigny verheirateten Schwester in Marburg. Ein Wanderleben begann, dessen Eindrücke und Erlebnisse in dem „Briefwechsel" niedergelegt sind.

In Landshut, München und Wien kam sie überall mit hervorragenden Männern in Berührung. Für den Aufstand in Tirol begeistert, versuchte sie den Kronprinzen von Bayern für ihre Sache einzunehmen. Das war die erste der kühnen und naiven Unternehmungen Bettinas, der erste jener von der Begeisterung eingegebenen Vorstöße in das Gebiet der Politik, die sie später zu dem König von Preußen in Beziehungen bringen sollte. Von Wien aus vermittelte sie die Bekanntschaft Beethovens mit Goethe, den sie selbst im Jahre 1807 während eines Aufenthaltes in Weimar kennen gelernt hatte. Zu den bedeutenden Männern aus dem Kreise der Romantiker, zu denen sie durch ihre Familie in Beziehung trat, gehörte auch der Freund ihres Bruders Clemens Brentano, der Mitherausgeber der wunderbaren Sammlung „Des Knaben Wunderhorn", Achim von Arnim. Mit ihm vermählte sie sich in aller Heimlichkeit am 20. März 1811. Seltsamerweise schweigt Bettina gerade über die Geschichte dieser Liebe, obgleich sie doch sonst allen ihren wichtigeren Erlebnissen literarische Denkmäler errichtete. Es ist, als wollte sie das Schönste und Innigste, was ihr das Leben brachte, in aller Stille für sich bewahren. Schon die Art, wie dieser Ehebund geschlossen wurde, zeigt von der Zartheit des Empfindens dieser Frau. Das Wenige, was wir davon wissen, erfahren wir nicht von Bettina, sondern aus einem Briefe Achims an seinen Freund Görres. In Menschen, die so feinfühlig sind wie Arnim und seine Braut, ist eine

ungemeine Angst vor den lauten Feierlichkeiten einer Hochzeit. Die unvermeidlichen Scherze, die bedeutsamen Blicke der Gäste, das ganze Um und Auf der Zeremonie im Angesicht einer gaffenden Menge verletzt und stört das schöne Geheimnis. Den Absichten der beiden erlesenen Menschen standen viele Hindernisse im Wege. Arnim wohnte Zimmer an Zimmer mit Clemens Brentano und Bettina in einem Zimmerchen bei Savignys. Trotzdem gelang der Plan – „wie in tausend Komödien," sagt Arnim – mit Hilfe einer Kammerjungfer. Nachdem die beiden morgens heimlich auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut worden waren, kam Arnim abends wie immer zu Savignys, nahm dann Abschied und ging unter Lärm die Treppe hinab, um an der Haustür umzukehren und leise zu Bettina zu schleichen. Ihr Zimmerchen war mit Rosen und Jasmin geschmückt, und Bettina wartete des Geliebten. Niemand von allen Bekannten ahnte etwas von dieser heimlichen Vermählung, bis es die Gatten selbst nach fünf Tagen ihrer Ehe an Clemens und Savignys ausplauderten.

Alle auf ihr Verhältnis zu Arnim und auf ihre Vermählung bezüglichen Stellen hat Bettina aus ihrem Briefwechsel mit Goethe ausgeschieden. Von dem inneren Grund dafür wurde schon gesprochen; die äußeren Erwägungen, die zu ihm hinzukamen, werden noch zu erwähnen sein.

In dem Jahre ihrer Vermählung erfolgte der Bruch ihrer innigen Beziehungen zu Goethe. Bettina trug die Schuld an dieser Katastrophe.

Sie hatte sich, von Goethe nachsichtig und liebenswürdig aufgenommen und ermutigt, mit der Zeit einen Sitz an seiner Seite erträumt, fühlte sich so sehr als seine erkorene Gefährtin, daß sie es nicht ertragen konnte, Goethe mit einer Frau verbunden zu sehen, der sie sich in jedem Belang überlegen fühlte. Christiane Vulpius, mit der Goethe schon vermählt war, als ihn Bettina kennen lernte, und die schon damals von eifersüchtigen Anwandlungen gegen das schwärmerische Mädchen geplagt war, zeigte sich aber nicht gesonnen, vor Bettina zurückzutreten. Es kam zu einem Konflikt zwischen den Frauen. Spärlich flossen von da an die Briefe Bettinas, und die Antworten Goethes hören ganz auf.

So wurde ein Verhältnis beendet, das zu den wunderbarsten Frauenerlebnissen und zu den schönsten Kapiteln der deutschen Geistesgeschichte gehört. Es begann für Bettina tief unten in den Tagen der Kindheit und beherrschte ihre Erinnerung bis an ihr Lebensende. In einem Briefe an den König Friedrich Wilhelm IV. vom 29. Juli 1849 spricht sie von dieser Liebe. „Meine Liebe zu Goethe war nicht, weil ich mir ihn als großen Mann dachte, sie entsprang daher, weil er vor mir verleumdet ward ... Ich war damals dreizehn Jahre alt ... bis man ... weiter erzählte, er habe ein böses Herz, er sei ganz häßlich geworden und habe ein gemeines Aussehen ... Da sagte ich zu mir selber: es ist nicht wahr, was die dort sagen! – Von der Zeit an war er der Gegenstand meiner heimlichen Betrachtungen." Als

Bettina zwanzig Jahre alt war, erlebte sie die erste schwere Erschütterung ihrer Seele. Seit Jahren verband sie eine innige Freundschaft mit der sechs Jahre älteren Karoline von Günderode. Beider Naturen ergänzten sich vortrefflich, indem die Günderode mit ihrem heroischen Ernst der heiteren Lebhaftigkeit Bettinas das Gleichgewicht hielt. Heroisch war auch der Tod der Freundin. Sie erdolchte sich aus unglücklicher Liebe zu Winkel im Rheingau. Diese entsetzliche Tat brachte Bettina in Verwirrung und Verzweiflung. Ihr Glück führte sie gerade zu dieser Zeit mit Goethes Mutter zusammen. Man weiß, welchen glücklichen Einfluß die unvergleichliche Frau Rat auf ihre Umgebung hatte. Mildernd und besänftigend wirkte sie auch auf Bettinas Schmerz. Und indem das Mädchen zu ihren Füßen saß und den Erzählungen der Frau Rat, den kleinen Geschichtchen aus der Jugend Wolfgangs lauschte, wuchs die frühe Liebe zu Goethe immer voller ins Licht. Sie hat alle diese Geschichten treu bewahrt, und als Goethe später während der Arbeit an „Wahrheit und Dichtung“ um Mitteilungen aus seiner Kindheit bat, die ihm seine inzwischen verstorbene Mutter nicht mehr machen konnte, wußte Bettina eine Menge aus ihrem Gedächtnis zu berichten. Ihren Dank für diese freundschaftliche Zuneigung bezeugte Bettina der Frau Rat durch Briefe über ihr Zusammentreffen mit Goethe. Mit Savigny und der Schwester kam sie zum ersten Male nach Weimar. Es war gerade Mittagszeit, die anderen aßen und legten sich

auf das Sofa, denn man hatte drei Nächte nicht geschlafen. Bettina aber konnte weder essen, noch ruhen. Sie stand am Fenster und sah nach der Turmuhr, in großer Bangigkeit, ob Goethe ihr nicht stolz begegnen werde. Als es drei Uhr schlug, war es ihr, als riefe er sie. Sie lief auf die Straße und besuchte zuerst Wieland, der ihr ein Zettelchen an Goethe als Talisman mitgab. Mit diesem Zettelchen ging sie hin. „Ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gips, sie gebieten Stille. Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte Dich nicht: sagten die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein und nicht mehr sein wollen wie Du —". Da ging die Tür auf, und Goethe stand da und sah Bettina ernst und unverwandt an, daß sie erschrak und zu wanken begann. Goethe fing sie auf und führte sie zum Sofa. „Armes Kind, hab ich Sie erschreckt," waren seine ersten Worte. Alles, was damals geschah, steht in besonderer Klarheit vor ihrer Erinnerung. Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten, mit denen Goethe die Huldigungen des jungen Geschöpfes entgegennahm. Wie er ein Blatt von den Reben brach, die an seinem Fenster hinaufwuchsen, und es an ihre Wange legte und dazu sprach: „Das Blatt und Deine Wange sind beide wollig." Und jedes andere Wort, das er gesprochen, jeder Blick und

jede Bewegung. Der erste Brief Bettinas an Goethe ist aus Cassel vom 15. Mai 1807. Er ist noch das Stammeln eines beglückten Kindes. Aber von da an steigert sich die Glut der Briefe, sie werden immer drängender, begehrender, leidenschaftlicher. Aber es ist keine Leidenschaft des Leibes, sondern des Geistes. „Gehirnsinnlichkeit" hat der Graf Pückler-Muskau diese Erscheinung mit einem harten, aber treffenden Wort bezeichnet. Es ist eine vergeistigte Liebe, die zur Ekstase und zur Religion wird. Eine Anbetung, die Friedrich Wilhelm IV. einmal streng und abweisend „Goetholatrie" genannt hat. Mänadenhaft rast ihre Begeisterung dahin und zieht alles in ihren Bereich. Naturstimmungen, Erlebnisse, Gedanken und Gefühle webt Bettina in ihren Briefen zusammen. Sie will Goethe nichts verheimlichen, wie man vor Gott nichts verheimlichen kann. Sie bringt sich selbst, ihr ganzes Sein zum Opfer. Und ein betäubender Duft steigt aus diesem Opfer auf, ein Wohlgeruch edelster Art, der trunken macht und verwirrt. Manchmal klingt es wie Gezwitscher eines kleinen Vogels, wie Gestammel eines Kindes. Dann wieder, hymnisch gesteigert, eine Symphonie von grandiosem Schwung, in der sich alle Stimmen der Erde und des Himmels offenbaren. Dann schlagen die Wogen der Begeisterung über der Schreiberin zusammen. Sie verliert sich selbst, verirrt sich in den Labyrinthen ihrer eigenen Phantasie. Bacchantischer Taumel, eine Orgie der Verzückung beginnt. Wie in einem Zaubergarten wachsen abenteuerliche Blüten auf

schwanken Stielen, ihre Überschwenglichkeiten arten ins Indische, Fabelhafte, Groteske aus, an manchen Stellen bricht die Götterdämmerung der vollkommenen Konfusion ein.

Man muß sich vorstellen können, wie Goethe diesem oft ins Spukhafte verstiegenen Treiben gegenüberstand. Er, der seine Weltanschauung und seinen Formensinn an der klaren, ruhigen Heiterkeit der Antike gebildet hatte, mußte sich oft genug von den Auswüchsen dieser wilden Begeisterung abgestoßen fühlen. Mit aller väterlichen Milde, wie von Bergeshöhen herab richtet er seinen läuternden Strahl auf dieses Chaos. Immer wieder versucht er Bettina abzulenken und auf jenes Gebiet zu beschränken, wo sie ihm so gut gefiel: zur kindlich einfachen Vertraulichkeit. Er wollte nichts von ihr, als ihr Geplauder hören. Um das Verhältnis zwischen dem Dichter und Bettina richtig zu beurteilen, darf man nicht vergessen, daß Goethe zur Zeit, als die erste Begegnung stattfand, achtundfünfzig Jahre und Bettina zweiundzwanzig Jahre alt war. Mit dem Blick des Richters über die Menschen sieht er ihr bis in das Herz. Wie über alle Erlebnisse seines Weges sucht er sich auch über Bettina klar zu werden, indem er sie in eine Dichtung projiziert. Wir dürfen annehmen, daß die Charakterzeichnung der Luciane in den „Wahlverwandtschaften" nach dem Vorbild Bettinas gemacht sei. Er vergleicht sie mit einem brennenden Kometkern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Dieses mutwillige, tändelnde und geistvolle Mädchen scheint den

Plan zu haben, „Männer, die etwas vorstellen, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes vor sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zuschanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben".

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" ist kein geschriebenes, sondern ein erlebtes Buch. Der Hauptteil enthält den Briefwechsel mit Goethe. Voran gehen Briefe an und von Goethes Mutter, und den Schluß bilden ein ergänzendes Tagebuch und einige ganz wundersame Anrufungen des Einzigen, die wie Gebete klingen, reiner und weniger verworren als die feurigen Ekstasen vom Gipfel der Begeisterung. Ein leises Moll schleicht sich ein, und wie ein wehmütiges Trauerlied ist der Ausklang, die Klage über Goethes Tod. Man hat Bettina einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die historische Wahrheit in dem Briefwechsel vergewaltigt habe, daß sie Goethes Briefe und ihre eigenen verändert habe, um den Zwecken ihres Buches besser zu dienen. Besonders deutet man darauf hin, daß Bettina eine Fälschung versucht habe, indem sie Sonette Goethes in Prosa auflöste und in den Text ihrer Briefe verwob, um so den Anschein zu erwecken, als habe umgekehrt Goethe jene Sonette aus ihren Briefen gezogen. Es ist klar, Bettina verstand, wie selten jemand, die Kunst zu lügen, und Oscar Wilde, der Lobredner des Lügens, hätte seine Freude an ihr haben dürfen. Aber Bettina ist eine naive Lügnerin. Sie lügt nur, um die Dinge hübscher zu

machen. Und sie sagt es den Leuten in ihrem allerliebsten Frankfurter Dialekt ja auch immer selbst: „Sie müsse mir nicht alles glaube, ich bin so verloge." Zudem verfährt sie bei der Herausgabe des Briefwechsels – trotz ihrer früheren Abwehr – ganz als Dichterin, indem sie wegläßt, was den künstlerischen Eindruck schwächen könnte, und hervorhebt, was ihn unterstützt. Sie will ja keine Sammlung literarhistorischer Dokumente, sondern ein Werk geben, in dem etwas von den Seelen eines ganz großen Mannes und eines ganz seltenen Weibes zu erfahren ist. So naiv sie scheinen möchte, so mangelt ihr doch nicht eine technische Begabung, die sie benutzt. Trotzdem sie nirgends die Flüchtigkeit des ersten Gefühls, den Reiz der Eingebung verwischt, so komponiert sie doch. Sie gestaltet nicht um, aber sie ordnet. Und aus Gründen der Komposition wurden vielleicht auch die Erwähnungen ihres Verhältnisses zu Arnim ausgeschieden. Der Eindruck der völligen Hingabe an den Einen sollte nicht gestört werden.

Der Briefwechsel hatte einen ungeheuren Erfolg. Ganz Deutschland war voll davon, und ihr Name war an den Goethes hinangewachsen, so wie sie es immer in poetischen Bildern ausgemalt hatte, wie eine zarte Schlingpflanze an den mächtigen Baum. Zur Zeit dieses Erfolges (1835) war Bettina fünfzig Jahre alt, lebte schon lange in Berlin und hatte nach glücklicher Ehe den Gatten verloren. Außer geliebten Kindern hatte er ihr die Pflicht hinterlassen, für die Herausgabe seiner Werke zu sorgen. Nachdem sie so lange ge-

schwiegen hatte, folgten nun hintereinander eine Anzahl von Büchern, in denen sie in Briefen an Freunde die schöne Fülle und Freudigkeit ihrer Jugend zeigt. Dem Andenken der Günderode gilt das unter deren Namen erschienene Buch (1840), dann dem Bruder „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844). Bettina von Arnim gehörte zu den Frauen, die nicht altern. Sie war noch immer dieselbe, wie in tollster Mädchenzeit. Und das sonderbare Verhältnis, in das sie zum König von Preußen trat, erinnert in allen Stücken an den Beginn und Verlauf ihrer Beziehungen zu Goethe. Bettina, die niemals Zeitungen las und sich im allgemeinen um den Lauf der Weltbegebenheiten wenig kümmerte, greift nun in die Politik ein. Sie wird Politikerin aus Gefühl. Um ihr Interesse zu erwecken, war immer eine Persönlichkeit notwendig, ein lebendiger Mensch, womöglich ein Mensch, dem sie glaubte in irgendeiner Beziehung helfen zu können. Diese Persönlichkeit, zu der sich Bettina unwiderstehlich hingezogen fühlte, war der König von Preußen, dem sie schon innerlich näher trat, als er noch Kronprinz war. Friedrich Wilhelm IV. war eine reiche Natur, voll der mannigfachsten Interessen und ohne Zweifel ein bedeutender Geist, freilich in seinem Wollen wenig klar und ohne Sinn für Realitäten. Sein Unglück war, daß er nicht in seine Zeit paßte. Diese stürmische Epoche, in die er hineingestellt war, erforderte Männer von klarem Willen und fester Hand. Man hat Friedrich Wilhelm den Romantiker auf dem Throne ge-

nannt. Von dem Gottesgnadentum der Könige überzeugt, folgte er dem Zuge aller Romantiker in die Vergangenheit zurück und wollte das Mündigwerden des Volkes verhindern. Es ist nun fast rührend anzusehen, wie Bettina, die dem König so wesensverwandt ist, ihm zu helfen versucht. Als es immer deutlicher wurde, daß der König die von den Liberalen gehegten Hoffnungen nicht erfüllen werde, und als er sich immer mehr der feudalen Hofpartei zuneigte, sagte Bettina zu ihren Freunden: „Wir müssen den König retten." Das ist die ganze Bettina: kindliches Vertrauen in die Macht des Gefühls und des Wortes. Und das in einer Zeit, die nach nichts anderem als Taten verlangte. Die Bemühungen Bettinas, den König auf den richtigen Weg zu bringen, sind wie die Hilfe, die ein Blinder dem anderen leisten will. Es ist verwunderlich, daß in dem Buch, das sie dem König widmete, so viel richtige und gesunde Gedanken zu finden sind, wenn man sich die Mühe nimmt, in dem großen Kuddelmuddel zu stöbern. Aber auch das ist wie bei Blinden: diese Gedanken sind nicht aus einer klaren Anschauung gekommen, sondern aus dem Gefühl. Es ist wirklich viel Richtunggebendes in diesem Buch. Adolf Stahr nennt es mit einer freundschaftlichen Übertreibung: „Geistesbibel der Zukunft". Und Moritz Carriere stellt sie zu allen übrigen Romantikern in Gegensatz, als Vertreterin einer „Romantik der Zukunft" gegenüber den Vertretern der „Romantik der Vergangenheit". Sie „erbaut aus den Ahnungen des eigenen

Herzens ... als heiteren Tempeldienst des lebendigen Schönen" eine „Schwebereligion", bei der es der Menschheit wieder wohl werden soll.

Bettinas Buch hatte den Titel: „Dies Buch gehört dem Könige." Der König nahm es auch anfangs wohlwollend auf und rettete es durch allerlei Zensurfährlichkeiten, soll sich aber später sehr abfällig geäußert haben, namentlich als Stahr die revolutionären Gedanken aus dem Gerank der Worte Bettinas loslöste und als eigene Broschüre erscheinen ließ. Trotzdem entzog ihr Friedrich Wilhelm, in dem eine tiefe Ehrfurcht vor allem geistig Bedeutenden eingewurzelt war, seine Gunst nicht. Noch einmal hält er seine Hand über sie, als die Zensur auch bei der Herausgabe des nächsten Buches („Clemens Brentanos Frühlingskranz" 1844) Schwierigkeiten machte. Die wichtigsten Angelegenheiten, die Bettina immer von neuem zum König führten, waren Fürbitten für Verfolgte. Ihr erster Brief an den Kronprinzen vom April 1840 enthält die Bitte um Interesse für die Brüder Grimm, die in der bekannten Angelegenheit der „Göttinger Sieben" ihrer Professur entsetzt worden waren. Der Nächste, für den sich die Bettina verwendet, ist der schlesische Fabrikbesitzer Schlöffel, der in ganz lächerlicher Weise von der Polizei zu einer wichtigen und gefährlichen Person gemacht worden war. Ruhige Bedachtsamkeit, Überlegung, Abschätzung der Realitäten, kaltblütige Erwägung, ob der in Schutz Genommene auch dessen wert sei, waren Bettina fremd. Es genügte, daß jemand

in Not war, die Frage nach seiner Schuld wurde niemals aufgeworfen, niemals kam Bettina das Bedenken, daß sie sich durch ihre Fürbitte die Gunst des Königs verscherzen könnte. So setzte sie sich im Jahre 1847 für den polnischen Revolutionär Mieroslawski ein, weil seine Schwester sie darum anflehte. Der König, der ihre Beweggründe ganz gut durchschaute, schreibt ihr: „daß ein intrigantes Weib Sie bezaubert, weil sie sehr unglücklich ist, begreife ich." Noch einmal wird sie durch eine unglückliche Frau bewogen, den König um eine Gnade anzuflehen. Johanna Kinkel wandte sich, als ihr Gatte Gottfried Kinkel im Jahre 1849 auf die schwersten Anschuldigungen hin gefangen genommen worden war, an Bettina. Der König, durch die Vorgänge der Revolution gereizt, beharrte noch strenger als bisher auf seiner Anschauung vom Wesen des Königtums. Kinkel war dazu nicht bloß ein politischer Verbrecher, sondern auch ein Gottloser. Zwischen dem König und Bettina entspinnt sich nun über Kinkel eine langwierige Korrespondenz. Der König stellt entehrende Bedingungen für die Begnadigung und behauptet, sich selbst bei deren Erfüllung nicht für die Rettung Kinkels verbürgen zu können. Auf seiner Seite wird der Ton des Briefwechsels immer schärfer, unmutiger, auf Seite Bettinas immer kühner und freier. Diese letzten Briefe der Vierundsechzigjährigen an den König gehören zu den größten Stücken in ihrem Lebenswerk. Nie ist einem Herrscher mit größerer Offenheit entgegnet worden, nie hat ein Untertan seine Meinung mit solchem

Freimut zu verteidigen gewagt. Man weiß nicht, ob Bettinas Dazwischentreten das Schicksal Kinkels beeinflußt hat. Er wurde vom Kriegsgericht in Rastatt zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt; Friedrich Wilhelm wandelte das Urteil in Gefängnis um. Doch wurde Kinkel schon im November 1850 durch Karl Schurz befreit.

Wenn das Leben Bettinas mit diesem letzten großen Auftritt, bei dem sie einen König als Partner hatte, geschlossen hätte, so wäre man versucht, von einem vollendeten Schauspiel zu sprechen. Aber der starke Trieb zum Leben erhielt sie noch zehn Jahre länger, bis zu jener dunkeln und schwermütigen Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1859, da sie in Berlin starb.

Bettina war eine der merkwürdigsten Frauen der Romantik, scheinbar losgelöst von allen Bedenklichkeiten ihres Geschlechtes und doch auch wieder so vollkommen Frau, daß sie alle Dinge dieser Welt nach den Eingebungen ihres Gefühls beurteilte, ein Kind, das verlangend nach dem Monde greift, und eine Prophetin, der sich die Zukunft in Ahnungen ankündigte. Und das war das Größte an ihr, daß sie ihre Fehler – und deren waren viele – mit der gleichen Selbstverständlichkeit bekannte, wie sie ihre Vorzüge ohne falsche Bescheidenheit an das Licht stellte.

Karl Hans Strobl.

In den Briefbüchern der Bettina von Arnim sind die im Rankenwerk ihres tropischen Stils wie Früchte sitzenden Geschichtchen nicht zu übersehen.

Wir wissen, was wir von den Büchern der Bettina zu halten haben, wie sich in ihnen Wahrheit und Dichtung seltsam begegnen und mischen. Was von den Briefen im allgemeinen gilt, gilt besonders von den Geschichten.

Von bedeutenden Persönlichkeiten treten in diesen kleinen Geschichten auf: Goethe, die Frau Rat, Herder, Jacobi, der alte Stadion, Beethoven. Dürfen wir die Geschichten, die Bettina von ihnen zu erzählen weiß, als Beiträge zu ihrer Psychologie ansehen?

Die Bettina war in ihrer elektrischen und elektrisierenden Eigenart, mit ihrer Anlage zu phantastischen Spielen nicht geschaffen, um der historischen Ehrlichkeit willen auf eine ihr besser passende, schalkhaftere oder liebenswürdigere Wendung ihrer eigenen Erfindung zu verzichten.

Aber eben die Anmut ihrer Erfindungsgabe wird nirgends deutlicher und strahlender als in diesen kleinen Geschichten, Skizzen und Novellenfragmenten. Hier hat ihre Phantasie die höchste Brillanz, ihr Humor die lustigsten Augen.

Dem Leser nun eine Reihe der schönsten Geschichten aus dem ganzen umfangreichen Material

auszuwählen und in abgeschlossener Form dem inneren Zusammenhange nach geordnet zu bieten, war unsere Absicht. Dieses Buch wendet sich an den Genießenden, der sich an dem feinfühligen Leben der Romantik und an den Reizen anmutiger Erzählungskunst zu erfreuen versteht.

Mag die der Romantik nachfolgende Zeit des Materialismus in ihrem nüchternen Bestreben, unter allen Umständen nur nackte Wahrheit wissen zu wollen, die bilderreichen Briefe der Bettina von vornherein als nur erdichtet gewertet haben, so liegt doch gerade darin, wie hier Tatsächliches und Erdachtes durcheinandergeflochten ist, ihr Reiz. Die ungestüme Munterkeit und Leichtigkeit, mit der sie erzählt; die Virtuosität, mit der sie, ohne vordringlich zu werden, ihre Pointen anbringt; die Sicherheit, mit der ein Geschichtchen oft dramatisch aufgebaut ist: alles dies gibt eine entzückende Mischung von Naivität und Koketterie, von Unbefangenheit und Bewußtheit, charakterisiert aber auch die Bettina selbst.

Es gibt ganz idyllische Stimmungsskizzen in dieser Auswahl; satirische Scherze, harmlose Schäkereien und auch seltsam bewegte Szenen. Der Hauptreiz aber strahlt immer von der Schreiberin selbst aus. Es ist der Zauber einer poetischen Individualität. Die Bettina versteht zu erzählen, poetisch zu erzählen. Im Komponieren, Kondensieren, Aufbauen ist sie gleich stark; sie versteht es zusammenzuziehen und auszuspinnen, Naturvorgänge farbensatt zu schildern, Personen zu charakterisieren und das Milieu scharf zu konturieren und ab-

zuſchattieren. Deshalb bilden dieſe Geſchichtchen, wo immer wir ſie in den Briefen vorfinden, einen Höhepunkt. Mag es ſonſt manchmal ſchwer werden, ſich in dem Irrgarten philoſophiſcher, literariſcher, kunſtkritiſcher Ideen der Bettina zurechtzufinden, in ihrer romantiſch verworrenen Gefühls- und Vorſtellungswelt feſten Fuß zu faſſen, in den Erzählungen haben wir Plattformen des Ausruhens, von wo dem Blick ſchöne Nähen und klare Fernen eins werden. Mit Behagen halten wir Ausſchau über ein Land, das uns heute oft ſo weit entrückt erſcheint, und nach dem uns Kinder einer aufgeregteren, nervöſen Zeit zarte Fäden der Sehnſucht immer wieder hinziehen, als ſuchten wir Ruhe dort in jenem Lande, das eine mildere Sonne überſtrahlt, deſſen Nächte ein traulicher Mondſchein überrieſelt, und unter deſſen Menſchen wir unſere jagenden Pulſe ruhiger werden fühlen.

Unſer Buch iſt für den Genießenden beſtimmt. Wir haben daher die ausgewählten Geſchichtchen nach Gruppen zuſammengeſtellt. Selbſtverſtändlich ergab ſich die Notwendigkeit einer Zuſammenziehung einzelner Erzählungen, ſowie die Notwendigkeit, ihnen eigene Titel zu geben. Und da ſich das Buch an die Genießenden wendet, unterließen wir es auch, eine Art erklärenden Regiſters, etwa durch nähere Bezeichnung der in den Erzählungen vorkommenden Perſonen und Ereigniſſe, anzufügen. Soweit Perſönlichkeiten wie Goethe, Herder u. a. in Betracht kommen, waren ja wohl dergleichen Noten überhaupt nicht nötig, und ſollte der Leſer da und dort ihm unbekannte

Personen finden, so wird ihm dies den Genuß an den in Stimmungsgehalt und Schreibweise gleichreizenden Erzählungen doch kaum verderben. Das sprudelnde Erzählertalent der Bettina, ihre frische muntere Art wird wohl über derartige Bedenken, denen abzuhelfen hinreichend andere Werke zur Verfügung stehen, leicht hinweghelfen. Unsere Sammlung will ja kein literarisches Handbuch sein.

Wir wollen in einer neuen Form der Bettina Briefe, in denen Goethe „ein ganzes Bilderbuch herrlicher, allerliebster Vorstellungen" fand, Deutsche lesen lassen. Hatte Wilhelm Scherer mit der Behauptung recht, daß der Germane einen eigenen Reiz an dem Charakteristischen finde, dann dürfte die Bettina den deutschen Leserinnen ein willkommener Gast sein.

Neben den Geschichtchen, die sich in den dem deutschen Publikum leichter zugänglichen Büchern der Bettina („Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" bei Reclam und neuestens bei Eugen Diederichs, 3 Bände, und „Die Günderode", eine neue Ausgabe von Paul Ernst im Insel-Verlag, 2 Bände) finden, ist auch eine große Anzahl von solchen aus den nicht wieder aufgelegten Werken aufgenommen worden. Vor allen hat „Clemens Brentanos Frühlingskranz" eine Anzahl entzückender poetischer Kleinode geliefert. Auch aus „Ilins Pamphilius und die Ambrosia" und dem „Königsbuch" sind Geschichten in die Sammlung eingegangen.

Hatten wir bei den zugänglicheren Büchern

der Bettina bloß die Geschichtchen aus dem Rankenwerk loszulösen, so wird mit den andern dem Leser zugleich auch das Schönste aus Büchern geboten, die noch im Staube der Bibliotheken auf ihre Auferstehung warten.

Meine einbegleitenden Worte schließend, füge ich noch bei, daß wir uns hinsichtlich der Rechtschreibung an die jetzt geltenden Regeln hielten, was uns, um dem Buche Einheitlichkeit zu geben, notwendig erschien. Die Rechtschreibungen der verschiedenen Werke, die wir benutzten, weichen von einander bedeutend ab, so daß ein Festhalten an den Originalen vielleicht störend gewirkt hätte. Nur in der Erzählung „Die Ehrenkette" blieb die ursprüngliche Schreibart unverändert, da dort dialektische Formen auftreten, die dem Geschichtchen eine eigenartige Präge geben und die durch Modernisierung der Rechtschreibung verwischt worden wären.

Brünn, Jänner 1907.

Karl Wilhelm Fritsch.

Inhalt

Persönlichkeiten

Seite

Reise zu Goethe und Besuch in Weimar (aus „Goethes Briefwechsel“) 3
Besuch im Hotel (aus „Goethes Briefwechsel“) . . 10
Mit Goethe im Park (aus „Goethes Briefwechsel“) . 12
In der Nacht (aus „Goethes Briefwechsel“) . . . 14
Von einer berühmten Frau (a. „Goethes Briefwechsel“) 17
Erste Begegnung mit der Günderode (aus der „Günderode“) 20
In der Nacht auf dem Rhein (aus der „Günderode“) 22
Die Günderode (aus „Goethes Briefwechsel“) . . 24
Jacobi (aus „Goethes Briefwechsel“) 36
Besuch bei Beethoven (aus „Goethes Briefwechsel“) . 40
Die Ehrenkette (aus dem „Königsbuch“) 42
Goethes Mutter und Karl VII. (aus „Goethes Briefwechsel“) 67
Vom alten Stadion (aus der „Günderode“) . . . 74
Kanzler und Kurfürst (aus der „Günderode“) . . 77

Aus höheren Schichten

Hofluft (aus der „Günderode“) 83
Mr. Haise aus der „Günderode“) 89
Hochzeit im Hause (aus „Brentanos Frühlingskranz“) 93
Fest am Neujahrstag (aus „Brentanos Frühlingskranz“) 96
Die Emigranten (aus der „Günderode“) 101

Romantik des Herzens und der Welt

Blumen im Kloster (aus „Goethes Briefwechsel“) . 105
Aus dem Kloster (aus „Goethes Briefwechsel“) . . 108
Eine Geistergeschichte in Goethes Familie (aus „Goethes Briefwechsel“) 112

Seite

Gute Geister (aus „Goethes Briefwechsel“) . . . 114
Der Schäfer von Bingen (aus „Goethes Briefwechsel“) 117
Frau de Gachet (aus „Brentanos Frühlingskranz“) 124
Die arme Frau (aus der „Günderode“) 133
Der Jude (aus der „Günderode“) 138
Das Judenmädchen (a. „Brentanos Frühlingskranz“) 146
Ein Ausflug in die Wildnis (aus „Goethes Briefwechsel“) 149
Sonntagsmorgen (aus der „Günderode“) . . . 153
Eisgang (aus „Goethes Briefwechsel“) 159
Auf der Mainterrasse (aus der „Günderode“) . . 162
Gedanken auf der Pappel (aus der „Günderode“) . 164
Die Nachtigall (aus „Goethes Briefwechsel“) . . . 167
Baumfrevel (aus der „Günderode“) 171
Ein Ball (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . . . 175
Tonkünste (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . . 179
Phantastische Spiele (aus der „Günderode“) . . 182

Liebesgeschichten

Die drei Küsse (aus „Goethes Briefwechsel“) . . 187
Die Silberbirke (aus der „Günderode“) 201
Abschied (aus der „Günderode“) 207
Der Gärtner (aus der „Günderode“) 211
Die Marburger Studenten (aus der „Günderode“) 222
Der Engländer (aus „Goethes Briefwechsel“) . . 225
Unter Freundinnen (a. „Brentanos Frühlingskranz“) 229
Der Tiroler (aus der „Günderode“) 234

Reiseabenteuer

Abenteuer am Rhein (aus „Goethes Briefwechsel“) 237
Das Eichhörnchen und die Schwimmtour im Main (aus „Goethes Briefwechsel“) 240
Die wunderliche Roßkur (aus „Jlius Pamphilius“) . 245
Die Wundernacht (aus der „Günderode“) . . . 254

Sonderbare Käuze

Raritäten (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . . 263

Seite

Leonhardi (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . . 267
Der Mann mit der Flugmaschine (aus „Brentanos Frühlingskranz“) 270

Streiche und Schwänke

Schabernack (aus „Goethes Briefwechsel“) . . . 275
Auf schmaler Brücke (aus „Goethes Briefwechsel“) . 278
Ein Bad (aus der „Günderode“) 280
Die Eselspartie (aus der „Günderode“) 283
Vom Aderlassen (aus der „Günderode“) 288
Frau Hochs Nachtgebet (aus der „Günderode“) . . 290
Das Wetterdach und Herr Arenswald (aus der „Günderode“) 293
Beim Primas (aus der „Günderode“) 298
Studentenkomödie (aus der „Günderode“) . . . 300
Der Zauberring (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . 303
Feuer in der Blaufärberei (aus „Brentanos Frühlingskranz“) 307
Männewei (aus „Brentanos Frühlingskranz“) . . 310

Persönlichkeiten

Reise zu Goethe und Besuch in Weimar

Ich lieg schon eine Weile im Bett, und da treibt mich's heraus, daß ich Ihr alles schreib von unserer Reise. — Ich hab Ihr ja geschrieben, daß wir in männlicher Kleidung durch die Armeen passierten. Gleich vorm Tor ließ uns der Schwager aussteigen; er wollte sehen wie die Kleidung uns stehe. Die Lullu*) sah sehr gut aus, denn sie ist prächtig gewachsen, und die Kleidung war sehr passend gemacht; mir war aber alles zu weit und zu lang, als ob ich's auf dem Grempelmarkt erkauft hätte. Der Schwager lachte über mich und sagte, ich sähe aus wie ein Savoyardenbube, ich könnte gute Dienste leisten. Der Kutscher hatte uns vom Wege abgefahren durch einen Wald, und wie ein Kreuzweg kam, da wußt er nicht wo hinaus; obschon es nur der Anfang war von der ganzen vier Wochen langen Reise, so hatt ich doch Angst, wir könnten uns verirren und kämen dann zu spät nach Weimar; ich klettert auf die höchste Tanne, und da sah ich bald, wo die Chaussee lag. Die ganze Reise hab ich auf dem Bock gemacht; ich hatte eine Mütze auf von Fuchspelz. Der Fuchsschwanz hing hinten herunter. Wenn wir auf die Station kamen, schirrte ich die

*) Bettinas Schwester, die Gattin Savignys.

Pferde ab und half auch wieder anspannen. Mit den Postillions sprach ich gebrochen Deutsch, als wenn ich Franzose wär. Im Anfang war schön Wetter, als wollt es Frühling werden, bald wurd es ganz kalter Winter; wir kamen durch einen Wald von ungeheuren Fichten und Tannen, alles bereift, untadelhaft; nicht eine Menschenseele war des Weges gefahren, der ganz weiß war; noch obendrein schien der Mond in dieses verödete Silberparadies, eine Totenstille – nur die Räder pfiffen von der Kälte. Ich saß auf dem Kutscherſitz und hatte gar nicht kalt; die Winterkält schlägt Funken aus mir; – wie's nah an die Mitternacht rückte, da hörten wir Pfeifen im Walde; mein Schwager reichte mir ein Pistol aus dem Wagen und fragte, ob ich Mut habe loszuschießen, wenn die Spitzbuben kommen; ich sagte ja; er sagte: „Schießen Sie nur nicht zu früh." Die Lullu hatte große Angst im Wagen; ich aber unter freiem Himmel, mit der gespannten Pistole, den Säbel umgeschnallt, unzählige funkelnde Sterne über mir, die blitzenden Bäume, die ihren Riesenschatten auf den breiten mondbeschienenen Weg warfen – das alles machte mich kühn auf meinem erhabenen Sitze. – Da dacht ich an ihn, wenn der mich in seinen Jugendjahren so begegnet hätte, ob das nicht einen poetischen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, daß er Lieder auf mich gemacht hätte und mich nimmermehr vergessen. Jetzt mag er anders denken – er wird erhaben sein über einen magischen Eindruck; höhere Eigenschaften (wie soll ich die erwerben?) werden ein Recht über ihn behaupten.

Wenn nicht Treue – ewige, an seine Schwelle gebannt, mir endlich ihn erwirbt! So war ich in jener kalten, hellen Winternacht gestimmt, in der ich keine Gelegenheit fand, mein Gewehr loszuschießen; erst wie der Tag anbrach, erhielt ich Erlaubnis loszudrücken. Der Wagen hielt, und ich lief in den Wald und schoß in die dichte Einsamkeit Ihrem Sohn zu Ehren mutig los; indessen war die Achse gebrochen; wir fällten einen Baum mit dem Beil, das wir bei uns hatten, und knebelten ihn mit Stricken fest; da fand denn der Schwager, daß ich sehr anstellig war, und lobte mich. So ging's fort bis Magdeburg; präzis 7 Uhr abends wird die Festung gesperrt; wir kamen eine Minute nachher und mußten bis den andern Morgen um sieben halten; es war nicht sehr kalt, die beiden im Wagen schliefen. In der Nacht fing's an zu schneien; ich hatte den Mantel über den Kopf genommen und blieb ruhig sitzen auf meinem freien Sitze; am Morgen guckten sie aus dem Wagen, da hatte ich mich in einen Schneemann verwandelt; aber noch eh sie recht erschrecken konnten, warf ich den Mantel ab, unter dem ich recht warm gesessen hatte. In Berlin war ich wie ein Blinder unter vielen Menschen, und auch geistesabwesend war ich, an nichts konnt ich teilnehmen; ich sehnte mich nur immer nach dem Dunkel, um von nichts zerstreut zu sein, um an die Zukunft denken zu können, die so nah gerückt war. Ach, wie oft schlug es da Alarm! – plötzlich, unversehens, mitten in die stille Ruhe, ich wußte nicht von was. Schneller, als ich's

denken konnte, hatte mich ein süßer Schrecken erfaßt. O Mutter, Mutter! Denk Sie an Ihren Sohn! Wenn Sie wüßte, Sie sollte ihn in kurzer Zeit sehen, Sie wär auch wie ein Blitzableiter, in den alle Gewitter einschlügen. – Wie wir nur noch wenige Meilen von Weimar waren, da sagte mein Schwager, er wünsche nicht den Umweg über Weimar zu machen und lieber eine andere Straße zu fahren. Ich schwieg stille, aber die Lullu litt es nicht; sie sagte, einmal wär mir's versprochen, und er müßte mir Wort halten. Ach Mutter! – Das Schwert hing an einem Haar über meinem Haupte, aber ich kam glücklich drunter weg.

In Weimar kamen wir um zwölf Uhr an; wir aßen zu Mittag, ich aber nicht. Die beiden legten sich aufs Sofa und schliefen; drei Nächte hatten wir durchwacht. „Ich rate Ihnen", sagte mein Schwager, „auch auszuruhen; der Goethe wird sich nicht viel draus machen, ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und was Besonderes wird auch nicht an ihm zu sehen sein." Kann Sie denken, daß mir diese Rede allen Mut benahm? – Ach, ich wußte nicht, was ich tun sollte, ich war ganz allein in der fremden Stadt; ich hatte mich anders angekleidet, ich stand am Fenster und sah nach der Turmuhr; eben schlug es halb drei. – Es war mir so, als ob sich Goethe nichts draus machen werde, mich zu sehen; es fiel mir ein, daß ihn die Leute stolz nennen; ich drückte mein Herz fest zusammen, daß es nicht begehren solle, – auf einmal schlug es drei Uhr. Und da war's doch auch gerad, als hätte er mich gerufen; ich lief

hinunter nach dem Lohnbedienten, kein Wagen war da. Eine Portechaise? Nein, sagt ich, das ist eine Equipage fürs Lazarett. Wir gingen zu Fuß. Es war ein wahrer Schokoladenbrei auf der Straße; über den dicksten Morast mußte ich mich tragen lassen, und so kam ich zu Wieland, nicht zu Ihrem Sohne. Den Wieland hatte ich nie gesehen; ich tat, als sei ich eine alte Bekanntschaft von ihm, er besann sich hin und her und sagte: „Ja, ein lieber bekannter Engel sind Sie gewiß, aber ich kann mich nur nicht besinnen, wann und wo ich Sie gesehen habe.“ Ich scherzte mit ihm und sagte: „Jetzt hab ich's herausgekriegt, daß Sie von mir träumen, denn anderswo können Sie mich unmöglich gesehen haben.“ Von ihm ließ ich mir ein Billett an Ihren Sohn geben, ich hab es mir nachher mitgenommen und zum Andenken aufbewahrt; und hier schreib ich's Ihr ab.

„Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie La Rochens Enkelin wünscht Dich zu sehen, l. Br., und gibt vor, sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgebe, würde ein Talisman seyn, der ihr Mut gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn Dir's nicht ebenso wie mir geht.

Den 23. April 1807. W.“

Mit diesem Billett ging ich hin, das Haus liegt dem Brunnen gegenüber; wie rauschte mir das Wasser so betäubend – ich kam die einfache Treppe hinauf, in der Mauer stehen Statuen von Gips; sie gebieten Stille. – Zum wenigsten ich könnte nicht laut werden auf diesem heiligen Hausflur. Alles ist freundlich und doch feierlich. In den Zimmern ist die höchste Einfachheit zu Hause, ach so einladend! Fürchte dich nicht, sagten mir die bescheidenen Wände, er wird kommen und wird sein und nicht mehr sein wollen wie du – und da ging die Tür auf, und da stand er feierlich ernst und sah mich unverwandten Blickes an; ich streckte die Hände nach ihm, glaub ich – bald wußt ich nichts mehr, Goethe fing mich rasch auf an sein Herz. „Armes Kind, hab ich Sie erschreckt," das waren die ersten Worte, mit denen seine Stimme mir ins Herz drang; er führte mich in sein Zimmer und setzte mich auf das Sofa sich gegenüber. Da waren wir beide stumm; endlich unterbrach er das Schweigen: „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie." „Ach!" sagt ich, „ich lese die Zeitung nicht." – „So! – Ich habe geglaubt, alles interessiere Sie, was in Weimar vorgehe." – „Nein, nichts interessiert mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, in der Zeitung zu blättern." – „Sie sind ein freundliches Kind." – Lange Pause – ich auf das fatale Sofa gebannt, so ängstlich. Sie weiß, daß es mir unmöglich ist, so wohlerzogen dazusitzen. – Ach Mutter! Kann

man sich selbst so überspringen? – Ich sagte plötzlich: „Hier auf dem Sofa kann ich nicht bleiben," und sprang auf. – „Nun!" sagte er, „machen Sie sich's bequem;" nun flog ich ihm an den Hals, er zog mich aufs Knie und schloß mich ans Herz. – Still, ganz still war's, alles verging. Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm – ich schlief an seiner Brust ein; und da ich aufgewacht war, begann ein neues Leben. Und mehr will ich Ihr diesmal nicht schreiben.

Besuch im Hotel

Kannst Du Dir keinen Begriff machen, mit welchem Jubel die Mutter mich aufnahm? So wie ich hereinkam, jagte sie alle fort, die bei ihr waren. „Nun ihr Herren," sagte sie, „hier kommt jemand, der mit mir zu sprechen hat," und so mußten alle zum Tempel hinaus. Wie wir allein waren, sollte ich erzählen, – da wußt ich nichts. Aber wie war's, wie Du ankamst? – Ganz miserabel Wetter. – Vom Wetter will ich nichts wissen; – vom Wolfgang; wie war's, wie Du hereinkamst? Ich kam nicht; er kam; – nun wohin? – in den Elefanten, um Mitternacht, drei Treppen hoch; alles schlief schon fest, die Lampen auf dem Flur ausgelöscht, das Tor verschlossen, und der Wirt hatte den Schlüssel schon unterm Kopfkissen und schnarchte tüchtig. – Nun, wie kam er denn da herein? – Er klingelte zweimal, und wie er zum drittenmal recht lang an der Klingel zog, da machten sie ihm auf. – Und Du? – Ich in meiner Dachstube merkte nichts davon; Meline lag schon lange und schlief im Alkoven mit vorgezogenen Vorhängen; ich lag auf dem Sofa und hatte die Hände überm Kopf gefaltet und sah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond an der Decke spielte; da hört ich's rascheln an der Tür, und mein Herz war gleich

auf dem Fleck; es klopfte während ich lauschte, aber weil es doch ganz unmöglich war in dieser späten Stunde, und weil es ganz still war, so hört ich nicht auf mein ahnendes Herz; – und da trat er herein, verhüllt bis ans Kinn im Mantel, und machte leise die Tür hinter sich zu und sah sich um, wo er mich finden sollte; ich lag in der Ecke des Sofas ganz in Finsternis eingeballt und schwieg; da nahm er seinen Hut ab, und wie ich die Stirne leuchten sah und den suchenden Blick, und wie der Mund fragte: Nun, wo bist Du denn? da tat ich einen leisen Schrei des Entsetzens über meine Seligkeit, und da hat er mich auch gleich gefunden.

Die Mutter meinte, das würde eine schöne Geschichte geworden sein in Weimar. Der Herr Minister um Mitternacht im Elefanten drei Treppen hoch eine Visite gemacht! – Ja, wohl ist die Geschichte schön; jetzt, wo ich sie hier überlese, bin ich entzückt, überrascht, hingerissen, daß *mir* dies all' begegnet ist, und ich frag Dich: Welche Stunde wird so spät sein in Deinem Leben, daß es nicht Dein Herz noch rühren sollte? – Wie Du in der Wiege lagst, da konnte kein Mensch ahnen, was aus Dir werden würde, und wie *ich* in der Wiege lag, da hat mir's keiner gesungen, daß ich *Dich* einst küssen würde.

Mit Goethe im Park

Das, woran ein Freund teilgenommen, daß man sich auf seinen Arm gestützt, auf seiner Schulter geruht hat, dies einzige ätzt tief jede Linie der Gegenstände ins Herz; so weiß ich jeden Baum des Parkes noch, an dem wir vorübergegangen, und wie Du die Äste der Zuckerplatane niederbogst und zeigtest mir die rötliche Wolle unter den jungen Blättern und sagtest, die Jugend sei wollig; und dann die runde, grüne Quelle, an der wir standen, die so ewig über sich sprudelt, bul, bul, und Du sagtest, ich rufe der Nachtigall, und die Laube mit der steinernen Bank, wo eine Kugel an der Wand liegt, da haben wir eine Minute gesessen, und Du sagtest: „Setze Dich näher, damit die Kugel nicht in Schatten komme, denn sie ist eine Sonnenuhr," und ich war einen Augenblick so dumm, zu glauben, die Sonnenuhr könne aus dem Gange kommen, wenn die Sonne nicht auf sie scheine, und da hab ich gewünscht, nur einen Frühling mit Dir zu sein; hast Du mich ausgelacht. Da fragt ich, ob Dir dies zu lange sei. „Ei nein", sagtest Du, „aber dort kömmt einer gegangen, der wird gleich dem Spaße ein Ende machen." Das war der Herzog, der gerade auf uns zukam; ich wollte mich verstecken, Du warfst deinen Überrock auf mich, ich sah durch den langen

Ärmel, wie der Herzog immer näher kam, ich sah auf seinem Gesicht, daß er was merkte. Er blieb an der Laube stehen; was er sagte, verstand ich nicht, so große Angst hatte ich unter Deinem Überrock, so klopfte mir das Herz. Du winktest mit der Hand, das sah ich durch meinen Rockärmel; der Herzog lachte und blieb stehen; er nahm kleine Sandsteinchen und warf nach mir, und dann ging er weiter. Da haben wir nachher noch lange geplaudert miteinander, was war's doch? – nicht viel Weisheit, denn Du verglichst mich damals mit der weisheitsvollen Göttin, die den Sokrates über die Liebe belehrte, und sagtest: „Kein gescheites Wort bringst Du vor, aber Deine Narrheit belehrt besser wie ihre Weisheit." – Und warum waren wir da beide so tief bewegt? – Daß Du von mir verlangtest mit den einfachen Worten: „Lieb mich immer," und ich sagte: „Ja." – Und eine ganze Weile drauf, da nahmst Du eine Spinnwebe von dem Gitter der Laube und hingst mir's aufs Gesicht und sagtest: „Bleib verschleiert vor jedermann und zeige niemand, was Du mir bist." – Ach! Goethe, ich hab Dir keinen Eid der Treue getan mit den Lippen, die da zuckten vor heftiger Bewegung und keine Worte kannten; ich erinnere mich gar nicht, daß ich mit Selbstbewußtsein Dir die Treue zugesagt hätte; es ist alles mächtiger in mir wie ich, ich kann nicht regieren, ich kann nicht wollen, ich muß alles geschehen lassen.

In der Nacht

Heute erzähle ich Dir, wie Du mich in dunkler Nacht unbekannte Wege führtest, das war in Weimar auf dem Markte, als wir an eine Treppe kamen und Du zuerst niederstiegst und, als ich unsicher zu folgen versuchte, mich in Deinen Mantel gehüllt dahin trugst; Herr! ist es wahr? – hast mich in beiden Armen schwebend getragen; wie schön warst Du da, wie groß und edel, wie leuchtete Dein durchdringender Blick dunkel im Glanz der Sterne mich an. Da oben mit beiden Armen Dich umschlingend, wie war ich selig! Wie lächeltest Du, daß ich so selig war, wie freute es Dich, daß Du mich hattest, über Dir schwebend mich trugst, wie freute ich mich; und dann schwang ich mich hinüber auf die rechte Schulter, um die linke nicht zu ermüden. Du ließest mich durch die erleuchteten Fenster sehen, eine Reihe friedlicher Abende von alt und jung, bei Lampenschein oder bei hellem Küchenfeuer; auch der kleine Hund und das Kätzchen waren dabei. Du sagtest: „Ist das nicht eine allerliebste Bildergallerie?“ – So kamen wir von einer Wohnung zur andern, aus den finsteren Straßen hervor unter die hohen Bäume; ich reichte an die Äste, da rauschten die Vögel auf, da freuten wir uns, wir beide! – Kinder ich und Du. Und nun? – Du ein Geist,

aufgefahren zu den Himmeln, und ich? – Unerleuchtet, unerfüllt, unerwartet, unverstanden, ungeliebt; ja, sie könnten mich fragen: wer bist Du und was willst Du? Und wenn ich Antwort gäbe, würden sie sagen: wir verstehen dich nicht. Du aber erkanntest mich und öffnetest mir die Arme und das Herz, und jede Frage war gelöst und jeder Schmerz beschwichtigt. – Dort im Park zu Weimar gingen wir Hand in Hand unter den dichtbelaubten Bäumen, das Mondlicht fiel ein, Du gabst mir viele süße Namen; es klingt noch in meinen Ohren: „Lieb Herz! Mein artig Kind!“ Wie war ich erfreut, zu wissen, wie ich Dir heiße; dann führtest Du mich an die Quelle; sie kam mitten aus dem Rasen hervor, wie eine grüne, kristallene Kugel; da standen wir eine Weile und hörten ihrem Getön zu. „Sie ruft der Nachtigall,“ sagtest Du, „denn sie heißt auf persisch Bulbul; sie ruft Dich, Du bist meine Nachtigall, der ich gern zuhöre.“ Dann gingen wir nach Hause, ich saß an Deiner Seite, da war's so stille, nahe an Deinem Herzen; ich hörte es klopfen, ich hörte Dich atmen, da lauschte ich und hatte keine Gedanken, als bloß Deinem Leben zuzuhören. – O Du! – Hier lange nach Mitternacht, allein mit Dir im Angedenken jener Stunde vor vielen Jahren, durchdrungen von Deiner Liebe, daß meine Tränen fließen; und Du! Nicht auf Erden, jenseits! – wo ich Dich nicht mehr erreiche. – Ja, Tränen! – alles umsonst. – So verging die Zeit an Deiner Brust, keine Ahnung, daß sie verging, es war alles für die Ewigkeit ein-

gerichtet. Dämmerung – die Lampe warf einen ungewissen Schein an die Decke, die Flamme knisterte und leuchtete auf, das weckte Dich aus Deinem tiefen Sinnen. – Du wendetest Dich nach mir und sahst mich lange an, dann lehntest Du mich sanft aus Deinen Armen und sagtest: „Ich will gehen; sieh, wie unsicher das Nachtlicht brennt, wie beweglich die Flamme an der Decke spielt; grade so unsicher brennt eine Flamme in meiner Brust, ich bin ihrer nicht gewiß, ob sie nicht auflodere und Dich und mich verzehre." Du drücktest meine Hände, Du gingst, ohne mich zu küssen. Ich blieb allein; erst, wie es sonderbar mit Liebenden ist, war ich ruhig; ich fühlte mich von Glanz umgeben und von Glanz erfüllt, aber plötzlich durchdrang mich der Schmerz, daß Du gegangen warst. Wem sollte ich's klagen, daß ich Dich nicht mehr hatte? Ich trat vor den Spiegel, da sah mein blasses Antlitz heraus; so schmerzlich sah das Auge mich an, daß ich vor Mitleid gegen mich selbst in Tränen ausbrach.

Von einer berühmten Frau

Diesmal hat Sie mir's nicht recht gemacht, Frau Rat. Warum schickt Sie mir Goethes Brief nicht? – Ich hab seit dem 13. August nichts von ihm, und jetzt haben wir schon Ausgang September. Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was Kurioses, keine andre kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein kitzelt auf der Zung und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch, aber der reine Weizen ist mir doch lieber; den säet der Säemann in die gelockerte Erd, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Völker, und trägt goldene Ähren, da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau, und ich will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre. – Jetzt will ich Ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zu Nacht gegessen hab in Mainz; keine Frau wollt neben ihr sitzen bei Tisch, da hab ich mich neben sie gesetzt; es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter

uns gepflanzt, und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen und ihr ins Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich; ich sagte: „Vos adorateurs me suffoquent“; sie lachte. – Sie sagte, Goethe habe mit ihr von mir gesprochen; ich blieb gern sitzen, denn ich hätte gern gewußt, was er gesagt hat, und doch war mir's unrecht, denn ich wollt lieber, er spräch mit niemand von mir; und ich glaub's auch nicht – sie mag nur so gesagt haben; es kamen zuletzt so viele, die alle über mich hinaus mit ihr sprechen wollten, daß ich's gar nicht länger konnte aushalten: ich sagt ihr: „Vos lauriers me pèsent trop fort sur les épaules.“ Und ich stand auf und drängt mich zwischen den Liebhabern durch; da kam der Sismondi, ihr Begleiter, und küßt mir die Hand und sagte, ich hätte viel Geist, und sagt's den andern, und sie repetierten es wohl zwanzigmal, als wenn ich ein Prinz wär; von denen findet man auch immer alles so gescheit, wenn es auch das Gewöhnlichste wär. – Nachher hört ich ihr zu, wie sie von Goethe sprach; sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rat, ich wurd zornig über diese Reden („Das war überflüssig,“ wird Sie sagen), ich wend' mich an Schlegel und sagt ihm auf deutsch: „Die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung; wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Ärmel

schütteln kann, die den Franzosen so imponieren; wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz andrer Held ist." – Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen besseren Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde; ich trat darauf und schubste es mit dem Fuße auf die Seite und ging fort. – Das war die Geschichte mit der berühmten Frau; hab Sie keine Not mit Ihrem Französisch, sprech Sie die Fingersprache mit ihr und mache Sie den Kommentar dazu mit Ihren großen Augen, das wird imponieren; die Staël hat ja einen ganzen Ameisenhaufen Gedanken im Kopf, was soll man ihr noch zu sagen haben? Bald komm ich nach Frankfurt, da können wir's besser besprechen.

Erste Begegnung mit der Günderode

Das Geißblatt, das da herabschwankt über die Latten, blüht dies Jahr viel üppiger. Weißt Du, das war unser erst Wort; ich sagte zu Dir: „Es war ein recht kalter Winter dies Jahr, der Hahnenfuß hat seine meisten Zweige erfroren, die Laube gibt wenig Schatten“; da sagtest Du: „Die Sonne gibt und die Laube nimmt; was sie nicht fassen kann vom Licht, das muß sie durchlassen zu uns,“ und dann sagtest Du, diese Pflanze sei schöner benannt Geißblatt als Hahnenfuß, weil man dabei eine schöne Ziege sich denke, die mit Anmut gewürzige Blumen fresse, und daß die Natur für jedes Geschöpf ein idealisch Leben darbiete. – Und wie die Elemente in ungestörter Wirkung das Leben erzeugen, tragen, nähren und vollenden, so bereite sich im Genuß einer ungestörten Entwicklung abermals ein Element, in dem das Ideal des Geistes blühen, gedeihen und sich vollenden könne. – Und dann sagtest Du, ich solle mich doch weiß kleiden der Natur zuliebe, die rund um uns her so herrliche Blumen aufsprieße; dabei ein Kleid tragen zu wollen mit gedruckten Blumen, das sei geschmacklos, und man müsse im Einklang leben wollen mit der Natur, sonst könne die Knospe des Menschengeistes nicht aufblühen. – Ich dachte ein Weilchen über Deine Reden, so

waren wir beide still – die Antwort war an mir – ich getraute mich gar nicht, Du kamst mir so weisheitsvoll vor, es schien mir Dein Denken wirklich mit der Natur übereinzustimmen, und Dein Geist rage über die Menschen hinaus, wie die Wipfel voll duftiger Blüten im Sonnenschein, im Regen und Wind, Nacht und Tag immer fortstreben in die Lüfte. Ja, Du kamst mir vor wie ein hoher Baum, von den Naturgeistern bewohnt und genährt. Und wie ich meine Stimme hörte, die Dir antworten wollte, da schämte ich mich, als sei ihr Ton nicht edel genug für Dich. – Ich konnt's nicht herausjagen, Du wolltst mir helfen und jagtest „Der Geist strömt in die Empfindung, und die geht aus allem hervor, was die Natur erzeugt, der Mensch habe Ehrfurcht vor der Natur, weil sie die Mutter ist, die den Geist nährt mit dem, was sie ihm zu empfinden gibt." – Wie sehr hab ich an Dich gedacht und Deine Worte und an Deine schwarzen Augenwimpern, die Dein blau Aug decken, wie ich Dich gesehen hatt zum allererstenmal, und Dein freundlich Mienenspiel und Deine Hand, die mein Haar streichelte. Ich schrieb auf: Heut hab ich die Günderode gesehen, es war ein Geschenk von Gott. –

In der Nacht auf dem Rhein

Du hast mich verwöhnt mit Deinen kleinen Briefen aus dem Rheingau, ich kenne ja doch Deine große Ruhe, in die Du manchmal so schweigsam versunken warst, daß ich oft stundenlang mit Dir war, und Du sprachst nicht; so wird's jetzt auch sein – der Nachhall Deiner stillen Begeisterung ist's, oder es wiederholen sich tiefe Melodien Deiner Seele in Dir, denen horchst Du zu. Ja! wie's in jener himmlischen zauberhaften Nacht war, auf dem Rhein, wo wir zusammen unter der blühenden Orangerie auf dem Verdeck saßen. – Wie schön war's doch, daß die gerade von Köln nach Mainz fuhr, und daß wir beide auf dem Schiff die einzigen waren, die in der Nacht da oben blieben, die andern fürchteten die kalte Nachtluft, das war ein rechtes Glück. Wir freuten uns, als der letzte hinabgeflüchtet war, und wir waren ganz allein, und bloß der Steuermann und die Ruder und die große Stille, – und meinen Pelz warf ich um Dich und saß zu Deinen Füßen, und der deckte mich auch noch, und wie schön war die Mondnacht, es sollte nicht ein Wölkchen am Himmel sein, der unermeßliche Luftozean, in dem allein der Mond schwamm. – Da warst Du auch so stille, und wenn ich ein Wort sagte, so verlor sich's gleich im tiefen Schweigen –

daß ich auch nicht mehr reden mochte aus Ehrfurcht vor der stillen Versunkenheit der ganzen Natur! – Und wer kann's je vergessen, der in so heller Nacht auf dem Rhein schifft, wenn beide Ufer sich im Mondglanz baden; – und dann kam der Wind und rauschte erst leise in den Kronen, und dann stärker, und es fielen Blüten auf Dich und mich, und da sah ich mich um nach Dir, hinauf zu Dir, da lächeltest Du, weil es zu schön war, was uns da widerfuhr, aber wir beide schwiegen still, um nicht zu stören alles, was sich an Schönheit rund um uns ausbreitete, und wir fuhren um die stillen Inseln und kamen näher ans Ufer, daß die Weiden herüberhingen, und verwickelten ihre Zweige in unsere Bäume, und schüttelten über Dir die Krone, daß sie all ihre Blüten Dir in den Schoß warf; da warst Du erschrocken aufgewacht, denn Du warst eingeschlafen gerade – einen Augenblick. – Ja, ich auch schlaf gern, wo es gerad mir am seligsten ist; da ist immer die Ruhe über mir, als wäre Seligkeit nur eine Wiege und schaukelte die Seele und wiegte sie aus einem Traum in den andern hin und her, wo es schön und schöner wär. – Ich dachte da, es war ein köstlich Wohlgefühl in mir und betete es vor Gott, ich wollte nicht glücklicher sein in der ganzen Fülle der Welt, als so, wie es uns beiden da beschert war, und ich fühlte mich so gestärkt und knüpfte mich getreuer an Dich.

Die Günderode

Sie erzählte mir wenig von ihren sonstigen Angelegenheiten, ich wußte nicht, in welchen Verbindungen sie noch außer mir war; sie hatte mir zwar von Daub in Heidelberg gesprochen und auch von Kreuzer, aber ich wußte von keinem, ob er ihr lieber sei als der andere; einmal hatte ich von andern davon gehört, ich glaubte es nicht, einmal kam sie mir freudig entgegen und sagte: „Gestern hab ich einen Chirurg gesprochen, der hat mir gesagt, daß es sehr leicht ist, sich umzubringen," sie öffnete hastig ihr Kleid und zeigte mir unter der schönen Brust den Fleck; ihre Augen funkelten freudig; ich starrte sie an; es ward mir zum erstenmal unheimlich; ich fragte: „Nun! – und was soll ich denn tun, wenn Du tot bist?" – „O," sagte sie, „dann ist Dir nichts mehr an mir gelegen, bis dahin sind wir nicht mehr so eng verbunden, ich werd mich erst mit Dir entzweien." Ich wendete mich nach dem Fenster, um meine Tränen, mein vor Zorn klopfendes Herz zu verbergen; sie hatte sich nach dem andern Fenster gewendet und schwieg; – ich sah sie von der Seite an, ihr Aug war gen Himmel gewendet, aber der Strahl war gebrochen, als ob sich sein ganzes Feuer nach innen gewendet habe; – nachdem ich sie eine Weile beobachtet hatte, konnt ich mich nicht

mehr fassen – ich brach in lautes Schreien aus; ich fiel ihr um den Hals und riß sie nieder auf den Sitz und setzte mich auf ihre Knie und weinte viel Tränen und küßte sie zum erstenmal an ihren Mund und riß ihr das Kleid auf und küßte sie an die Stelle, wo sie gelernt hatte das Herz treffen; und ich bat mit schmerzlichen Tränen, daß sie sich meiner erbarme, und fiel ihr wieder um den Hals und küßte ihre Hände; sie waren kalt und zitterten; und ihre Lippen zuckten, und sie war ganz kalt und starr und totenblaß und konnte die Stimme nicht erheben; sie sagte ganz leise: „Bettine, brich mir das Herz nicht." – Ach, da wollte ich mich aufreißen und wollte ihr nicht weh tun; ich lächelte und weinte und schluchzte laut, ihr schien immer banger zu werden; sie legte sich aufs Sofa; da wollt ich scherzen und wollt ihr beweisen, daß ich alles für Scherz nehme; da sprachen wir von ihrem Testament; sie vermachte einem jeden etwas; mir vermachte sie einen kleinen Apoll unter einer Glasglocke, dem sie einen Lorbeerkranz umgehängt hatte. Ich schrieb alles auf. Im Nachhausegehen machte ich mir Vorwürfe, daß ich so aufgeregt gewesen war; ich fühlte, daß es doch nur Scherz war oder auch Phantasie, die in ein Reich gehört, welches nicht in der Wirklichkeit seine Wahrheit behauptet; ich fühlte, daß ich unrecht gehabt hatte und nicht sie, die ja oft auf diese Weise mit mir gesprochen hatte. Am andern Tage führte ich ihr einen jungen französischen Husarenoffizier zu mit hoher Bärenmütze; es war der Wilhelm

von Türkheim, der schönste aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmut und Scherz; er war unvermutet angekommen; ich sagte: „Da hab ich Dir einen Liebhaber gebracht, der soll Dir das Leben wieder lieb machen.“ Er vertrieb uns allen die Melancholie; wir scherzten und machten Verse, und da der schöne Wilhelm die schönsten gemacht zu haben behauptete, so wollte die Günderode, ich solle ihm den Lorbeerkranz schenken; ich wollte mein Erbteil nicht geschmälert wissen. Doch mußt ich ihm endlich die Hälfte des Kranzes lassen; so hab ich denn nur die eine Hälfte. Einmal kam ich zu ihr, da zeigte sie mir einen Dolch mit silbernem Griff, den sie auf der Messe gekauft hatte; sie freute sich über den schönen Stahl und über seine Schärfe; ich nahm das Messer in die Hand und probte es am Finger, da floß gleich Blut; sie erschrak. Ich sagte: „O Günderode, Du bist so zaghaft und kannst kein Blut sehen und gebest immer mit einer Idee um, die den höchsten Mut vorausetzt; ich hab doch noch das Bewußtsein, daß ich eher vermögend wär, etwas zu wagen, obschon ich mich nie umbringen würde; aber mich und Dich in einer Gefahr zu verteidigen, dazu hab ich Mut; und wenn ich jetzt mit dem Messer auf Dich eindringe – siehst Du, wie Du Dich fürchtest?“ – Sie zog sich ängstlich zurück; der alte Zorn regte sich wieder in mir, unter der Decke des glühendsten Mutwillens; ich ging immer ernstlicher auf sie ein, sie lief in ihr Schlafzimmer hinter einen ledernen Sessel, um sich zu sichern; ich stach in den Sessel, ich riß ihn mit vielen

Stücken in Stücke, das Roßhaar flog hier- und dahin in der Stube; sie stand flehend hinter dem Sessel und bat, ihr nichts zu tun; – ich sagte: „Eh ich dulde, daß Du Dich umbringst, tu ich's lieber selbst." „Mein armer Stuhl!" rief sie; „Ja was, Dein Stuhl, der soll den Dolch stumpf machen;" ich gab ihm ohne Barmherzigkeit Stich auf Stich, das ganze Zimmer wurde eine Staubwolke; so warf ich den Dolch weit in die Stube, daß er prasselnd unter das Sofa fuhr; ich nahm sie bei der Hand und führte sie in den Garten, in die Weinlaube; ich riß die jungen Weinreben ab und warf sie ihr vor die Füße; ich trat darauf und sagte: „So mißhandelst Du unsere Freundschaft." – Ich zeigte ihr die Vögel auf den Zweigen, und daß wir wie jene spielend, aber treu gegeneinander bisher zusammen gelebt hätten; ich sagte: „Du kannst sicher auf mich bauen; es ist keine Sünde in der Nacht, die, wenn Du mir Deinen Willen kund tust, mich nur einen Augenblick besinnen machte; – komm vor mein Fenster und pfeif um Mitternacht, und ich geh ohne Vorbereitung mit Dir um die Welt. Und was ich für mich nicht wagte, das wag ich für Dich; – aber Du! – was berechtigt Dich, mich aufzugeben? – wie kannst Du solche Treue verraten; und versprich mir, daß Du nicht mehr Deine zaghafte Natur hinter so grausenhafte prahlerische Ideen verschanzen willst." – Ich sah sie an, sie war beschämt und senkte den Kopf und sah auf die Seite und war blaß; wir waren beide still, lange Zeit. „Günderode," sagte ich, „wenn es ernst ist, dann

gib mir ein Zeichen;“ – sie nickte. – Sie reiste ins Rheingau; von dort aus schrieb sie mir ein paarmal, wenige Zeilen; – ich hab sie verloren, sonst würde ich sie hier einschalten. Einmal schrieb sie: „Ist man allein am Rhein, so wird man ganz traurig, aber mit mehreren zusammen, da sind gerade die schauerlichsten Plätze am lustaufreizendsten; mir aber ist doch lieb, den weiten, gedehnten Purpurhimmel am Abend allein zu begrüßen; da dichte ich im Wandeln an einem Märchen, das will ich Dir vorlesen; ich bin jeden Abend begierig, wie es weitergeht; es wird manchmal recht schaurig, und dann taucht es wieder auf.“ Da sie wieder zurückkam und ich das Märchen lesen wollte, sagte sie: „Es ist so traurig geworden, daß ich's nicht lesen kann; ich darf nichts mehr davon hören, ich kann es nicht mehr weiter schreiben; ich werde krank davon. Und sie legte sich zu Bett und blieb liegen mehrere Tage; der Dolch lag an ihrem Bett; ich achtete nicht darauf, die Nachtlampe stand dabei; ich kam herein. „Bettina, mir ist vor drei Wochen eine Schwester gestorben; sie war jünger als ich, Du hast sie nie gesehen; sie starb an der schnellen Auszehrung.“ – „Warum sagst Du mir dies heute erst?“ fragte ich. – „Nun, was könnte Dich dies interessieren? Du hast sie nicht gekannt; ich muß so was allein tragen,“ sagte sie mit trockenen Augen. Mir war dies doch etwas sonderbar; mir jungen Natur waren alle Geschwister so lieb, daß ich glaubte, ich würde verzweifeln müssen, wenn einer stürbe, und daß ich mein Leben für jeden gelassen hätte. Sie fuhr

fort: „Nun denk: Vor drei Nächten ist mir diese Schwester erschienen; ich lag im Bett, und die Nachtlampe brannte auf jenem Tisch; sie kam langsam herein in weißem Gewand und blieb an dem Tisch stehen; sie wendete den Kopf nach mir und senkte ihn und sah mich an; erst war ich erschrocken, aber bald war ich ganz ruhig, ich setzte mich im Bett auf, um mich zu überzeugen, daß ich nicht schlafe. Ich sah sie auch an, und es war, als ob sie etwas bejahend nickte; und sie nahm dort den Dolch und hob ihn gen Himmel mit der rechten Hand, als ob sie ihn mir zeigen wolle, und legte ihn wieder sanft und klanglos hin, und dann nahm sie die Nachtlampe und hob sie auch in die Höhe und zeigte sie mir, und als ob sie mir bezeigen wolle, daß ich sie verstehe, nickte sie sanft, führte die Lampe zu ihren Lippen und hauchte sie aus. Denk nur," sagte sie voll Schauder, „ausgeblasen. – Und im Dunkel hatte mein Aug noch das Gefühl von ihrer Gestalt; und da hat mich plötzlich eine Angst befallen, die ärger sein muß, als wenn man mit dem Tode ringt; ja, denn ich wär lieber gestorben, als noch länger diese Angst zu tragen."

Es vergingen vierzehn Tage, da kam Fritz Schlosser; er bat mich um ein paar Zeilen an die Günderode, weil er ins Rheingau reisen werde, und wolle gern ihre Bekanntschaft machen. Ich sagte, daß ich mit ihr brouilliert sei, ich bäte ihn aber, von mir zu sprechen und achtzugeben, was es für einen Eindruck auf sie mache. „Wann gehen Sie hin," sagte ich; „morgen?" – „Nein, in acht Tagen." – „O, gehen Sie morgen, sonst

treffen Sie sie nicht mehr; – am Rhein ist's so melancholisch," sagte ich scherzend, „da könnte sie sich ein Leids antun." – Schlosser sah mich ängstlich an. „Ja, ja," sagt' ich mutwillig, „sie stürzt sich ins Wasser oder erstickt sich aus bloßer Laune." – „Freveln Sie nicht," sagte Schlosser; und nun frevelte ich erst recht: „Geben Sie acht, Schlosser, Sie finden sie nicht mehr, wenn Sie nach alter Gewohnheit zögern, und ich sage Ihnen, gehen Sie heute lieber wie morgen, und retten Sie sie vor unzeitiger melancholischer Laune." – Und im Scherz beschrieb ich sie, wie sie sich umbringen werde im roten Kleide, mit aufgelöstem Schnürband, dicht unter der Brust die Wunde; das nannte man tollen Übermut von mir; es war aber bewußtloser Überreiz, in dem ich die Wahrheit vollkommen genau beschrieb. – Am andern Tage kam Franz und sagte: „Mädchen, wir wollen ins Rheingau gehen, da kannst Du die Günderode besuchen. – „Wann?" fragte ich. – „Morgen," sagte er. – Ach, ich packte mit Übereile ein, ich konnte kaum erwarten, daß wir gingen; alles, was mir begegnete, schob ich hastig aus dem Wege, aber es vergingen mehrere Tage, und es ward die Reise immer verschoben; endlich, da war meine Lust zur Reise in tiefe Trauer verwandelt, und ich wär lieber zurückgeblieben. – Da wir in Geisenheim ankamen, wo wir übernachteten, lag ich im Fenster und sah ins mondbespiegelte Wasser; meine Schwägerin Toni saß am Fenster; die Magd, die den Tisch deckte, sagte: „Gestern hat sich auch eine junge, schöne Dame, die schon sechs Wochen

sich hier aufhielt, bei Winckel umgebracht; sie ging am Rhein spazieren ganz lange, dann lief sie nach Hause, holte ein Handtuch; am Abend suchte man sie vergebens; am andern Morgen fand man sie am Ufer unter Weidenbüschen; sie hatte das Handtuch voll Steine gesammelt und sich um den Hals gebunden, wahrscheinlich, weil sie sich in den Rhein versenken wollte; aber da sie sich ins Herz stach, fiel sie rückwärts, und so fand sie ein Bauer am Rhein liegen, unter den Weiden an einem Orte, wo er am tiefsten ist. Er riß ihr den Dolch aus dem Herzen und schleuderte ihn voll Abscheu weit in den Rhein; die Schiffer sahen ihn fliegen – da kamen sie herbei und trugen sie in die Stadt." – Ich hatte im Anfang nicht zugehört, aber zuletzt hört ich's mit an und rief: „Das ist die Günderode!" Man redete mir's aus und sagte, es sei wohl eine andere, da so viel Frankfurter im Rheingau waren. Ich ließ mir's gefallen und dachte, gerade was man prophezeie, sei gewöhnlich nicht wahr. – In der Nacht träumte mir, sie käme mir auf einem mit Kränzen geschmückten Nachen entgegen, um sich mit mir zu versöhnen; ich sprang aus dem Bett in des Bruders Zimmer und rief: „Es ist alles nicht wahr, eben hat mir's lebhaft geträumt!" „Ach," sagte der Bruder, „baue nicht auf Träume!" – Ich träumte noch einmal, ich sei eilig in einem Kahn über den Rhein gefahren, um sie zu suchen; da war das Wasser trüb und schilfig, und die Luft war dunkel, und es war sehr kalt; — ich landete an einem sumpfigen Ufer, da war ein Haus mit feuchten Mauern; aus dem schwebte sie

hervor und sah mich ängstlich an und deutete mir, daß sie nicht sprechen könne. – Ich lief wieder zum Schlafzimmer der Geschwister und rief: „Nein, es ist gewiß wahr, denn mir hat geträumt, daß ich sie gesehen habe, und ich hab gefragt: „Günderode, warum hast Du mir dies getan?“ Und da hat sie geschwiegen und hat den Kopf gesenkt und hat sich traurig nicht verantworten können.“ – Nun überlegte ich im Bett alles und besann mich, daß sie mir früher gesagt hatte, sie wolle sich erst mit mir entzweien, eh sie diesen Entschluß ausführen werde; nun war mir unsere Trennung erklärt, auch daß sie mir ein Zeichen geben werde, wenn ihr Entschluß reif sei. – Das war also die Geschichte von ihrer toten Schwester, die sie mir ein halb Jahr früher mitteilte, da war der Entschluß schon gefaßt. – O, ihr großen Seelen, dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge, zaghafte Herz, welche ungeheure Gewalt hat es bewogen, so zu handeln? – Am andern Morgen fuhren wir bei früher Zeit auf dem Rhein weiter. – Franz hatte befohlen, daß das Schiff jenseits sich halten solle, um zu vermeiden, daß wir dem Platz zu nahe kämen; aber dort stand der Fritz Schlosser am Ufer, und der Bauer, der sie gefunden, zeigte ihm, wo der Kopf gelegen hatte und die Füße, und daß das Gras noch niederliege – und der Schiffer lenkte unwillkürlich dorthin, und Franz, bewußtlos, sprach im Schiff alles dem Bauer nach, was er in der Ferne verstehen konnte, und da mußt ich denn die schauderhaften Bruchstücke der Erzählung vom roten Kleid mit anhören, das

aufgeschnürt war, und der Dolch, den ich so gut kannte, und das Tuch mit Steinen um ihren Hals und die breite Wunde; – aber ich weinte nicht, ich schwieg. – Da kam der Bruder zu mir und sagte: „Sei stark, Mädchen." – Wir landeten in Rüdesheim; überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf eine halbe Stunde bergan, ohne auszuruhen; – oben war mir der Atem vergangen, mein Kopf brannte, ich war den andern weit vorausgeeilt. – Da lag der herrliche Rhein mit seinem smaragdenen Schmuck der Inseln; da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufließen, und die reichen, friedlichen Städte an beiden Ufern und die gesegneten Gelände an beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichtigen werde, und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen, denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äußern, den ich einstens beherrschen könne.

Gestern waren wir in laubbekränztem Nachen den Rhein hinabgefahren, um die hundertfältige Feier des Weinfestes an beiden Bergufern mit anzusehen; auf unserem Schiff waren lustige Leute, sie schrieben weinbegeisterte Lieder und Sprüche, steckten sie in die geleerten Flaschen und ließen diese unter währendem Schießen den Rhein herabschwimmen; auf allen Ruinen waren große Tannen aufgepflanzt, die bei einbrechender Dämmerung angezündet wurden. Auf dem Mäuseturm, mitten im stolzen Rhein, ragten zwei mächtige Tannen

empor; ihre flammenden, durchbrannten Äste fielen herab in die zischende Flut; von allen Seiten donnerten sie und warfen Raketen, und schöne Sträußer von Leuchtkugeln stiegen jungfräulich in die Lüfte; und auf dem Nachen sang man Lieder, und im Vorbeifahren warf man sich Kränze zu und Trauben. Da wir nach Hause kamen, so war's spät, aber der Mond leuchtete hell; ich sah zum Fenster hinaus und hörte noch jenseits das Toben und Jauchzen der Heimkehrenden, und diesseits nach der Seite, wo sie tot am Ufer gelegen hatte, war alles still. Ich dachte, da ist keiner mehr, der nach ihr frägt, und ich ging hin, nicht ohne Grausen; nein, mir war bang, wie ich von weitem die Nebel über den Weidenbüschen wogen sah, da wär ich bald umgekehrt. Es war mir, als sei sie es selbst, die da schwebte und wogte und sich ausdehnte; ich ging hin, aber ich betete unterwegs, daß mich Gott doch schützen möge; — schützen? — vor was? Vor einem Geist, dessen Herz voll liebendem Willen gewesen war gegen mich im Leben; und nun er des irdischen Leibs entledigt ist, soll ich ihn fürchtend fliehen? — Ach, sie hat vielleicht einen besseren Teil ihres geistigen Vermögens auf mich vererbt seit ihrem Tod. Vererben doch die Voreltern auf ihre Nachkommen, warum nicht die Freunde? — Ich weiß nicht, wie weh mir ist! — Sie, die freundlich klare, hat meinen Geist vielleicht beschenkt. Wie ich von ihrem Grab zurückkam, da fand ich Leute, die nach ihrer Kuh suchten, die sich verlaufen hatte, ich ging mit ihnen; sie ahnten gleich, daß ich von

dort herkam. Sie wußten viel von der Günderode zu erzählen, die oft freundlich bei ihnen eingesprochen und ihnen Almosen gegeben hatte; sie sagten, so oft sie dort vorbeigehen, beten sie ein Vaterunser; ich hab auch dort gebetet zu und um ihre Seele, und hab mich vom Mondlicht reinwaschen lassen und hab es ihr laut gesagt, daß ich mich nach ihr sehne, nach jenen Stunden, in denen wir Gefühl und Gedanken harmlos gegeneinander austauschten.

Jacobi

Diese ganze Zeit hab ich mit Jacobi beinah alle Abende zugebracht; ich schätze es immer als ein Glück, daß ich ihn sehen und sprechen konnte; aber dazu bin ich nicht gekommen, — aufrichtig gegen ihn zu sein, und die Liebe, die man seinem Wohlwollen schuldig ist, ihm zu bezeigen. Seine beiden Schwestern verpalisadieren ihn; es ist empfindlich, durch leere Einwendungen von ihm abgehalten zu werden. Er ist duldend bis zur Schwäche und hat gar keinen Willen gegen ein paar Wesen, die Eigensinn und Herrschsucht haben, wie die Semiramis. Die Herrschaft der Frauen verfolgt ihn bis zur Präsidentenstelle an der Akademie; sie wecken ihn, sie bekleiden ihn, knöpfen ihm die Unterweste zu, sie reichen ihm Medizin; will er ausgehen, so ist's zu rauh, will er zu Hause bleiben, so muß er sich Bewegung machen. Geht er auf die Akademie, so wird der Nimbus geschneuzt, damit er recht hell leuchte. Da ziehen sie ihm ein Hemd von Batist an mit frischem Jabot und Manschetten und einen Pelzrock, mit prächtigem Zobel gefüttert, der Wärmkorb wird vorangetragen; kommt er aus der Sitzung zurück, so muß er ein bißchen schlafen, nicht ob er will; so geht's bis zum Abend in fortwährendem Widerspruch, wo sie ihm die Nacht-

müße über die Ohren ziehen und ihn zu Bette führen.

Neulich fuhr ich mit ihm, den beiden Schweſtern und dem Grafen Weſterhold nach dem Staremberger See. Wir aßen zu Mittag in einem Garten, alles war mit Blumen und blühenden Sträuchern überſät, und da ich zur Unterhaltung der gelehrten Geſellſchaft nichts beitragen konnte, ſo ſammelte ich deren ſo viel, als mein Strohhut faßte. Im Schiff, auf dem wir bei herannahendem Abend wohl anderthalb Stunden fahren mußten, um das jenſeitige Ufer wieder zu erreichen, machte ich einen Kranz. Die untergehende Sonne rötete die weißen Spitzen der Alpenkette, und Jacobi hatte ſeine Freude dran, er deployierte alle Grazie ſeiner Jugend; Du ſelbſt haſt mir einmal erzählt, daß er als Student nicht wenig eitel auf ſein ſchönes Bein geweſen, und daß er in Leipzig mit Dir in einen Tuchladen gegangen, das Bein auf den Ladentiſch gelegt und dort die neuen Beinkleidermuſter drauf probiert, bloß um das Bein der ſehr artigen Frau im Laden zu zeigen; – in dieſer Laune ſchien er mir zu ſein; nachläſſig hatte er ſein Bein ausgeſtreckt, betrachtete es wohlgefällig, ſtrich mit der Hand drüber; dann, wenige Worte über den herrlichen Abend flüſternd, beugte er ſich zu mir herab, da ich am Boden ſaß und den Schoß voll Blumen hatte, wo ich die beſten auslas zum Kranz, und ſo beſprachen wir uns einſilbig, aber zierlich und mit Genuß in Gebärden und Worten, und ich wußte es ihm begreiflich zu machen, daß ich ihn liebenswürdig finde, als auf einmal Tante Lenens

vorsorgende Bosheitspflege der feinen Gefühlskoketterie einen bösen Streich spielte; ich schäme mich noch, wenn ich dran denke; sie holte eine weiße, langgestrickte wollene Zipfelmütze aus ihrer Schürzentasche, schob sie ineinander und zog sie dem Jacobi weit über die Ohren, weil die Abendluft beginne rauh zu werden, gerade in dem Augenblick, als ich ihm sagte: „Heute versteh ich's recht, daß Sie schön sind," und er mir zum Dank die Rose in die Brust steckte, die ich ihm gegeben hatte. Jacobi wehrte sich gegen die Nachtmütze, Tante Lene behauptete den Sieg; ich mochte nicht wieder aufwärts sehen, so beschämt war ich. – „Sie sind recht kokett," sagte der Graf Westerhold; ich flocht still an meinem Kranz, da aber Tante Lene und Lotte einstimmend mir gute Lehren gaben, sprang ich plötzlich auf und trappelte so, daß der Kahn heftig schwankte. „Um Gottes willen, wir fallen!" schrie alles. „Ja, ja!" rief ich, „wenn Sie noch ein Wort weiter sagen über Dinge, die Sie nicht verstehen." Ich schwankte weiter. „Haben Sie Ruh, es wird mir schwindlig." – Westerhold wollte mich anrühren, aber da schwankte ich so, daß er sich nicht vom Platz getraute, der Schiffer lachte und half schwanken; ich hatte mich vor Jacobi gestellt, um ihn nicht in der fatalen Mütze zu sehen; jetzt, wo ich sie alle in der Gewalt hatte, wendete ich mich nach ihm, nahm die Mütze beim Zipfel und schwenkte sie weit hinaus in die Wellen. „Da hat der Wind die Mütze weggeweht," sagte ich; ich drückte ihm meinen Kranz auf den Kopf, der ihm wirklich

schön stand; Lene wollte es nicht leiden, die frischen Blätter könnten ihm schaden. „Lasse ihn mir doch," sagte Jacobi sanft; ich legte die Hand über den Kranz. „Jacobi," sagte ich, „Ihre feinen Züge leuchten im gebrochnen Licht dieser schönen Blätter wie die des verklärten Plato. Sie sind schön, und es bedarf nur eines Kranzes, den Sie so wohl verdienen, um Sie würdig der Unsterblichkeit darzustellen;" ich war vor Zorn begeistert, und Jacobi freute sich; ich setzte mich neben ihn an die Erde und hielt seine Hand, die er mir auch ließ. Keiner sagte etwas, sie wendeten sich alle ab, um die Aussicht zu betrachten, und sprachen unter sich, da lachte ich ihn heimlich an. Da wir ans Ufer kamen, nahm ich ihm den Kranz ab und reichte ihm den Hut. – Das war meine kleine Liebesgeschichte jenes schönen Tages, ohne welche der Tag nicht schön gewesen sein würde; nun hängt der Kranz verwelkt an meinem Spiegel, ich bin seitdem nicht wieder hingegangen, denn ich fürchte mich vor Helenen, die aus beleidigter Würde ganz stumm war und mir nicht Adieu sagte; so mag denn Jacobi freundlich meiner gegenken, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte, dieser Abschied kann ihm keinen unangenehmen Eindruck in der Erinnerung lassen.

Besuch bei Beethoven

Man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen; er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn im dritten Stock. Unangemeldet trat ich ein, er saß am Klavier; ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte, ob ich ein Lied hören wolle, was er eben komponiert habe? – Dann sagte er scharf und schneidend, daß die Wehmut auf den Hörer zurückwirkte: „Kennst Du das Land – nicht wahr, es ist schön?“ fragte er begeistert, „wunderschön! Ich will's noch einmal singen.“ Er freute sich über meinen reichen Beifall. „Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht,“ sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen komponiert hatte: „Trocknet nicht Tränen der ewigen Liebe.“ – Er begleitete mich nach Hause, und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst; dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Mut dazu gehörte, zuzu-

hören; er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch die Straße vergessen hätte; man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lange und wunderbar, sein Stolz fermentierte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche, und seine Finger leisten das Unmögliche. – Seitdem kommt er alle Tage, oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Galerien, Theater und sogar den Stefansturm. Beethoven sagt: „Ach, was wollen Sie da sehen! Ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn."

Die Ehrenkette

Die Frau Rat erzählt:

Es war an einem recht sommerlichen Tag; ich denk nach, was aus dem lieben Sonnenschein all werden soll, den ich da so mutterseelenallein in mich fressen muß; – es wird Mittag, die Türmer blasen derweil den Ablaß meiner Sünden vom Katharinenturm herunter. – In dieser Welt, wo Böses und Gutes oft in so herzlicher Umarmung einander am Busen liegen, da haben irdische und himmlische Angelegenheiten gar einen künstlichen Verkehr; an so einem melancholischen Feiertag, da verschmäht der Teufel auch eine falsche Trompete nicht, um den Menschen aus seinem geduldigen Seelenheil herauszublasen. Opfere den Verdruß, den Du davon spürst, Gott auf, und die Kreide von der Rechnungstafel Deiner Sünden ist heruntergewischt, denn lieber als das Sündegestöhn, was falscher klingt als die Sünde selber, will Gott den Teufel falsch blasen hören. Die Langeweile ist nun ganz apart an einem Sonntag in der Stadt Frankfurt, aber gar an so einem langen staubigen Sommertag, wo man sich in die Sonne stellt und denkt wie ein angezünd't Licht am hellen Tag: „Vor was bist Du da? – Alles kann bestehen ohne Dich!“ oder: „Alles geht ja doch konfus,“

und mit dem Zweifel, ob der blaue Dunst da oben wohl doch der Himmel sein könnt, streckt man sich am End seiner Erdentage aus den Erdensorgen heraus mit den Himmelssorgen auf dem Herzen und bedenkt nicht, daß alle Sorge Irrtum ist.

An so einem langweiligen Tag also, wie der Türmer wirklich in einer der Musik sehr mißgünstigen Stimmung in die Stadt herunterblies – ich meint, als wenn mir der jung Wein nur nicht auf dem Faß säuerlich wird – eine raube Halsarie wie heut, und die Sonn schien mir auf die Nas, daß ich nießen mußt, und das Lieschen bekomplimentiert mich darüber, da schellts. Ich ruf: „Guck einmal, wers ist." „Ei, es ist der Frau Bethmann ihr Bedienter; ob Sie wollte heunt Nachmittag mit ins Kirschenwäldchen fahren?" – Ei was? – Ei freilich! Was werd ich nicht wollen fahren an diesen einzigen Pläsierort, vor allen schönen Orten in ganz Deutschland, wo die Kirschen wie die schönsten Rubinen im smaragdnen Blätterschmuck an den Bäumen hängen, wo die Frankfurter Sonnenstrahlen ein Goldnetz durchwirken und der Himmel sein blaues Zelt mit silbernen Wolken drüber spannt.

Jetzt sag ich: „Wir wollen präzis zwölf Uhr essen, dann wird alles zurechtgemacht zum Abend, wann ich heimkomm; da wird meine Wasserflasche hingestellt, das Bett zurechtgemacht, damit mir die Zeit vergeht bis die Füchserchen angetrabt komme; dann setz ich meine Haub auf, bloß die mit den Spitzen." „Ei, wollen Sie net die mit den Sternblume aufsetzen, die steht schöner!" –

„Nein, die will ich nicht aufsetzen; man muß bescheiden sein in der schönen Natur und sie nicht überstrahlen wollen; es gelingt einem doch nicht. Was meint Sie denn, daß so ein Kranz von papierne Blume zu sagen hätt da draußen auf der grünen Wies? Ei, ich setz den Fall, ich könnt der Stadtherd begegnen, so könnt mich ja der Brummelochs mit einem einzige Maul voll Dotterblume, die er vom Weidanger mit seiner langen Zung in einem Hui zusammenrafft und wegschnappt, in die größt Beschämung versetze, daß er frißt und verdaut, was die Frau Rat in Papier nachgemacht zum Putz auf dem Kopfe tragt. – Jetzt ohne weiter Federlesen die Spitze'haub eweil auf der grünen Bouteille aufgepflanzt, dann die Filethandschuh ohne Daumen, daß ich sie nicht brauch auszuziehen beim Kirschenessen. Das Körbchen nehm ich mit, daß ich kann Kirschen mitbringen – die kleine schwarze Salopp und den Sonneparaplü, denn um die jetzig Sommerzeit kommt häufig so ein klein erquicklich Regenschauerchen mitten durch den Sonnenschein. Da lachts und flennts zu gleicher Zeit am Himmel. – Nun ist alles in Ordnung; so wird der Tisch gedeckt und aufgetragen, denn zwölf Uhr ist schon vorbei. Was gibts heut?" „Brühsupp." „Fort mit, ich mag keine." – „Aber Frau Rat, Ihne Ihr Magen!" – „Aber ich will keine Supp, sag ich; komm Sie mir nicht an so einem schöne Sommertag mit ihren Magensorgen an, – was gibts noch?" „Stockfisch, aufgewärmt von gestern, und Kartoffel." „Den Stockfisch laß mir vor der Nase

weg, der paßt nit zu meiner Stimmung; ich laß mir keinen Stockfischgeruch in den Vorgeschmack aufdampfen, den ich von dem Blumenduft draußen auf der Wies schon in Gedanken genieße; aber die Kartoffel bring Sie, an denen verunreinigt man die erhabenen Gedanken nicht; die könnt so ein indischer Priester in seiner Verzückung ungestört genieße. – Ich glaub gewiß, die sind aus dem Manna gewachse, das vom Himmel fiel, wie die Juden in der Wüst in der Hungersnot waren; das war so ein verzettelter Mannasame, aus dem sind dann die Kartoffeln gewachsen, die vor aller Hungersnot bewahren. Ja, damals hatten die Juden noch eine Wüst, wo sie sich niederlassen konnten; jetzt ist keine Wüst mehr da, und wann die närrische Häns nicht fliegen lerne wie die Raubvögel, daß sie als manchmal auf eine vorüberfahrende Segelstang sich könne setzen wie die Zugvögel, so weiß ich nicht, wo sie werden bleiben. In der Wüste waren sie nit so gierig; hätten sie damals alles verschlungen, so wär kein himmlischer Mannasamen übrig geblieben, und ich wüßt nicht, was ich heut essen sollt, und jetzt geb ich nur künftig ohne Widerred allemal dem Betteljud zwei Kreuzer, so oft er kommt. Denn wir könne den Juden das nicht genug Dank wissen, daß wir Kartoffeln essen." – Nun war das Essen noch nicht all, es kam noch eine gebratne Taub. –

Ich hatte Appetit, fliegt mir grad eine lebendige Taub vors Fenster und ruckert mir lauter Vorwürf ins Herz. Ich fahr ins Kirschenwäldchen, und das arme Tier mit verschränkte Flügel, mit

denen es sich hätte können in alle Weltfreude schwingen, liegt in der Bratpfann. Der Christ jagt die halb Natur durch den Schlund, damit er auf der Erd kann bleibe, um sein Seelenheil zu befördern, und dann macht ers grad verkehrt. – Nun kurz, der Vorwurf von der Taub am Fenster lastet mir auf dem Herzen; ich kann keinen Bissen essen.

Die Taub wird unberührt wieder in die Speiskammer gestellt; ich ziehe mich derweil an, um der Ungeduld etwas weiß zu machen. Die Spitzehaub wird von der Bouteille heruntergenommen, aufgesetzt und die Nachtmütz wird draufgestülpt, damit ich sie heut abend, wenn ich nach Haus komm, gleich auswechsle kann, noch eh Licht kommt; das ist so meine alte Gewohnheit. Nun sitz ich da mit meinem Sonnenschirm in der Hand, im besten Humor, und lach die Lieschen aus mit ihrer Angst wegen meinem leeren Magen. – Ich guck auf die Uhr – der Wagen kommt gerappelt; den alten Johann, ein ganz gescheiter Kerl, hör ich schon an seinem gewohnten Gange die Trepp heraufkommen. – „Lieschen, geschwind lauf Sie hinaus auf den Vorplatz an die Tür, ehs schellt." Da schellts schon, die Lieschen macht die Tür auf; da steht ein goldbordierter Herr mit einem dreieckigen Hut und guckt mir ins Gesicht, und mein alter Johann kommt hinten nach. – Ich sag zu dem fremde Wundertier: „Sie sind wohl einen unrechten Weg gegangen!" – und will mich an ihm vorbeimachen; aber weil er sagt: „Ich bin geschickt von Ihro Majestät der Frau Königin von

Preußen an die Frau Rätin Goethe," so guck ich ihn an, ob er wohl nicht recht gescheit wäre. — „Und," fährt er fort, „die königlich Equipage werden um zwei Uhr kommen, um die Frau Rätin nach Darmstadt abzuholen; mit Ihrer Majestät sollen Sie den Tee trinken im Schloßgarten!" — Ich sag: „Johann! Jetzt hör er einmal, was das vor Sachen sind! Wenn einem eine Pomeranz aus dem blauen Himmel grad auf die Nas fällt, da soll man gleich sein Verstand bei der Hand haben und sie auffangen; das will viel heißen! — Ei, wem hatt ich denn die Kontenance zu verdanken als bloß dem Johann? Der stellt sich an die Seite vor lauter Respekt vor dem unvorhergesehenen Ereignis und guckt mich so feierlich an, daß ich mich gleich besinn, was ich mir und der Einladung schuldig bin; ich guck ihn mit einem Feuerblick an, daß der Kerl in sich geht, denn er war nahe daran, zu lachen. Ich sag: „Mein Herr Kammerherr, oder was Sie vor ein höflicher Beamter sein mögen, rennen Sie nur wieder spornstreichs zur Frau Königin und melden, die Frau Rat werden ihrerseits die Ehre haben, die von der Frau Königin ihr zugedachte Auszeichnung anzunehmen. Und machen Sie nur, daß die Kutsch hübsch akkurat kommt, damit ich auch nicht zu spät komme, da das Warten und Wartenlassen meine Sach nicht ist." — Dabei macht ich so große Augen, daß der preußisch Hoflakei gewiß seine Verwundrung wird gehabt haben über den besonderen Schlag Madamen aus der freien Reichsstadt Frankfurt. Man muß seine Zuflucht nehmen

zu allerlei Künsten, um seine Würde zu behaupten. Wer kann sonst Religion in die Menschen bringen? Daß so ein Hofschranz Respekt hätte vor einem Bürger, dazu ist er einmal verdorben; da muß man auf Mittel denke, wie er den Kopf ganz verliert und nicht weiß, was er dazu sagen soll. Da fiel mir der Türklopper ein von unserm Aderlaßmännchen, dem Herrn Unser; das ist so ein Löwenfratz, wie sie an Salomon seinem Thronsessel zur Verzierung angebracht sind. Den mach ich nach – damit jag ich meinen Herold in die Flucht; er nimmt die Bein an den Hals und rennt die Trepp herunter. Ich blieb stockstill stehen, die Lieschen bleibt stehen, der Johann rührt sich nicht vom Fleck, bis wir die Haustür zumachen hören. „Frau Rat," sagt der Johann, „Sie werden also jetzt unmöglich ins Kirschenwäldchen fahren, und da werd ich dann bestelle, warum Sie nicht mit könne fahren?" „Ja, lieber Johann, und bestell ers doch gleich im Vorbeigehen beim Perückenmacher Heidenblut, der soll gleich kommen und erzähl ers unterwegs alle Leut; so was muß stadtbekannt werden." – „Ja, das ist gewiß," sagt der Johann, „und wenn mir nur das Herz nit bersten wird, bis ich herausgeplatzt bin dermit" – fort ist der Johann. – Nun guck ich mein Lieschen an; die steht vor mir wie nicht recht gescheit und zittert an alle Glieder. „Ei Lieschen," sprech ich voll Verwunderung, „wie kommt es, daß ihr die Haub hinderst der vörderst sitzt, das war doch vorher nicht." – Und ich weiß nicht, wie das möglich war! Es ist doch wunderlich, wie bei

überraschende Gelegenheiten die Spukgeister sich allerlei Schabernack erlauben mit solchen Leut, die der Sach nicht gewachsen sind. Das war nun mein Lieschen wirklich nicht. Sie konnts nicht finden, weder Zwickelstrümpf noch Schuh noch sonst ein Kleidungsstück; kein Rock konnt sie mir ordentlich über den Kopf werfen. Wenn ich nun auch den Kopf verloren hätt, ich wär nicht fertig geworden. Jetzt sag ich: „Bring sie mir einmal die gebratne Taub wieder herein, denn ich verspür über die königlich Geschicht ein schreiende Hunger. Und nun schmeiß sie die Nachthaub von der Bouteille herunter – ich werd auch noch meiner Seel den ganzen Stockfisch herunterfressen. Nun schenk sie mir ein Glas Wein ein; ich muß Feuer in den Adern haben.“ Der Perückenmacher war gleich herbei; über die unbegreifliche Nachricht hat er in seinem stumme Erstaune mich aufgedonnert, und nun mußt er mir die Haub aufsetze mit den Sternblumen. Es war ein Heidenpläsier; fingerdicke Schmink hat er mir aufgelegt. „Die Frau Rat sehen superb aus,“ sagt der Herr Heidenblut. Und die Lieschen stand wie eine Gans vor mir, als ob sie mich nicht mehr kennte. – Nu, wir verbringe noch so ein Zeitchen vor dem Spiegel, links die Lieschen mit der verkehrte Haub, denn die hat sie noch nicht Zeit gehabt herumzukriegen, rechts der Herr Heidenblut mit dem Kamm hinterm Ohr, ganz verzückt in mein Lockenbau; ich in der Front mit einem feuerfarbne Schlepprock mit doppelte Florspitzen, Diamantbracelett, echte Perlen um den Hals, ein Schlupp

von Diamante vorgesteckt. Nun, es war zum Malen, die drei Personagen da aus dem Spiegel herauslachen zu sehen. Wir wurden ganz lustig und dachten nicht, wie die Zukunft mir auf den Hals gerückt kommt. Wenn ich doch an all die charmante Witze vom Heidenblut mich noch erinnern könnt; er mußt sich hinstellen, und ich macht mein Probekompliment vor ihm; er verstehts. Er frisiert ja die allerhöchste Theaterprinzesse. – Da kommt's aber wie ein Sturm angerennt und hält still vor der Haustür. Kutsch – vier Pferd und zwei Lakaie hinten drauf noch ohne den Kutscher. – Jetzt kommen sie herbeigestolpert, faßt mich ein jeder unterm Arm und tragen mich schwebend in die Kutsch. Schad, daß die Fahrt nicht mit meine vier Pferd durch die Bockheimergass geht, am Haus vom Herrn Bürgermeister vorbei. – Aber das Glück bescherte mir unser Herrgott noch, denn kaum biege wir im volle Trab um die Eck, stoßen wir auf die Bürgermeisterskutsch mitsamt dem Herrn Bürgermeister von Holzhausen drin, mit seine zwei Lakaien hinten drauf mit ihre alte abgelebte Haarbeutel – ich auch – aber meine Haarbeutel waren ganz neu. In vollem Rand fahren wir vorbei am Herrn Bürgermeister. Ich grüß feierlich mit dem Fächer und hab das Plaisier, zu sehn, daß mein Herr von Holzhausen im Wagen sitzen, versteinert, und sehn mich nicht mit ihre Glotzaugen; er streckt den Kopf heraus, aber umsonst, wir flogen wie der Wind vorbei.

Sollte ich nun alle Gedanken erzählen, die

mir auf meiner Reis bis Darmstadt eingefallen sind, so müßt ich lügen, denn ich war sozusagen auf einer Schaukel, die schlecht in Schwung gebracht war. Bald flog ich dort hinaus, bald wieder nach der andern Seite, bald dreht sich alles mit mir im Durmel herum; dann dacht ich wieder, wie ichs alles meinem Sohne wollt schreiben, und da fing mir das Herz an zu klopfen. Ich konnts vor Ungeduld nicht behaglich finden in der Kutsch – ich fing an die Kastanienbäum zu zählen in der Allee. Ich wollt probieren, ob ichs könnt bis hundert bringe, aber ich bracht keine zehn Bäum zusammen, da waren meine Gedanken wieder wo anders. Einmal kam mir ein gescheiter Gedanken. Ich dacht, was hab ich davon? Ist mir die Geschicht angenehm? – Sollt sie mir nur noch ein einzig Mal wieder begegnen, da würd ich mich schon besinne, daß sie mir langweilig wär. Was war das heunt morgen vor eine Komödie, was ist mir vor eine Hitz in den Kopf gestiegen; und nun steck ich in einer zweifelhaften Unbequemlichkeit – wo ich da hingeh zu fremde Leut, die gar nicht dran denke, wer da angerumpelt kommt. – – „Ohne Kurage kein Genie," hat mein Sohn immer gesagt, und will ich oder nicht, so muß ich doch einmal die höfliche Schmach auf mich nehmen, mit gesundem Mutterwitz dort in dem Fürstensaal vor einer eingebildeten Welt zu paradieren und bloß für eine Sabelerscheinung mich betrachten zu lassen. Ja, die Welt steht auf einem Fuß, wo keiner an die Wirklichkeit vom andern glaubt und sich doch

ſelber vergnügt fühlt, wenn er nur von ſo einem Scheinheiligen beſcheinigt iſt. Nun, alleweil kamen wir wie ein Sturmwind angeraſſelt, ganz erſchrocken darüber, daß ich ſchon da bin, wie ich eben vor Ungeduld mein, es wird nie dazu kommen. Ich ſteig aus, die Bediente renne wie ein Lauffeuer vor mir weg. Ei, ich kann da nicht wie eine Lerch mich ihnen nachſchwingen. Ich ſeh den Augenblick kommen, wo ich weder Bediente noch Weg mehr finden kann. Ich hatt mich ein bißchen verſäumt gehabt, die Krumplen aus meinem Staatskleid herauszuſchütteln, da waren ſie unterdeſſen in einer Allee verſchwunden wie ein paar Irrlichter; wir waren auseinandergekommen. Ich geh ſo dem Gehör nach, immer im Kreis ums Hofgezwitſcher herum, immer näher, bis ich endlich aus meinem Schattenreich heraus unter den aufgepolſterte Hoftroß trete. Ich hielt mich im Hintergrund mit meinen Beobachtungsgaben, grad wie ein General bei einer Poſition, die er dem Feinde abluchſen will. Denn überraſchen laß ich mich nicht; Mut hab ich, womit ich den Leuten, wenn ſie den Kopf verlieren, ihn oft wieder zurecht geſetzt hab. Ja, bei Gelegenheiten, von denen eine Frau keinen Verſtand zu haben behauptet wird, da ſteht als dem Mann derſelbig ihm allein zugemeſſene Verſtand ſtill, daß er wehklagt: „Ach, was fangen wir an?“ – Da antwortet die Frau und ſchlägt den Nagel auf den Kopf. – Die Welt wird immer hinkend bleiben, wenn der Verſtand auf dem Mann ſeiner Seit hinüberhinkt, mit dem er die verrückte Welt-

angelegenheiten so schwermütig hinter sich dreinschleppt. Was batets dem große Weltgeist, daß er das Eheprinzip in sich trägt, wenn der männliche Verstand ein Hageſtolz bleibt. – Also die erst Bemerkung, die ich mach in dem mich umgebenden Hofzirkel, ist die, daß meine amarantfarbne Schleppe nicht grad ein guter Passepartout ist, denn nicht ich mit meinem Vierundzwanzigpfünderblick, nicht meine Person wird mit neugierigen Augen betracht, nein, die wird übergesehn, aber meine Falbelas, meine Taille, meine Frangen. Von unten herauf, immer höher und höher werd ich scharf examiniert, bis sie endlich zur Florfontange kommen, wo die Sternblumen drauf gepflanzt waren. Da halten sie an und entdecken, daß auch ein Gesicht mitkommen war; da prallen sie wie der Blitz auseinander und melden meine Erscheinung der Frau Königin. Die kommt mit einem ehrfurchtsvoll gehaltnen Schritt auf mich los, ich gleich salutiere mit einem Feuerblick vom erste Kaliber, und nun mache alle Leute Platz. Und die Frau Königin, wie eine schöne Götternymph, führt mich an ihrer Hand, und der Wind spielt in dem schneehagelweiße Faltengewand, und ein Lockenpaar, das spielt an auf jeden Tritt, den sie tut, und die blendende Stirn und die wunderschön blaßrote Farb von ihrem Gesicht, und der freundliche Mund, der ganz voll allerlei Geflüster mich anspricht. Verstanden hab ichs nicht, ich war durmlich von Vergnügen und konnt auch nichts weiter hervorbringen als: „Hochgeschätzter Augenblick und liebwerteste Gegenwart und wunderns-

wert vor Götter und vor Menschen – und wie sie erst die Kett vom Hals sich losmacht und hängt sie mir um, und der ganze Hofkreis trippelt und guckt. Ich hab innerlich den Apoll und den Jupiter angerufen; diese menschenbegreifende Götter sollen mir beistehn, daß ich vernünftig bleib und nicht alles um mich her für wunderliche Tiere halt, denn alle diese vornehmen Hofchargen kamen mir vor wie ein heraldischer Tierkreis. Löwen, Büffel, Paviane, Greife; aber auf ein Gesicht, das menschlich schön zu nennen wär, besinn ich mich nicht. Das mag davon herkommen, weil diese Menschengattung mehr eine Art politischer Schrauben oder Radwerk an der Staatsmaschine und keine rechte Menschen sind. Hartbörig, hartherzig, kurzsichtig, stolz und eigensinnig Volk, und es gehört immer der Zufall und ein Verdienst um sie, absonderlich aber ihre eigene Laune dazu, und noch viel andre Künste, um von ihnen bemerkt und gehört zu werden. Schreien und Poltern oder gar recht haben hilft gar nichts bei ihnen; ja, besonders das Recht haben, das kommt der politische Staatsmaschine ihrer hochtragenden Nas immer in die Quer. „Was soll das heißen, daß man mit seinm Recht an die widerrenn tut?“ Sollte das Schicksal diese Nas ausersehen haben, daß sie darauf falle, das wär kein Schaden; darum muß man ihr Platz machen. Ja, von solchen ist kein christlich Gesinnung zu erwarten, das ist übrig. Man soll seines Bestallungsbriefes an die Natur sich erinnern, wenn man was mit ihne zu verhandeln hat, damit man an der doppel-

schneidig-weltbürgerliche Politur nicht auch mit seinen edleren Gesinnungen als ausglitscht. Das fehlte noch, daß man wie ein Lauskerl vor sich selber dasteht und darf nicht in den Spiegel gucken vom eignen Gewissen. –

Solche Gedanke hatte ich in dem Tierkreis, wo die Ordensbänder und Stern und goldblitzende Staatsröck rund um mich herum blinkerten wie im Traum. Und wie im Traum dacht ich: wenn ich König wär, hielt ich mir eine aparte Insel vor das heraldische Tiervolk, da könnten sie so fortleben bis sie sterben wollten; aber mir jederzeit unter den Füßen herum zu krabbeln, daß man alle Augenblicke über sie stolpern müßt, das litt ich nicht.

Nun, während ich über den Darmstädter Tierkreis meine Glossen mach, wovon ein nicht unbedeutender Teil mit besterntem Bauch, mit übereinanderschielenden Blicken und überlegenden Mienen des Menschenwohls da unter der Herd herumstolpern, spür ich deutlich, daß ich in dem Verwunderungsstrudel dagesessen hatte wie ein Schaf. Ich schäme mich, daß ich sollte mit so einem unscheinbare Antlitz die freie Reichsstadt vertreten; ich such mir eine andere Physiognomie aus, den Frankfurter Adler. No! – wie der Adler, wenn er Donner und Blitz bewacht, so sitz ich da, und die lieb Sonn, ohne Urlaub zu nemme, setzt sich auf den Reisefuß und ging hinter denen schöne Linde bergab spazieren; und der Mond kam herauf, auf den mit allerlei poetische Spekulatione angespielt wurde. Ich mußt lachen

über die empfindungsvolle Tonart, in welche die Gesellschaft da überging. Nun, ich kann nicht alles aus dem Gedächtnis hervorkrame. Ich schwieg in meiner stolze Position still, denn kein Mensch hatte mir ein Wort zu sagen, seit die Parade Szen vorbei war. Ich machte daher meine olympische Adlersmiene ohne Unterbrechung fort, und da war auch nicht ein Augenblick, wo ich mir nachgegeben hätt und hätt meinem Alletagsgesicht auch nur erlaubt, durchzublinzeln. – Auf emal! – schlägt mir ein Trompetegeschmetter durchs Ohr, ich fahr aus einem tiefen Schlaf, in dem ich aller Herrlichkeiten, die um mich her vorgingen, vergessen, träume dem Herrn Heidenblut und der Jungfer Lieschen meine erlebte Abenteuer zu erzähle, und ganz vergnügt bin, daß alles überstande ist. – Ja, der vermeint Adler hat den Kopf in seine Spitzekragen gesteckt und war unbewußt seiner entschlummert über dem viele Geschwärm von alle bedeutungsvolle Momente, die mir da in einm Hui ins Alltagsleben hereingestoben kamen, und ich, als in der Meinung, meinen olympischen Götterglanz fortzubehaupten, fall aus der Roll heraus und in Schlaf. Mit natürliche Dinge wars zugegangen; denk sich einer die verschiedenen Motionen, dene ich vom frühen Morgen an ausgesetzt gewesen war; es war ja alles wie ein Traum. Wars da ein Wunder, daß ichs am End für ein Traum hielt und ruhig weiter schlief? – Und die Nachtdämmerung – und ich saß ja da für gar keine weitere Geschäfte, als bloß Betrachtung anzustelle,

was doch die Parze vor eigensinnige Begebenheiten einem in den Lebensfaden einspinne. No! Als ich mit einem Schrecke durch alle Eingeweide aufwach, hat sich die Szen verändert; das Gebüsch wirft keinen Schatten mehr auf den leeren Platz, weil alles Tageslicht gewichen war. Der Trompetenstoß, der mich von meinem tiefe Schlaf auferweckt hatte, war aus dem Tanzsaal erschallt, wo helle Fackeln brenne, wo die ganze Hofnympheschar in einem schwebende Tanz mit dene heraldische Cavaliere herumhüppe; aus den unterirdische Kellerhäls dampft ein köstlicher Speisegeruch; in denen sieht man die Herrn Köche mit weißen Zipfelmützen munter und allert Fett in das Feuer werfe, daß es hell aufflackert; die Champagnerflasche hört man im Plotonfeuer losknalle und die Frau Rat, die zu diesem Göttermahl feierlichst eingeholt waren mit vier weiße Schimmel, die sitzen unter einem Vogelkirschbäumche, welche Frucht man bekanntlich nicht esse kann, und spüren Hunger.

Die Nacht war eingebrochen, und ich, unbekannt mit der Hofetikett, und doch mit einem Schicklichkeitsgefühl, was vielleicht grad aus grader, herzlicher Aufrichtigkeit den entgegengesetzte Weg hätt eingeschlagen von dem, was statuiert wär, ich stand in der Klemm, wie ich mich zu verhalten hätt, aber ich wurde sehr bald herausgerissen. Die gute Frau Königin hat mich in all dem Trubel nicht vergessen. Wie sie ihren ersten Tanz ausgemacht hat, da sieht sie sich um nach mir; und wie sie mich nicht finden kann, da

gibt sie gleich Order. Das konnt ich durch die Fensterscheiben bemerken; – kaum hatte sie nach mir gefragt, da laufen die Kammerherren, die Lakaien durch den ganzen Saal im Kringel herum, um mich zu finden. Aber, dacht ich, sucht ihr nur. – Wie sie mich nicht finden können, da fällt ihnen doch ein, daß ich vielleicht könnt im Garten geblieben sein. Nun kommen sie heraus und verteilen sich in alle Regionen; ich drück mich dicht bei der Tür an die Wand, denn im Garten wollt ich mich nicht finden lassen, da hätt ich mich zu sehr geschämt. Nun dacht ich, jetzt ist der wichtige Moment, da muß ich einen energischen Streich machen und mich auf gut Glück wieder ins Meer stürzen, unter die Hofwogen, und mich da um die Wett mit denen aufbauschen. Wie also ein Hoflakai wie ein Schuß Pulver von der Tür abblitzt in den Garten hinaus, um mich im Gebüsch zu suchen, so fahr ich an dem blinde Hans vorbei, grad in den Saal herein, wo mir glücklicherweis alle Leut den Rücken drehten. – Ach!! – Gott sei Dank!! – Denn das Herzklopfen, was ich nach überstandner Katastrophe empfand – nun, wer sich das denken kann? – bis ich mich so allmählich wieder beruhigte. – Denk sich einer, wenn die Windbeutel, die Kammerherren und Kammerdiener, da die Frau Rat unter dem Vogelkirschbäumchen gefunden hätten und hätten mit ihre Windlichter mir unter mein schlafend Angesicht geleucht. Nein, ich frag alle gute Freund, ob einer sich das gewünscht hätt? – Antwort: Nein! – Aber was man sich nicht wünscht, das

soll man andern nicht gönnen. Ich auch hab mirs nicht gewünscht und hätts meinem Feind nicht gegönnt.

Wie ich mich etwas erleichtert fühlte, so rückte ich allmählich hinter den vielen Leuten hervor, die an der Tür standen, und kam so ganz nah an die Frau Königin heran; die winkte mir. Und nun kommen die Kammerjäger von ihrer Jagd durchs Buschwerk zurück und wollen eben mein Verschwinden melden, da sehn sie zu ihrer Verwundrung, wie ich eben mit denen Prinzen von Gotha, noch ein paar ganz jungen Bürschercher, Bekanntschaft mach. Die erzählen von meinem Sohn, weil sie ihn sehr gut kenne vom Weimarer Hof, und ich erzähl auch mein Bestes, und das war eine ganz vergnügte halbe Stund, wo ich mich ganz mit meinem Schicksal wieder aussöhnte. Auch hatte sich meine Verlegenheit nach und nach beschwichtigt über meine Toilette, denn ich hatte mir gleich vorgenommen gehabt, nur in keinen von denen großen hell erleuchtete Wandspiegel zu gucken; das war gar nicht so leicht. – Daß, wenn allenfalls was an mir in Unordnung geraten wär, daß ich nicht auch noch den Schreck auf mein gepreßt Herz laden müßt, weil aber die Leut all ganz vernünftig mich ansehn und keiner eine zum Lachen gestimmte Miene macht, da wag ich's und tu einen Seitenblick und finde mich nicht nur ganz menschlich, sondern ich gefalle mir auch sehr wohl mit meinem kurascharten Aug, das da thront über alle verkehrte Eingebildheiten, mit dem sie mich rund umher zu überschauen

meinten. Ich schaute auf sie wieder herab, wie ein Wetterdach, das sie in Schutz genommen hat gegen den erfrischenden Regen und den kühlenden Wind, dem sie sich auszusetzen Bedenken tragen. Und so ließ ich sie mich umirren mit ihren nichtssagende Blicke, als bloß wie dürres Laub, was im Wind dahinfliegt.

Die gute Frau Königin sah mirs an, daß es Zeit war, mich zu entlassen; sie nahm da mein Dank recht freundlich auf und erinnert mich an die Zeiten, wo sie in meinem Haus unter meinem Schutz gewohnt hatte und tausend lustige Spielstunden in meinem Hof sich gemacht. –

Da ich nun entlassen war, so kam gleich wieder so ein dienender Geist von morgens früh und frägt mich, ob ich vielleicht den Wagen bestellen wollt lassen? – „Nichts lieber wie das," sag ich, „bester Freund, verdienen Sie sich einen Lohn im Himmel, und helfen Sie mir über die königlich Schwell hinüber in mein bürgerlich Dasein." Wie ich nun wieder im Wagen saß, wer war froher wie ich? – Ich hatte vor allen überraschenden Verlegenheiten und Sorgen gar nicht können an meine goldne Kett denken; jetzt beguck ich sie mir im Mondschein, und sie machte mir doch großes Pläsier.

Denn alle Auszeichnungen, die mir werden, das weiß ich, die hab ich doch meinem Sohn zu danken, und wie soll das eine Mutter nicht freuen? –

* * *

Frankfurter Bürgertum ist der best Adel, der sich bis jetzt noch in alle Zeiten Respekt erworben hat. Welcher Staat kann sich des rühmen? Nun, ich kann Euch sagen, als ich in der Nacht vors Tor kam, so freut ich mich über die Maßen: „Sie müssen die Sperr bezahlen!" „Königlich Equipage!" ruft der Lakai vom Bock herunter; Schildwach ruft: „Heraus!" – „Ei was!" sag ich, „freilich will ich die Sperr bezahlen. Stecken Sie Ihnen Ihr Seitengewehr ein, Herr Leutnant, ich bins nur und sonst niemand!" – „Ei, um so besser, vor Ihnen präsentiere mer das Gewehr mit Vergnüge." – Nun, als wir durch den Orkus durchgerumpelt waren und endlich vor meinem Haus stillhalten, so kommt mir ein ganzer Trupp von Basen und Vettern entgegengestürzt. – Ich sag: „Ei, was wollt ihr dann? – Es ist nachtschlafende Zeit!" – „Ach, Gott seis gedankt, daß wir Sie wieder vor unsern Augen sehen, lieb Frau Rat; wir hatten gedacht, Sie wären arretiert! Die Jungfer Lieschen hat uns in große Ängste zusammengetrummelt. Es wär eine Order kommen von Ihre Königliche Majestät von Preußen, grad wie Sie hätten wollen ins Kirschenwäldchen fahren mit der Frau Bethmann; und kaum daß Sie sich hätten was anziehen können, so wären Sie mit Eskorte von drei Mann in einem zuenen Wagen mit vier Pferd forttransportiert worden. Und so sitzen wir hier schon drei Stund und wissen nicht, was wir sollen anfangen, und eben wollten wirs dem Herrn Bürgermeister melden, und wir wären Ihnen nachgeeilt. Aber die Jungfer hatte den

Ort vergessen, wo Sie waren hintransportiert worden." – –

„Nun, um Gottes willen! Was sind das vor Sachen! – Das Rätsel will ich Euch morgen lösen; heunt will ich Euch nur eins sagen, daß die Jungfer Lieschen eine Hahlgans ist. Und ich seh wohl ein jetzt, daß ihr die Haub heunt morgen nicht verkehrt auf dem Kopf gesessen hat, daß ihr aber der Kopf verkehrt unter der Haub sitzt, davor will ich Euch stehn. Ich bedank mich übrigens vor die Teilnahme; und wenn Sie einmal arretiert werde sollten, so werd ich auch mein Bestes tun, Sie wieder einzuholen. Übrigens, wer meine große Abenteuer genauer will erfahren, der muß morgen kommen; heunt sind die Tore gesperrt." –

Nun, wie ich die gute Nachbarn los war – so mach ich der Lieschen erst Vorwürf, wie sie so dumm könnt sein und mir die Leut über den Hals trummelt.

Nun nehm ich meine Sternblumenhaub vom Kopf herunter und stülp sie über die Bouteille. Die hat heunt was mit mir erlebt! Ich eröffne meine Enveloppe; die Lieschen erstarrt von der goldnen Kett! – Sie macht mir Vorwürf, daß ich nicht gleich hab vor den Nachbarn, die um meine Abwesenheit waren in Sorgen gewesen, meinen Mantel aufgemacht. „Und," sagt sie, „das war einmal nichts, daß die Frau Rat nicht gleich es gesagt haben, und morgen bei Tag wird das lang so kein Effekt machen." – „Nun!" sag ich, „es ist nun emal geschehen, nun wollen wir uns

ins Negligé werfen und ins Bett legen und von denen viele Strapazen uns ausruhen!“ –

Nun kommts endlich so weit, daß ich im Bett liege. Die Frau Bethmann haben einen Korb mit den schönsten Kirsche mitgebracht aus dem Kirschenwäldchen, und wenn mirs recht wär, so wollte sie mir zulieb morgen noch einmal mit mir hinfahren. Ei, freilich ist mir das recht! Jetzt stell Sie mir die treffliche Herzkirschen an mein Bett und die Wasserflasche dabei, so werd ich wie eine Prinzeß mirs wohl sein lassen und die ganze Nacht Kirschen fressen. –

Aber die Lieschen hat keine Ruh, sie persuadiert mir noch über die weiß Nachtjack die goldne Kett um den Hals – und nun bewundert sie und bedauert, daß es die Nachbarn von rechts und links und gegenüber nicht gesehn haben! „Nun!“ sag ich, „schweig Sie mit ihrem Lamento, es ist emal vorbei; hätt ich ehnder dran gedacht, so hätt ichs freilich ihne zeigen können; es würde sie im ersten Augenblick, wo sie noch den Schreck in alle Glieder hatten über meine bewußte Arretierung, noch mehr gefreut und überrascht haben!“ – „Ach!“ ruft die Lieschen, „die hab ich gleich wieder beisammen, es ist ja nit weit hin!“ Und eh ich ihr auf ihre Dummheit Kontraorder geben kann, klappt sie mit ihre Pantoffel die Trepp hinunter. Ich hör die Haustür gehen, ich lieg da in der Nachtjack im Bett mit meiner goldne Kett, mit meine Kirschen. Ich denk, was soll das werden; alle Leut liegen um ein Uhr in der Nacht im tiefsten Schlaf; seit wieviel Jahr

hat ein gesunder Frankfurter die Stern am Himmel um diese Zeit nicht gesehn: und nun poltert mir die Lieschen die Menschen zusammen! – Ja, richtig, da kommen sie schon mit angepoltert! – Nun, morgen wird die ganze Stadt sagen, ich wär nicht recht gescheit. – Jetzt, der erste Gesell, der die Tür aufmacht, sein der Herr Dr. Lehr. „Ei, um Gottes wille, wie kommen Sie daher?“ – „Ei, wie ich eben in Wagen steigen will bei der Frau Schaket, die eben mit einem kleinen Sohn niedergekommen sind, da kommt Ihr Hausjungfer Lieschen Hals über Kopf daher gerennt, und im Vorbeirenne frägt sie, ob ich nicht wollt die schöne Kett sehen, die Ihne der König von Preußen mit eigne Hände hat um den Hals gehängt!“ – Ei, die Lieschen ist ja imstand und redet die ganze Stadt auf, um die Kett zu sehn; und morgen werden die Leut sagen, ich war nicht recht gescheit! – Nun, weil der Doktor Lehr in Bewundrung über meine Kette dastehn, so kommen die andern nachgepoltert, die all von der Lieschen und ihrer Neugierd wieder aus dene Betten getrummelt waren, und ich hatt nicht weniger wie zehn Personen im Zimmer und ein fürchterlich Geschnatter! Ich sagt aber nichts und ließ sie gucken und Glossen machen und aß ruhig meine Kirschen auf; und mit der letzte Kirsch da sagt der Doktor Lehr: „Nun werd ich meine Kindbetterin, noch eh ich nach Haus fahr, besuchen, und werd von der golderne Kett noch erzählen!“ – „O,“ sag ich, „schicke Sie mir nicht auch noch die Stadthebamm übern Hals!“ – Jetzt, kaum war der

Doktor Lehr fort, so empfehle sich auch die Nachbarsleut und bedanke sich, und ich mach meine Entschuldigungen, daß die Lieschen ohne mein Wille sie hat wieder aus den Betten geholt. Sie gaben aber dem Lieschen ganz recht! – Nun, wie sie der Tür draußen waren und ich hör die Haustür gehn, war ich froh, daß ich endlich bei mir allein war. Aber da knistert was an der Tür! – Mein Schrecken! Ich denk, das ist am End heimlich ein Spitzbub hereingeschlichen; ich schrei um Hilf. Ich will eben ans Fenster springen und die Nachbarsleut wieder herbeirufen, die noch nicht weit sein könne, da ich die Absätz von ihre Schuh deutlich in der Fern widerhallen hör auf dem Straßenpflaster. Aber da kommt ja wahrhaftig die Frau Ableder herein, die Stadthebamm, und sagt, der Herr Doktor Lehr hätts ihr gesagt, ich hätts erlaubt, daß sie noch dürft komme und die goldern Kett sehn! –

„Ja," sag ich, „Frau Ableder, sehe Sie nach Gefallen, aber ich bitt Sie um Gottes willen, sagen Sies heut niemand wieder, damit ich doch noch einen Teil von der Nachtruh genießen kann! – Nun, die war auch die letzt Nachtvisit, aber acht Tag hintereinander strömte alle Leut zu mir, und ich mußte viele alte Bekanntschafte erneuern und viel neue machen wegen der Kett und mußt meine Geschicht von alle Seite erzähle, wo ich dann unendlich viel Variation dabei angebracht hab und hab denen besuchende Neugierigen einem jeden noch apart mit eingeflochten, was ich meint, daß ihm not wär zu bedenken. Den

ersten Tag war ich durchgewischt ins Kirschenwäldchen, da sind sie mir ja all nachkommen zu Fuß und zu Wagen, und das ganze Kirschenwäldchen war gestopft voll Zuhörer; und die Gassenbuben haben Spalier gemacht um mich herum, und ich mußt eine Prachterzählung machen, und ich wärs beinah satt geworden; ich war froh, wie sich der erst Sturm gelegt hatte. Nun, heunt hab ich wieder einmal die alt Geschichte mit besonderm Pläsier aufgewärmt, und ich hoffe, daß sie Euch wird eingeleuchtet haben.

Goethes Mutter und Karl VII.

Ihr Gedächtnis*) war nicht allein merkwürdig, es war sehr herrlich. Der Eindruck mächtiger Gefühle entwickelte sich in seiner vollen Gewalt bei ihren Erinnerungen, und hier will ich Dir die Geschichte, die ich Dir schon in München mitteilen wollte, und die so wunderbar mit ihrem Tode zusammenhing, als Beispiel ihres großen Herzens hinschreiben, so einfach, wie sie mir es selbst erzählt hat. Eh ich ins Rheingau reiste, kam ich, um Abschied zu nehmen. Sie sagte, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer noch das Herz durchschneide, wie in ihrem siebzehnten Jahre. Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; alles war voll Begeisterung über seine große Schönheit. Am Karfreitag sah sie ihn im langen, schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarzgekleideten Pagen die Kirchen besuchen. Himmel, was hatte der Mann für Augen! Wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! – Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen. Überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern

*) Von Goethes Mutter.

und legte sein Haupt eine Weile in die Hände. Wenn er wieder empor sah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte ständen. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein; ich ging ans Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen. Und wie ich die in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub; am Abend, in meiner Kammer, legt ich mich vor meinem Bett auf die Knie und hielt meinen Kopf in den Händen wie er. Und es war nicht anders, wie wenn ein großes Tor in meiner Brust geöffnet wär. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß einer ahnte, wie tief es mir zu Herzen gehe. Einmal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prellstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus und winkte freundlich mit dem Schnupftuch. Sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe, denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinah jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte. Und am Abend in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bett und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Karfreitag in der Kirche gesehen hatte; und dann überlegte

ich, was mir alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebeseinverständnis in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnte; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsre Gasse fuhr wie sonst und allemal heraufsah nach den Fenstern und mich grüßte. O, wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust. — Wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal, statt auf die Gallerie. Es wurde in die Trompeten gestoßen; bei dem dritten Stoße erschien er in einem roten Samtmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nahe und dachte an nichts, daß ich auf dem unrechten Platz wäre. Auf seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herrn getrunken, und die Trompeten schmetterten darein; da jauchzte ich laut mit. Der Kaiser sah mich an; er nahm den Becher, um Bescheid zu tun und nickte mir. Ja, da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen; und ich muß noch heute daran glauben. Es würde mir zu viel kosten, wenn ich diesen Gedanken, dem ich so viel Glückstränen geweint habe, aufgeben müßte; warum sollte er auch nicht; er mußte ja wohl die große Begeisterung in meinen Augen lesen. Damals im Saal bei dem Geschmetter der Pauken und Trompeten, die den Trunk, womit er den Fürsten Bescheid tat,

begleiteten, ward ich ganz elend und betäubt, so sehr nahm ich mir diese eingebildete Ehre zu Herzen. Meine Schwester hatte Mühe, mich hinauszubringen an die frische Luft; sie schmälte mit mir, daß sie wegen meiner des Vergnügens verlustig war, den Kaiser speisen zu sehen. Sie wollte auch, nachdem ich am Röhrbrunnen Wasser getrunken, versuchen, wieder hineinzukommen, aber eine geheime Stimme sagte mir, daß ich an dem, was mir heute beschert geworden, mir solle genügen lassen, und ging nicht wieder mit. Nein, ich suchte meine einsame Schlafkammer auf und setzte mich auf den Stuhl am Bett und weinte dem Kaiser schmerzlich-süße Tränen der heißesten Liebe; am andern Tage reiste er ab. Ich lag frühmorgens um vier Uhr in meinem Bett. Der Tag fing eben an zu grauen; es war am 17. April. Da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war er; ich sprang aus dem Bett. Vor übergroßer Eile fiel ich in der Mitte der Stube und tat mir weh; ich achtete es nicht und sprang ans Fenster. In dem Augenblick fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach meinem Fenster, noch eh ich es aufgerissen hatte; er warf mir Kußhände zu und winkte mir mit dem Schnupftuch, bis er die Gasse hinaus war. Von der Zeit an hab ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom seiner ganzen Länge nach durchschifft habe und eben im Begriff zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an, und wo so vieles, worauf die Menschen Wert

legen, rund um mich versunken ist, ohne daß ich Kummer darum habe. Soll man da nicht wunderliche Glossen machen, wenn man erleben muß, daß eine Leidenschaft, die gleich im Entstehen eine Chimäre war, alles Wirkliche überdauert und sich in einem Herzen behauptet, dem längst solche Ansprüche als Narrheit verpönt sind. Ich hab auch nie Lust gehabt, davon zu sprechen; es ist heute das erstemal. Bei dem Fall, den ich damals vor übergroßer Eile tat, hatte ich mir das Knie verwundet; an einem großen Brettnagel, der etwas hoch aus den Dielen hervorstand, hatte ich mir eine tiefe Wunde über dem rechten Knie geschlagen. Der scharfgeschlagene Kopf des Nagels bildete die Narbe als einen sehr feinen, regelmäßigen Stern, den ich oft darauf ansah während den vier Wochen, in denen bald darauf der Tod des Kaisers mit allen Glocken jeden Nachmittag eine ganze Stunde eingeläutet wurde. Ach, was hab ich da für schmerzliche Stunden gehabt, wenn der Dom anfing zu läuten mit der großen Glocke, und es kamen erst so einzelne mächtige Schläge, als wanke er trostlos hin und her, nach und nach klang das Geläut der kleineren Glocken und der ferneren Kirchen mit. Es war, als ob alle über den Trauerfall seufzten und weinten, und die Luft war so schauerlich, und es war gleich bei Sonnenuntergang, da hörte es wieder auf zu läuten; eine Glocke nach der andern schwieg, bis der Dom, so wie er angefangen hatte zu klagen, auch die allerletzten Töne in die Nachtdämmerung seufzte. Damals war die Narbe über meinem

Knie noch ganz frisch; ich betrachtete sie jeden Tag und erinnerte mich dabei an alles.

Deine Mutter zeigte mir ihr Knie, über dem das Mal in Form eines sehr deutlichen, regelmäßigen Sternes ausgebildet war. Sie reichte mir die Hand zum Abschied und sagte mir noch in der Tür, sie habe niemals hiervon mit jemand gesprochen als nur mit mir. Wie ich kaum im Rheingau war, schrieb ich mir aus der Erinnerung so viel wie möglich mit ihren eigenen Worten alles auf, denn ich dachte gleich, daß Dich dies gewiß einmal interessieren müsse. Nun hat aber der Mutter Tod dieser kindlichen Liebesgeschichte, von der ich mir denken kann, daß sie kein edles männliches Herz, viel weniger den Kaiser ungerührt gelassen haben würde, eine herrliche Krone aufgesetzt und sie zu etwas vollendet Schönem gestempelt. – Im September wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl; ich beeilte meine Rückkehr; mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin und sagte: „Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Öl und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen; und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt. Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Öl, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh das schon kommen, daß das Wasser sich nach

dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein.“ Sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wiederkommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bett; sie sagte: „Heute lieg ich wieder zu Bett wie damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde.“ Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an; sie drückte mir die Hand und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten; denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht.“ Sie sprach noch ein paar Worte von Dir, und daß ich nicht aufhören solle, Dich zu lieben; und ihrem Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage darauf, am Abend, wo ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: „Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird.“ Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbild von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt sind. Am andern Morgen war sie nicht mehr; sie war hinübergeschlummert.

Vom alten Stadion

Heute abend mußt ich mit der Großmama spazieren geben, am Kanal im Mondschein. Sie erzählte mir aus ihrer Jugendzeit, wie sie noch mit dem Großpapa in Warthausen beim alten Stadion wohnte, und wie der den Großpapa weit lieber gehabt als die andern Söhne; und wie der ihn erzogen hat, gar wunderlich mit großer Sorgfalt. Er ließ ihn als Jüngling von nicht achtzehn Jahren schon eine große und ausgebreitete politische Korrespondenz führen; er gab ihm Briefe von Kaiser und König, von allen Reichsverwesern und Staatsbeamten aller Art zu beantworten. Es kamen Verhandlungen über alle möglichen Staatsangelegenheiten vor, Handel, Schiffahrt, alte Anrechte, neue Forderungen, Länderteilung, Verrätereien, Umtriebe, Gefangennehmung großer Personen, Mönchssachen, klösterliche Stiftungen, Geldangelegenheiten, kurz alles, was einem großen Staatsminister obliegt zu untersuchen und zu ordnen; dies alles besprach der Stadion mit ihm, ließ ihm seine Meinung darüber darstellen — Aufsätze darüber machen. Dann mit eigenem Beifügen von Bemerkungen ließ er diese von ihm ins Reine schreiben, Briefe an verschiedene Potentaten schreiben. Namentlich führte er die Korrespondenz von Maria Theresia, zuvörderst

über Thronbesteigung, über Mitregentschaft ihres Gemahls, dann über die leere Schatzkammer, dann über die Heereskraft des Landes, über Mißvergnügen des Volks, über die Ansprüche von Bayern an die österreichischen Erblande, und wie die Kurfürsten wollten die Erbfolge der Theresia nicht anerkennen, über den Krieg mit Friedrich II., mit England, Anträge um Hilfsgelder, Briefe an einen französischen General Belle-isle, dann ein Briefwechsel mit Karl von Lothringen, mit dem Kardinal Fleuri, mit dem österreichischen Feldherrn Fürsten Lobkowitz, dann endlich einen Briefwechsel mit der Marquise de Pompadour, immer im Interesse der Kaiserin. Diese letzte Korrespondenz war erst ins Galante und endlich ganz ins Zärtliche übergegangen; es kamen Briefe mit Madrigalen als Antwort, worauf der Großpapa im Namen Stadions wieder in französischer Poesie antworten mußte. Da habe der Großpapa manche Feder zerkaut, und der Stadion habe ihm gelehrt, die Politik mit einfließen zu lassen, und hat Anspielungen machen müssen auf Reize, auf blonde und braune Locken, – und dem Stadion ist's häufig nicht zärtlich genug gewesen. Die Antworten sind dann mit großer Freude vom Stadion ihm mitgeteilt worden, besonders wenn sie Empfindlichkeit für des Großpapas Galanterien hatten spüren lassen; da hat der Stadion so gelacht und ihn angewiesen, wie die feinste Delikatesse zu beobachten sei. – Und endlich einmal, als nach der Thronbesteigung der Maria Theresia und ihrer Krönung als Kaiserin die Gratulationen abgefertigt

waren, an seinem einundzwanzigsten Geburtstage, da schenkte Stadion dem Laroche einen Schreibtisch, worin er alle seine Briefe, in drei Jahren geschrieben, die er über Land und Meer gegangen wähnte, noch versiegelt wiedergefunden, und die Antworten, welche von Stadion selbst erfunden waren und von verschiedenen Sekretären abgeschrieben, dazu; und er sagte ihm, daß er ihn so habe zum Staatsmann bilden wollen. Dies hat den Großpapa erst sehr bestürzt gemacht dann aber ihn tief gerührt, und hat diese Briefe als ein heilig Merkmal von Stadions großem, liebevollem Geiste sich aufbewahrt. Die Großmama hat diese Briefe noch alle und will sie mir schenken. –

Kanzler und Kurfürst

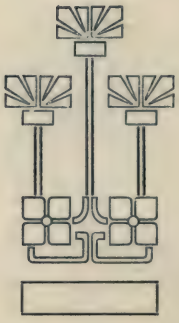
Die Großmama war mir sehr freundlich; sie zeigte mir ein Wappen in Glas gemalt in einem prächtigen, silbernen Rahmen mit goldenem Eichelkranz, worum in griechischer Schrift geschrieben steht: Alles aus Liebe, sonst geht die Welt unter. Es ist dem Großpapa von der Stadt Trier geschenkt worden, weil er als Kanzler in trierischen Diensten sich gegen den Kurfürsten weigerte, eine Abgabe, die er zu drückend fand, dem Bauernstand aufzulegen. Als er kein Gehör fand, nahm er lieber seinen Abschied, als seinen Namen unter eine unbillige Forderung zu schreiben. So kamen ihm die Bauern mit Bürgerkronen entgegen in allen Orten, wo er durchkam, und in Speier hatten sie ein Haus von innen und außen geschmückt und illuminiert zu seinem Empfang. Die Großmama erzählte noch so viel vom Stadionschen Haus, worin sie so lange mit dem Großpapa lebte; wenn ich's nur alles behalten hätt. Doch vergeß ich die Beschreibung ihrer Wasserfahrten nicht auf dem See von Lilien, wo immer ein Nachen vorausfuhr, um in dem Walde von Wasserpflanzen eine Wasserstraße mit der Sense zu mähen, wie da von beiden Seiten die Schilfe und Blumen über den Kahn herfielen und die Schmetterlinge – und alles weiß

sie noch, als wenn es heut geschehen wäre. – Der Pappeln wollt' ich nicht gedenken; die jammervolle Person des Arenswald, der so munter und grün über sein Elend hinaussteigt ins Freie, hatte mich aus den Angeln der Empfindsamkeit gehoben. Ich will wetten, jetzt, wo er Waldschnecken fressen kann, daß er noch viel mehr wagt; und wenn er nur so viel hat, daß er seine Beine reisefertig kriegt, so muß das andere mit und muß allerlei andere Dinge noch dazu fressen lernen. Die Großmama fing aber von selbst von den Bäumen an, bei Gelegenheit des Wappens; sie erzählte, der Spruch sei dem Großvater wirklich Ersatz geworden, und er habe oft bei der Einschränkung, in der er später leben mußte, gesagt: „Besser konnt ich mir's nicht wünschen." – Das Wappen hing über seinem Schreibtisch, und da er bei Bauer und Bürger in großem Ansehen stand, so kamen sie oft zu ihm in schwierigen Angelegenheiten; da hat er denn durch den Spruch vom Wappen manchen zur Gerechtigkeit oder zur Nachsicht bewogen. Er sei dadurch so im Ansehen gestiegen, daß sein Urteil mehr wirkte wie alles Rechtsverfahren; und mancher, der dem Buchstaben des Gesetzes nach sich durchfechten konnte, hat, um nicht das Urteil des Großvaters gegen sich zu haben, sich verglichen. Und der Kurfürst hat sich auch wieder mit ihm versöhnt und ihm vollkommen recht gegeben, aber der Großvater schlug seine Anstellung aus, die der Kurfürst ihm wieder anbot; er sagte: „Hat mir Gott das Hemd ausgezogen und gefällt's ihm, mich schon auf

Erden nackt und bloß herumlaufen zu sehen, so will ich mir keine Staatslivree als Feigenblatt für den menschlichen Ehrgeiz vorhalten. Dem Herrn Kurfürsten stehe ich zu Diensten in allen gerechten Dingen, so wie mich Gott geschaffen hat, und der sich nicht vor ihm zu schämen braucht; ich mag nicht aus meinem Paradies heraus, denn ich mag mich mit keinem Feigenblatt inkommodieren. Ich bin der unverschämteste Kerl von der Welt, und der Kurfürst ist die sittsamste Jungfer, die unter den geistlichen Würden zu treffen ist; er will keinen seiner Freunde nackt und bloß herumlaufen oder vor sein Angesicht kommen lassen; aber mir gefällt es besser, ganz nackend mit seinen Mummenschanzern herumzuspringen, denn da hab ich den Vorteil, daß sie sich selbst nicht mehr kennen, denn sie wissen so wenig, was das ist, ein Mensch sein, daß einer, der ohne Bemäntelung ihnen die Natur eines Menschen, wie sie vor Gott bestehen kann, darstellt, ihnen natürlich zeigen muß, daß sie selber Mißgeburten sind."

In dieser Art hat der Großpapa auf des Kurfürsten Anträge geantwortet. –

Aus höheren Schichten



Hofluft

Den ersten Tag, als wir ankamen, war's so heiß, daß es mehr wie unerträglich war; wir warfen unsere Nanking-Reisejacken aus und legten uns in den Unterkleidern, in Hemdsärmeln auf dem Gang vor unserer Zimmertür ins Fenster. Von da kann man, versteckt hinter Bäumen, auf eine Terrasse sehen, wo sich die Gesellschaft zum Tee bei der Kurprinzessin von Hessen versammelt, die gerade unter uns wohnt. Das machte mir Spaß; man konnte manches verstehen, und ein Wort aus der Ferne, wenn's auch an sich unbedeutend ist, ist immer anregend wie eine Komödie. Doch hat das Vergnügen daran nicht lange gedauert; ein krebsroter Kammerherr, der mir im Anfang Vergnügen machte zu sehen, wie er hin und wieder lief und den Frauen allerlei in die Ohren zischelte, und dann ein Herzog von Gotha mit langen Beinen, rotem Haar und sehr melancholischen Gesichtszügen und ein großes, weißes Windspiel zwischen den Knien; der trägt einen leberfarbenen Rock. Dann viele Damen mit überflüssigem Putz, die Hauben auf hatten, als wär's die Flotte von Nelson mit aufgeschwellten Segeln. Und dann französische Schiffe; wenn so zwei miteinander parlierten, das war gerade, als ob einzelne Schiffe handgemein würden. Bald brüstete

sich das Schiff, dann thronte es wieder, dann streckte es seinen Schnabel in die Höhe, und Herren und Damen von besonderer Affektion gegeneinander; bald zerstreuten sie sich auf der Promenade, und plötzlich stand der rote Kammerherr hinter uns auf dem Gange. Die Toni entsetzte sich und ging ins Zimmer; ich aber war gar nicht erschrocken und fragte, was er wünsche. Er war verlegen und sagte, er wünsche der Damen Bekanntschaft zu machen. Ich fragte: „Warum werden Sie denn so rot?" Er ward noch roter und wollte mich bei der Hand nehmen; ich sagte: „Nein!" und ging ins Zimmer. Er drängte sich mir nach; ich rief: „Toni, hilf mir den Mann bezwingen." Sie war aber so voll Angst, daß sie sich nicht vom Platz regte, denk Dir nur, und ich lehnte mich mit aller Gewalt wider die Tür und der rote Mann dazwischen, der durch wollte. Ich rief: „Toni, zieh an der Schelle," denn unsere Bedienten waren alle noch am Packwagen beschäftigt; aber die Toni fand den Schellenzug nicht. – Der unartige Mann; immer wollte er doch noch herein, wo er doch sah, daß man ihn nicht wollte; ich konnt gar nicht begreifen, was er wollte. Ich dachte einen Augenblick, er wolle uns umbringen; ich erwischte einen Sonnenschirm, der an der Tür stand, und stach mit dem nach seiner Lunge oder Leber, ich weiß nicht – er zog sich zurück und die Tür fiel ins Schloß. Da stand ich wie einer, der über Berg und Tal gejagt war vor einem Gespenst; ich konnte eine Viertelstunde keinen Atem kriegen; ich dachte wirklich, er sei ein

Mörder. Ich hatte schon allerlei Anschläge im Kopfe, wie ich ihn erwürgen wollte. Die Toni lachte und sagte: „Geh doch, ein Kammerherr und ein Mörder.“ Sie meinte, er sei nur ein boshafter und gemeiner Schelm, wie's deren am Hof die meisten seien. – Wir haben aber den Bedienten die Nacht vor der Schlafzimmertür schlafen lassen und die Lisette zu uns ins Zimmer genommen; ich konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen; mich störte es, daß der Diener vor der Tür lag. Es ist doch zum erstenmal in meinem Leben, daß ich Angst hatte, aber denk doch nur, am andern Tage meldet uns der Bediente den roten Herrn; er komme von der Frau Kurprinzessin mit einem Auftrag und ließe sehr bitten, ihn anzunehmen. Ich rufe: „Nein! Wir wollen von keiner Kurprinzessin was wissen.“ Die Toni aber sagt, das geht nicht an, wir müssen ihn annehmen. Ich bewaffnete mich mit dem Sonnenschirm, als er eintrat und uns zur Frau Kurprinzessin zum Tee auf die Terrasse einlud. Zugleich machte er viele Entschuldigungen; er habe gar nicht geahnt, wer wir seien, weil wir in Hemdsärmeln im Fenster gelegen haben. Ich war still, aber ich war sehr ergrimmt über den roten Mann. Als wir bei der Kurprinzessin vorgestellt waren, die mich bei der Hand nahm und ins Gesicht küßte, da saßen wir alle in einem Kreis, und der Rote stellte sich hinter mich, daß ich seinen Atem fühlte. Das kränkte mich sehr. Ich sagte: „Gehen Sie fort hinter mir, Sie garstiger Mann.“ Da lief er weg, aber die Toni sah mich sehr ernsthaft an, und

wie wir wieder oben waren, da schmälte sie, daß ich so laut gesprochen habe. Das ist mir aber einerlei, ich kann ihn nicht in meiner Nähe leiden. Was liegt mir daran, ob's die Kurprinzessin merkt. Wenn sie frägt, so sag ich, er hat uns wollen ermorden in unserm Zimmer. Und dann kann er sich nachher verteidigen, wenn's nicht wahr ist, und kann sagen, warum er uns so mörderischerweise angefallen hat. – Die Toni will auch nicht, daß ich abends allein spazieren gehe; sie sagt, der Kammerherr könnte mir begegnen. So muß ich immer einen hinter mir drein laufen haben.

Alle Tage sind wir auf der Terrasse; da gibt bald die eine Dame, bald die andere ein Goutée, und dann wieder die Prinzeß, aber der Krebs ist immer wieder hinter mich gekommen. Da hab ich mir eine Schawell aus unserm Zimmer geholt und dicht neben die Kurprinzeß gestellt und mich drauf gesetzt; und nun ist das alle Tage mein Platz, und da darf er nicht mehr an mich streifen. Und wenn wir nach dem Tee spazieren gehen über die Bergrücken, da nimmt mich die Kurprinzeß immer bei der Hand; sie hat ein klein Blondchen, weiß und rot, dem fliegen die Sonnenhaare so flammig um den Kopf, dem lieben Hessenkind. Ich könnt recht gut mit ihm spielen; sie halten mich ja doch für ein Kind, weil ich keine Gesellschaftsmanieren hab; Ball werfen, um die Wett laufen – aber so einem Prinzeßchen ist nicht beizukommen. Da ist eine Frau von Gundlach, die führt das Regiment, und die Kammerfrauen, die begleiten es. Dann ist mir's auch nicht möglich, mit einem

Kind Komödie zu spielen; ich muß mit ihm sein können unter Gottes Schutz, nicht unter Menschenaufsicht. – Prinzeßchen in Gold und Silber angetan, – zu ihrer Geburt kommen gute Feen, die sie beschenken – das erfährt man in Feenmärchen. Was mögen sie dem feinen Kind alles geschenkt haben? – Gaben, die es noch nicht zu brauchen weiß; wer wird's ihm lehren? – Scheu! – aber keine scheinheilige, – ich hab sie vor allem Kinderschicksal, unentfaltet noch in so süßer Knospe verschlossen; man hat auch Scheu, eine junge Knospe zu berühren, die der Frühling schwellt. Ein Wiegenkindchen lallt so berührsam wie kein Gespräch mit Menschen.

Weißt Du was, – heute hat sich das zarte Kind in der Tür den Finger sehr arg geklemmt, und die Kurprinzeß war sehr erschrocken und ganz hinfällig geworden; denn es hat ihm sehr arg weh getan. Mich hat's auch geängstigt; es hatte Fieber. Jetzt liegt's im Bett und schläft. Als es beruhigt war, ging die Kurprinzeß zur Erholung spazieren; sie nahm mich mit. Ich lief von ihrer Seite, um ihr Blumen zu holen, die ich in der Ferne sah; die nimmt sie mir immer freundlich ab und zeigt mir wohl selbst, welche ich pflücken soll; ich brach aber so viele und kletterte jede steile Seite hinan. Die Damen wunderten sich über meine großen, weiten Sprünge und sagten, ich beschwere die Hoheit mit den vielen Blumen. Ich band einen Strauß mit meinem Hutband und gab ihn ihr zu tragen. Ich sagte, er sei für's kranke Kind zum Spielen, nicht ins Wasser zu stellen.

Sie trug den großen Strauß und wollte nicht, daß man ihr ihn abnahm. Die Gesellschaft wunderte sich über meine naive Art, damit meinen sie Unart; ich merkte es. Sie halten mich für einen halben Wilden, weil ich wenig oder nie mit ihnen spreche, weil ich mich durchdränge, wohin ich will, weil ich mich ohne Erlaubnis an der Prinzeß Seite setze, als ob ich den Platz gepachtet habe, sagt Frau von B. K., weil ich so leise geschlichen komme, daß mich keiner merkt, weil ich davon laufe und nur das Windspiel vom Herzog von Gotha sich mit mir zu schaffen macht, das mir nachsetzt und bellt, wenn ich ins Gebüsch springe. Der L. H. sagte mir, daß man sich über meine Unart aufgehalten, den Hund so laut bellen zu machen; er erzählte mir aber nicht, was ich von der Toni hernach hörte, daß die Kurprinzeß sagte: „Sie ist ein liebes Kind," und daß der Herzog von Gotha sagte: „Ein allerliebstes Kind." — Nun, ich gefalle mir selbst gut.

Mr. Haise

Die Engländer sind recht närrische Passagiere; sie brachten mir einen Brief vom L'ange mit, der mich warnt, mich nicht in sie zu verlieben. – Der mit dem gepuderten Haupte, Mr. Haise, ließ sich gestern in einem Nanking-Morgenrock und gelben Pantoffeln auf der Terrasse sehen. Die Toni sah zum Fenster hinaus; sie wollte nicht hinunter, sie schämte sich vor den Leuten, wenn er mit ihr spreche, weil er so absonderlich aussieht. – Ich sah aber, wie er heraufluge nach unsern Fenstern; und wie er die Toni erblickte, da rief er sie an, bei dem herrlichen Wetter herunterzukommen. Ich mußte mit; er spannte einen grünen Parapluie über ihr auf, um sie vor der Sonne zu schützen. So mußte sie mit ihm die Terrasse auf und ab wandeln; ich lief herauf und machte eine Zeichnung davon, die ich der Toni ins Arbeitskästchen legte, was sie immer mitnimmt auf die Terrasse zum Tee, und freute mich schon auf die Bewunderung, wenn es erblickt würde. Aber sie legte das Papier schnell zusammen und wickelte Seide darauf; sie wollte nachher schmälen, ich hatte ihr aber einen so

schönen Kranz gemacht von Farnkraut, der ihr so gut stand und ihre Wunderschönheit noch erhöhte, daß wir ganz kontent auf den Ball kamen, der beinahe aus so viel Karikaturen bestand, als Menschen da waren. Der Clemens hat mir aus Weimar geschrieben und mich gewarnt vor dem Verlieben, – überflüssig! – Wäre er doch auf dem Balle gewesen – höchstens daß man einem Rippenstoß ausgesetzt ist, sonst ist keine Gefahr. – L. H. war auch da mit seinen Schwestern; wird alle Tage blauschwärzer von seinen Stahlbädern. Sein extra weißer Jabot und Halsbinde machten dies in die Augen fallend. Er war sehr fein und elegant gekleidet; denn da er eine diplomatische Ambition hat, so versäumt er keine Gelegenheit, sich standesmäßig auszuzeichnen. Solange wir am Eingang saßen, wo viele Menschen sich drängten, merkte keiner was; als L. H. aber vortrat, um irgendwem sein Kompliment zu machen, entdeckte man nun Franz, der an meiner Seite saß, zuerst, daß er statt eines Fracks einen Joppel an hatte ohne Schößen, rund wie ein Fleischerwams. Dies sah gar zu närrisch aus; mit schwarzseidenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, kurz vollkommene Hofetikette und Federclaque unterm Arm. – Er hatte, während die Familie sich zum Ball fertig machte, den Überrock angezogen; dann lief er in sein Zimmer, wo ihm der Wind das Licht auslöschte, um den Frack anzuziehen, und ergriff statt dessen einen englischen Halbrock, den die Herren nach neuester Mode bei kühler Witterung über den Frack anziehen. –

Er hatte sich bis jetzt noch nicht von hinten dem großen Publikum präsentiert und noch mit dem Rücken gegen uns gewendet; es wurde in Eile Konzilium gehalten und beschlossen; zwei Damen, Lotti und die B., sollten ihn gesprächsweise sanft rückwärts schreiten machen, ohne ihm das verfängliche Dilemma, in welchem er sich befinde, zu entdecken, bis er gerettet sei; dabei sollten Toni, Franz und Voigt eine kleine Hintertruppe bilden, um seinen Rückzug zu decken; ich wurde ausgemerzt von dieser Expedition, weil ich vor Lachen über die unerschöpflichen Witze von Franz untauglich dazu war. Der Zug rückte aus und drängte sich schon zwischen manchen verwunderten Blick, der auf dem schößlosen Rücken haftete; sie schlichen immer behutsamer heran, je näher sie kamen; so schleicht man sacht hinter einem Vogel her, dem man Salz auf den Schwanz streuen will, um ihn fangen zu können; aber er fliegt weg, ehe man nahe genug kommt; so kam es auch hier; als sie schon ganz nahe waren und ihn eben zu erhaschen meinten, wendete er sich plötzlich um. Ach! ich sprang hinter den Vorhang am Fenster und wickelte mich hinein und biß in den Vorhang vor Lachvergnügen und ging nachher auch fort; denn mir war's zu übermütig für den Gesellschaftssaal; der Voigt begleitete mich und erzählte mir, daß die Arrieregarde ihn habe durchpassieren lassen, sich dann dicht angeschlossen und ihn wie einen vornehmen Staatsgefangenen transportiert bis zum Eingang, dort habe er sich niedergelassen, wo man ihm seine ästhetische

Fatalität mitteilte und er sich, umgeben von seinen Getreuen, zurückzog; jetzt würden sie wohl die ganze Nacht kein Auge zutun; denn da er bei dem hessischen Hof angestellt sein möchte, so ist ihm gewiß bange, sein Schicksal untergraben zu haben durch den zipfellosen Aufzug.

Hochzeit im Hause

Es ist aus mit den Blumen; die letzten Osterſträuße waren die, womit wir in voriger Woche die Blumenurnen ſchmückten, und die wegen der Batterie vor die Tür geſetzt wurden. Geſtern haben wir den letzten Herbſt gemacht; nur noch die Winterbirnen hängen, von denen meint die Großmama, wir wollten ſie hängen laſſen, bis erſt Reif kommt, der war heute nacht, und nun frag ich: „Wollen wir heute die Birnen ab machen; es war heute nacht Reif.“ Großer Schrecken der Großmama; ſie hatte ſo in den Tag hinein gelebt und gemeint, es ſei noch lange nicht Winter. Und wie ſehen die Blumen aus? Wir müſſen heute noch Kränze haben; es iſt eine Hochzeit hier im Hauſe. Um drei Uhr wird der Pfarrer hier ſein und ein edles Paar zuſammengeben. Lieber Clemente! Was doch alles hier im närriſchen, einſamen Hauſe paſſiert! Aber wir drei Geſchwiſter ahnten gleich die Geſchichte. Ich ſprang mit Flügeln die Treppe hinauf; wir kriegten uns alle drei um den Hals und tanzten eine Ronde, daß die Wände zitterten. Auf einmal erſcheint die Tante im Negligé, halb friſiert. Was das für ein unanſtändiger Spektakel ſei? — Und was die Hofdame denken ſolle, die ſeit acht Tagen im Saale unter uns wohnt, daß wir ihr ſo auf dem

Kopfe herumtanzen. Und der Tanzmeister wartet schon eine Viertelstunde. Wir lernen nämlich schon seit vierzehn Tagen bei einem französischen Ballettmeister einen figurierten Tanz, an dem sollen wir fortexerzieren bis zum Neujahrstag; da sollen alle Nationen kommen, dem Fürst Ysenburg gratulieren. Die Franzosen haben dazu Madrigale gemacht. „Avec la pointe cachée," sagt Chateaubour, der Hauptdichter. Ich stelle eine Spanierin vor, blau und silbern. Und ebenso mein Tänzer, der Prinz Neunzehner, der gar nicht vom Platze zu bringen ist, allemal rechts umdreht, es sei links oder rechts. So hat der Tanzmeister deswegen die Figur umgeändert, damit er nun rechts auch auf den rechten Platz komme; und nun läuft er wieder allemal links. Wir lachten so toll in der Probe; wir waren so ausgelassen. Wir wußten, daß die Tante nicht kommen konnte, weil sie Toilette machte; wir sprangen auf Tische und Stühle; Herr Baleri mit seiner Pochette in einer Staubwolke. Die alte Cousine, die hereinkam mit einem Befehl von der Großmutter, setzten wir auf ihren ledernen Sessel und trugen sie auf den Köpfen; sie schrie, die andern sangen, und Baleri spielte einen Marsch. – Die Großmama ließ uns in den Garten beordern. Alle Blumen vom Reif verdorben! – Wir mußten uns an die Hagebutten und die herbstlich-rote Jungfrauenrebe halten. Dazu Tannen und Efeu. Wir waren sehr lustig bei diesem Dekorationsfest; wir machten's wie die Braut und gaben den halb verblühten Astern mit farbigem Papier ein Ansehen. Diese

Heirat ist ein Werk der Großmama. Vor kurzer Zeit lernte diese Hofdame von Meiningen bei ihr den Herrn von Drais kennen, wie er gerade vor unserm Hause eine Draisine probierte, eine Bank mit Rädern, die Herr von Drais darauf sitzend mit Händen und Füßen fortbewegt. Die Hofdame sah ihn daher gerollt kommen; hinter ihm drein, alles was Beine hatte. – Nachdem sie getraut waren, hielt die Großmama eine bewegliche Rede. Wir spielten abends ein Sprichwort, worin die Draisine eine Hauptrolle hatte. – Heute werden nun die Birnen abgemacht. Da freue ich mich darauf. Das Hochzeitspaar ist nämlich gestern spät noch fortgereist und alles wieder im stillen Geleise.

Fest am Neujahrstag

Lieber Clemens! Am Neujahrstag haben wir unser Ballett aufgeführt; es ist holder die polter durcheinander gegangen, es ist alles verkehrt gegangen. Mein Neunzehner war ein Ritter, dem nichts haften wollte; wir mußten mehrere Proben halten im Kostüm, bald fiel ihm der Panzer, bald die Schienen ab. Und endlich am Tage der Aufführung war eine große Not; alles rannte durcheinander, einer rief nach Schminke, der andere nach Strumpfbändern, der dritte hatte den Zwickelbart verloren. Wir Mädchen zogen uns aus dem Gedränge zurück auf die Tische und Kanapees. Und da warteten wir ruhig bis die Flut sich gelegt hatte und die Ebbe eintrat, wo wir alle, an Blumenguirlanden geschnürt, von unserm Ballettmeister hinübergeleitet wurden, dem der Schweiß von der Stirne rann, bis er uns in Ordnung hatte. Der Vorhang wurde hinweggezogen; und wir tanzten vor alten Hofmasken und Perücken einen trefflichen mimischen Tanz, der allerlei bedeuten sollte. Es ging passabel, bis wo wir einen Ringeltanz um das Ysenburgische Wappen tanzten, an das wir unsere Kränze aufhängen sollten. Mein Neunzehner fiel und riß mit seinem Kranz das Wappen herunter; das fiel auf ihn, und alle Kränze flogen im Saale herum.

Ich richtete geschwind das Wappen wieder auf, damit es nicht sollte für ein bös Omen ausgelegt werden. Dann tanzten wir nach den Kränzen, als hätt es nur so sein müssen, und teilten diese den Herrschaften aus; dies Impromptu ging besser als das eingeübte. Die Damen traten vor den Spiegel und probierten sie auf, und mancher stand der Kranz recht schön. — Unterdessen verwandelten wir uns in Bauern, das ging auch sehr geschwind; wir Mädchen schürzten die Röcke hoch, zogen die Hemdärmel hervor und einen Brustlatz vor; ebenso schnell hatten die Ritter sich verwandelt, die als Bauern schon im Pappendeckelpanzer staken. Blumen, Bänder, Früchte, Obst in Körbchen standen schon bereit. Eh man drei zählen konnte, waren wir in Ordnung aufmarschiert, ein Erntezug, vorauf die Musikanten und Fahnen der Landleute, alles mit Silber- und Goldpapier dekoriert. Ein junger Mensch, Bükes, führte die Dorfmusikanten; er spielte auf dem Haberrohr, er hatte schon so viel Witze gemacht, er schnitt so närrische Gesichter, daß ich kaum konnte meine Verse deklamieren. Da stolperte der Neunzehner hinter mir und läßt seinen Korb mit Äpfeln über mich hinaus rollen; es erschallte ein groß Lachen, kein Mensch denkt mehr an die Verse von Chateaubour. Der Dichter, der sich so viel Hoffnung gemacht hatte, quel effét que cela fera. — Die schönen, zirkelrunden Borsdorfer waren bestimmt gewesen, in einem Akt in unserm Bauertanz, nach der Rede, in der ich unterbrochen ward, zu figurieren. Wir sollten im Tanz einander

gegenüber zu ſtehen kommen und nach der Muſik mit dieſen Äpfeln ein Ballſpiel aufführen. Und dies hatten wir nun wochenlang eingeübt ſo ſicher wie die beſten Bombardiere. – Sollte nun dies beſte Kunſtſtück durchfallen? – Wir rafften ſchnell die Äpfel auf und ſtellten uns in Ordnung auf. Die Rohrpfeife wollte nun die Zwiſchenmuſik überſpringen und die Muſik zum Ballſpiel einleiten oder aufpfeifen. Aber die Geigen verſtanden das nicht und kamen ihm nicht nach, ſie blieben auf dem alten Satz; es gab ein Charivari. Die jungen prinzlichen und gräflichen Herrſchaften, die dies Spiel nicht zum Ballett gehörig glaubten, hatten ſich dreingemiſcht und warfen mit Äpfeln um ſich her; mancher mag da getroffen worden ſein, der nicht gemeint war. Doch es fing an, menſchlich zu werden unter ihnen; ſie probierten ihre Kränze auf, wie ſie nach ihrer Meinung ihnen recht gut ſtanden. So ging man bekränzt herum, und als ob dadurch die Klauſur der Etikette aufgehoben ſei, lief alles untereinander, ſtieß ſich mit den Ellenbogen und ſtolperte ohne weitere Entſchuldigungen. Bükes mit ſeiner Pansflöte führte einen Satyrtanz auf aus eignem Ingenium und ſpielte ſelbſt dazu auf; er endigte dies Impromptu mit einer Ode von Ovid, die er langſam und deutlich mit allen möglichen Modulationen, bald mit Donnerſtimme, bald mit ſanftem Flüſtern deklamierte und dazwiſchen mit der Pansflöte Intermezzos ſpielte. – Er wurde bewundert. Mehrere, die ſich als Lateiner wollten zeigen, gaben ihm das beſte Lob, was er mit großem

Pläsier anhörte, weil er allerlei lateinisches, sinnloses Zeug zusammengewürfelt hatte, was ganz ohne allen Zusammenhang gewesen war.

Gestern, lieber Clemens, hab ich bis hierher geschrieben. Vielleicht langweilt Dich's, es ist aber gleich aus. – Die bekränzten Herrschaften setzten sich zur Tafel; sogar die alte Prinzeß Rothenburg hatte einen Kranz von Wachholder, mit Perlen durchflochten, auf ihre altmodische Blondencoiffure gesetzt, die dadurch sehr verschönert ward. Tannen, Myrte, Orangen, Oleander und Lorbeer kränzte manchen alten Kopf, dessen große Hakennase unter dem Kranzschatten sich sehr vorteilhaft ausnahm. Die Musik dauerte während dem Essen fort, das Ballett aufführende Personal tanzte dazu auf eigne Faust allerlei groteske Sprünge. Alle Augenblicke wurde Tusch geblasen, wozu wir im Hintergrund das Vivat verstärkten. Um Mitternacht war gegenseitiges Umarmen, dazu tanzten wir die Ronde, alle an einem blauseidenen Band uns haltend, auf dem Verse gedruckt waren auf alle hohen Personen. Im Tanz machten wir Halt und schürzten das Band mit dem Vers über den, an den es gerichtet war; so bekam jeder seinen Vers zu lesen. Nun kam eine große Pastete; der Deckel wurde abgehoben, da sprang ein kleines Hündchen heraus, aber ganz klein. Der Herzog hatte es, ich weiß nicht woher, aus dem südlichen Frankreich verschreiben lassen zum Neujahrsgeschenk für die Fürstin von Ysenburg. Dies Pläsier war ganz apart; kaum besann es sich ein wenig, so bellte es die ganze Gesellschaft an.

Noch zwei andre kleine Hunde wurden herbeigeholt, um Bekanntschaft zu machen, die waren aber nicht so klein. Das Gebell der drei kleinen Hündchen übertönte alles und vermittelte die gegenseitigen Redensarten und Glückwünschungen. Das Lob dieses Festes läutet wie ein wohltönend Glockenspiel hier in der ganzen Umgegend unsern Ruhm aus; man will es noch einmal wiederholt haben. Einmal ist keinmal, aber noch einmal, das ist zu viel.

Die Emigranten

Bei der Großmama wird jetzt abends allerlei Politisches unter den Emigranten verhandelt, da wird die Umwälzung des großen Weltkürbis von allen Seiten versucht, er deucht ihnen angefault. Außer Choiseil, Ducailas, D'Allaris, die immer das Wort führen, kamen gestern noch ein Herr von Marcelange und Varicourt, dieser letztere besonders schön, von edler Haltung, ritterlich; ich könnt keinen Augenblick glauben, daß ihm je etwas Unebenes in den Sinn komme. Er wendete sich immer zu mir, als ob er um meinen Beifall werbe – ai-je raison? Seine Reden machten mir Eindruck. Er war in Begleitung einer Herzogin von Bouillon (Hessen-Rotenburg) und einer Prinzeß Biron, die mittags auch die Großmama besucht hatten, durch Frankfurt gekommen. Ein Graf Catälan hat ihn zur Großmama geführt, die litt nicht, daß die Emigranten wie gewöhnlich Politik sprachen, weil sie meistens geteilter Gesinnung sind. Später erzählte sie, daß sein Bruder jener Varicourt sei, der als garde du roi am 6. Oktober 1790 in Versailles an der Tür der Königin ermordet wurde, als er ihr zurief: „Königin, retten Sie sich, es ist der letzte Dienst, den ich Ihnen leiste." Die Großmama erzählte mir von seiner Mutter, die sie kurz nachher

in der Schweiz auf einem verfallenen Landsitz bei Nyon getroffen hatte in einer düstern, großen Vorhalle, die zugleich Küche war, mit alten, wollenen Tapeten so faltig behangen, ein altes Ruhebett, auf dem der Hut ihres Sohnes mit weißer Kokarde lag, ein paar Strohstühlchen, ein ungeheuer großer Kamin mit einem kleinen Feuer von einigen Rebenreisern, wo ein Kesselchen mit Teewasser für die kranke, alte Frau kochte, eine schlafende Katze zu ihren Füßen, ein einziges schmales, hohes Fenster in diesem zerfallenen Wohnsitz einer ausgestorbenen Familie. Da habe die Frau ihr den Hut gezeigt und gesagt, es war eine Zeit, wo das weiße Band ganz Frankreich zum Gehorsam für seinen König aufrief usw. – Ich hörte der Großmutter gern zu, so lange sie dies erzählte, dabei brachte sie aber noch so manches andere vor, was keinen Zusammenhang damit hatte. So sprach sie von einer Herde mehrerer hundert Kühe, die man damals an einem Ort zusammengetrieben, wo sie wegen einer Seuche alle totgeschossen wurden; – sie jammerten und tobten bei den ersten Schüssen, als aber der Bulle niedergeschossen war, hat keine Kuh sich mehr gewehrt, alle haben ruhig den Tod erwartet; vergleiche: Emigranten und ihren König.

Romantik des Herzens und der Welt

Die Blumen im Kloſter

Alle Blumen hab ich geliebt, eine jede in ihrer Art, wie ich ſie nacheinander kennen lernte, und keiner bin ich untreu geworden, und wie ich ihre Muskelkraft entdeckte: Das Löwenmäulchen, wie es mir zum erſtenmal die Zunge aus ſeinem ſamtnen Rachen entgegenſtreckte, als ich es zu kräftig anfaßte. – Ich will ſie nicht alle nennen, mit denen ich ſo innig vertraut wurde, wie ſie mir jetzt im Gedächtnis erwachen; nur eines einzigen gedenk ich, eines Myrtenbaums, den eine junge Nonne dort pflegte. Sie hatte ihn Winters und Sommers in ihrer Zelle, ſie richtete ſich in allem nach ihm, ſie gab ihm nachts wie tags die Luft, und nur ſo viel Wärme erhielt er im Winter, als ihm not tat. Wie fühlte ſie ſich belohnt, da er mit Knoſpen bedeckt war! Sie zeigte mir ſie, ſchon, wie ſie kaum angeſetzt hatten; ich half ihn pflegen; alle Morgen füllte ich den Krug mit Waſſer am Madlenenbrünnchen. Die Knoſpen wuchſen und röteten ſich, endlich brachen ſie auf; am vierten Tage ſtand er in voller Blüte, eine weiße Zelle jede Blüte, mit tauſend Strahlenpfeilen in ihrer Mitte, deren jeder auf ſeiner Spitze eine Perle darreicht. Er ſtand im offenen Fenſter, die Bienen begrüßten ihn. – Jetzt erſt weiß ich, daß dieſer Baum der Liebe geweiht iſt; damals wußt

ich's nicht, und jetzt verstehe ich ihn. – Sag, kann die Liebe süßer gepflegt werden als dieser Baum? – Und kann eine zärtliche Pflege süßer belohnt werden als durch eine so volle Blüte? – Ach, die liebe Nonne mit halb verblühten Rosen auf den Wangen, in Weiß verhüllt, und der schwarze Florschleier, der ihren raschen, zierlichen Gang umschwebte; wie aus dem weiten Ärmel des schwarzen, wollenen Gewandes die schöne Hand hervorreichte, um die Blumen zu begießen! Einmal steckte sie ein kleines, schwarzes Böhnchen in die Erde; sie schenkte mir's und sagte, ich solle es pflegen; ich werde ein schönes Wunder daran erleben. Bald keimte es und zeigte Blätter wie der Klee; es zog sich an einem Stöckchen in die Höh wie die Wicke mit kleinen, geringelten Haken; dann brachte es sparsame, gelbe Blüten hervor, aus denen wuchs so groß wie eine Haselnuß ein grünes Eichen, das sich in Reifen bräunte. Die Nonne brach es ab und zog es am Stiel auseinander in eine Kette von zierlich geordneten Stacheln, zwischen denen der Same von kleinen Bohnen gereift war. Sie flocht daraus eine Krone, setzte sie ihrem elfenbeinernen Christus am Kruzifix zu Füßen und sagte mir, man nennt diese Pflanze Corona Christi.

Wir glauben an Gott und an Christus, daß er Gott war, der sich ans Kreuz schlagen ließ; wir singen ihm Litaneien und schwenken ihm den Weihrauch; wir versprechen, heilig zu werden, und beten und empfinden's nicht. Wenn wir aber sehen, wie die Natur spielt, und in diesem Spiel

eine Sprache der Weisheit kindlich ausdrückt, wenn sie auf Blumenblätter Seufzer malt, ein O und Ach, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben, und diese kleine Pflanze eben, so unscheinbar, eine mit Sorgfalt gehegte, künstliche Dornenkrone trägt, wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimnis der Dreifaltigkeit bezeichnet sehen: dann schaudert uns, und wir fühlen, die Gottheit selber nimmt ewigen Anteil an diesen Geheimnissen; dann glaub ich immer, daß Religion alles erzeugt hat, ja daß sie selber der sinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Tier ist. – Die Schönheit erkennen in allem Geschaffenen, und sich ihrer freuen, das ist Weisheit und fromm; wir beide waren fromm, ich und die Nonne; es werden wohl zehn Jahre sein, daß ich im Kloster war. Voriges Jahr hab ich's im Vorüberreisen wieder besucht. Meine Nonne war Priorin geworden, sie führte mich in ihren Garten, – sie mußte an einer Krücke gehen, sie war lahm geworden, – ihr Myrtenbaum stand in voller Blüte. Sie fragte mich, ob ich ihn noch kenne; er war sehr gewachsen; umher standen Feigenbäume mit reifen Früchten und große Nelken. Sie brach ab, was blühte und was reif war, und schenkte mir alles, nur die Myrte schonte sie; das wußte ich auch schon im voraus. Den Strauß befestigte ich im Reisewagen; ich war wieder einmal so glücklich, ich betete, wie ich im Kloster gebetet hatte; ja, selig sein macht beten!

Aus dem Kloſter

Ein Nönnchen wurde eingekleidet, eine andere haben wir begraben während den drei Jahren, als ich im Kloſter war; der einen hab ich den Zypreſſenkranz auf den Sarg gelegt, ſie war die Gärtnerin und hatte lange Jahre den Rosmarin gepflegt, den man ihr aufs Grab pflanzte. Sie war achtzig Jahre alt und der Tod berührte ſie ſanft, während ſie Abſenker von ihren Lieblingsnelken machte; da hockte ſie am Boden und hielt die Pflanzen in der Hand, die ſie eben einſetzen wollte. Ich war der Vollſtrecker ihres Teſtaments, denn ich nahm die Pflanzen aus der erſtarrten Hand und ſetzte ſie in die friſch aufgewühlte Erde, ich begoß ſie mit dem letzten Krüglein Waſſer, was ſie am Madlenenbrünnchen geholt hatte, die gute Schweſter Monika! Wie ſchön wuchſen dieſe Nelken! Dunkelrot waren ſie und groß. – Da mich ſpäter der, der mich liebt und kennt, mit einer dunklen Nelke verglich, da dachte ich an die Blumen, die ich junges Kind aus der erſtorbenen Hand des hohen Alters entnommen und eingepflanzt hatte, und ob es wohl ſo kommen werde, daß auch mich der Tod beim Pflanzen der Blumen überraſche, der Tod, der triumphierende Herold des Lebens, der Befreier von irdiſcher Schwere.

Aber jene andere Nonne, jung und schön, deren lange, goldne Flechten ich auf goldnem Opferteller zum Altar trug; — ich hab nicht geweint, da man die alte Gärtnerin zu Grabe trug, obschon sie meine Freundin gewesen war und mir manche Gartenkunst gelehrt hatte. Es kam mir so natürlich vor und so behaglich, daß ich nicht einmal darüber verwundert war; aber damals, als ich im Chorhemdchen mit einem Kranz von Rosen auf dem Kopf, mit brennender Kerze als Geleitengel unter dem Geläute aller Glocken vor der in alle üppige Pracht gekleideten jugendlichen Braut Christi einherschritt; da wir an das Gitter kamen, vor welchem der Bischof stand, der ihr die Gelübde abnahm, und er fragte, ob sie sich Christo vermählen wolle, und man ihr auf ihr Bejahen die mit Perlen und Bändern durchflochtenen Haare abschnitt, welche ich auf einem goldenen Teller empfing, da fielen meine Tränen auf diese Haare, und da ich hin zum Altar trat, um sie dem Bischof zu überreichen, da schluchzte ich laut, und das Volk weinte mit.

Die junge Braut legte sich an die Erde, es wurde ein Leichentuch über sie gebreitet, die Nonnen wallten von allen Seiten herbei, je zu zwei Blumenkörbe tragend. Ich streute die Blumen auf das Leichentuch, während ein Requiem gesungen wurde. Sie wurde als Tote eingesegnet und Gebete über sie gesprochen; das irdische Leben war beendet, ich hob als Auferstehungsengel die Totendecke auf. Das himmlische Leben beginnt, die Nonnen umringen sie; in ihrer Mitte wird sie vom weltlichen Staat entkleidet, Ordens-

kleid, Mantel und Schleier werden ihr angelegt, worauf sie in die Hände des Bischofs die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut ablegt. Ach, wie war ich beklommen, da der Bischof ihr das Kruzifix reichte, um es als ihren Bräutigam zu küssen. Ich wich nicht von ihrer Seite; am Abend, da die Nonne allein in ihrer Zelle saß, kniete ich noch vor ihr, mit meinem verwelkten Rosenkranz auf dem Kopf; sie war eine Französin, eine Gräfin d'Antelot. „Mon enfant," fragte sie, „mon cher ange gardien, pourquoi as tu pleuré ce matin lorsqu'on ma coupé les cheveux?" Ich schwieg eine Weile still, aber dann fragte ich leise: „Madame, est-ce que Jésus Christ a aussi une barbe noire?"

Die schöne Frau war mit vielen andern hohen Damen und Rittern, die Ordensbänder und Sterne hatten und aus Frankreich vertrieben waren, in unser Kloster gekommen; diese zogen alle weiter, sie allein blieb zurück. Sie wandelte viel im Garten; sie hatte einen blitzenden Ring am Finger, den sie küßte, wenn sie in der dunklen Allee allein war. Da las sie ihre Briefe mit leiser Stimme, und mit einem feinen, weißen Tuche trocknete sie die weinenden Augen. Ich belauschte sie, ich liebte sie und weinte heimlich mit. Einmal trat ein schöner Mann in glänzender Uniform mit ihr in den Garten. Sie sprachen zärtlich miteinander. Der Mann hatte einen schwarzen Bart, er war größer als sie, er hielt sie in seinen Armen und sah auf sie herab, und seine glänzenden Tränen blieben in seinem schwarzen Bart hängen;

das sah ich, denn ich saß in der dunkeln Laube, an deren Eingang sie standen. Er seufzte tief und laut, er drückte sie ans Herz, und sie küßte die glänzenden Tränen im schwarzen Bart auf.

Noch oft wandelte die schöne Frau in diesen einsamen Alleen, noch oft sah ich sie weinend unter dem Baum, wo er Abschied genommen hatte, und endlich nahm sie den Schleier.

Eine Geistergeschichte in Goethes Familie

Deine Großmutter kam einst nach Mitternacht in die Schlafstube der Töchter und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute; am andern Morgen erzählte sie, daß etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier; in der Meinung, das Fenster sei offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstoßenden Schlafzimmer umher, sei sie aufgestanden; aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier; endlich seufzte es tief auf und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie kalt anwehte. Darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kurz hiernach ließ sich ein Fremder melden; da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr darreichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod verspürte, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben; aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskrampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin und her gefahren, endlich zweimal

tief aufgeseufzt, und dann war er verschieden. Obschon nun das, was auf dem Papier geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was seine letzte Bitte gewesen. Dein edler Großvater nahm sich einer kleinen Waise jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eignen Mitteln für sie an, die Deine Großmutter mit manchem kleinen Ersparnis mehrte.

Gute Geister

Einmal schon im Kloster hatten mich die Geister bewogen, mich ihnen zu gesellen; in den hellen Mondnächten lockten sie mich. Ich durchwanderte wunderliche, dunkle Gänge, in denen ich die Wasser rauschen hörte; ich folgte beklemmt. Bis zum Springbrunnen kam ich; der Mond schien in sein bewegtes Wasser und gewandete die Geister, die auf seinem wogenden Spiegel sich mir zeigten, in Silberglanz. – Sie kamen, sie bedeuteten mein fragendes Herz und verschwanden wieder; es kamen andere, sie legten Geheimnisse auf meine Zunge, berührten alle Lebenskeime in meiner Brust, bezeichneten mich mit ihrem Siegel; sie verhüllten meinen Willen, meine Neigungen und die Kraft, die von ihnen auf mich ausgegangen war.

Wie war das? – Wie berieten sie mich? – Durch welche Sprache gab sich ihre Lehre kund? – Und wie soll ich Dir darlegen, daß es so war? – und was sie mir lehrten?

Die Mondnacht deckte mich im süßen, tiefen Kindesschlaf; dann trat sie aus sich selbst hervor und berührte mich an meinen Augen, daß sie ihrem Licht erwachten, und senkte sich mit magnetischer Gewalt in meine Brust, daß ich alle Furcht bezwang, auf Wegen, die nicht geheuer

waren, forteilte in tiefer, regungsloser Nacht, bis ich zum Springbrunnen kam zwischen Blumenbeeten, wo jede Blume, jedes Kraut in täuschender Dämmerung ein Traumgesicht ausdrückte, wo sie buhlten und stritten mit der Phantasie. Dort stand ich und sah, wie der von den Lüften bewegte Wasserstrahl hinüber- und herüberschwankte und wie die Mondesstrahlen das bewegte Wasser durchwebten und wie der Blitz mit züngelnder Eile silberne Hieroglyphen in die wogenden Kreise schrieb. Da kniete ich in den feuchten Sand und beugte mich über dies schwindelnde Lichtweben und lauschte mit allen Sinnen, und mein Herz hielt still, und ich nahm es an, als ob mir diese schwindelnden Strahlenzüge etwas hinschrieben, und mein Herz war freudig, als ob ich sie verstanden hätte, daß ihr Inhalt mir Glück andeute. Ich ging zurück durch die langen, dunklen labyrinthischen Gänge, vorüber an Bildern von wunderlichen Heiligen in gelassener Ruhe, bis zu meinem Bettchen, das im Erker am Fenster eingeklemmt war. Da öffnete ich leise das Fenster dem Mondlicht und ließ es meine Brust anstrahlen; – ja, mich umarmte in jenen glücklichen, glückbringenden Momenten ein freudegeistiges Gefühl, groß, allumfassend; es umarmte von außen mein Herz. Mein Herz fühlte sich umfaßt von einer liebenden Gewalt, der es sich anschmiegte im Schlummer, der von dieser Gewalt aus über mich kam. Wie soll ich diese Gewalt nennen? – Lebensgeist? Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, was ich erfahren hatte, aber ein Begegnis war es mir, ein wichtiges

Ereignis, und ich war im Herzen als wie der Keim, der aus erster Verhüllung ans Licht hervorbricht; ich saugte Licht mit dem Geist und sah mit diesem, was ich vorher mit leiblichem Auge nicht gesehen haben würde. Alles, was die Natur mir spielend darbot, gab mir eine Erinnerung an ein Verborgenes in mir; in Farben und Formen der Pflanzenwelt sah ich mit tiefem, genießendem, verzehrendem Blick, durch den die Nahrung in meinen Geist übergehe.

Ach, wir wollen schweigen, wir wollen leisen Nebelflor über dies Geheimnis ziehen, durch den uns sein Inhalt ahnungsweise durchschimmert; ja, wir wollen schweigen, Freund! Wir können's ja doch nicht in Worten enthüllen.

Der Schäfer von Bingen

Mein erster Gang war hier herauf*), wo ich Dir den letzten Brief schrieb, eh wir reisten. Ich wollte sehen, ob mein Tintenfaß noch da sei und meine kleine Mappe mit Papier. Alles noch an Ort und Stelle; ach Goethe, ich habe Deine Briefe so lieb, ich habe sie eingehüllt in ein seidnes Tuch, mit bunten Blumen und goldnem Zierat gestickt. Am letzten Tag vor unserer Rheinreise, da wußte ich nicht wohin mit; mitnehmen wollte ich sie nicht, da wir allesamt nur einen Mantelsack hatten. In meinem Zimmerchen, das ich nicht verschließen konnte, weil es gebraucht wurde, mochte ich sie auch nicht lassen; ich dachte, der Nachen könnte versinken und ich ersaufen, und dann würden die Briefe, deren einer um den andern an meinem Herzen gelegen hat, in fremde Hand kommen. Erst wollte ich sie den Nonnen in Vollraths aufzuheben geben; – es sind Bernhardinerinnen, die, aus dem Kloster vertrieben, jetzt dort wohnen, – nachher hab ich's anders überlegt. Das letztemal habe ich hier auf dem Berg einen Ort gefunden: unter dem Beichtstuhl der Rochuskapelle, der noch steht, in dem ich auch immer meine Schreibereien verwahre, hab

*) Auf den Rochusberg.

ich eine kleine Höhle gegraben und hab sie inwendig mit Muscheln vom Rhein und wunderschönen kleinen Kieselsteinchen ausgemauert, die ich auf dem Berge fand. Da hab ich sie in ihrer seidnen Umhüllung hineingelegt und eine Distel vor die Stelle gepflanzt, deren Wurzel ich sorgfältig mitsamt der Erde ausgestochen. Unterwegs war mir oft bange; welcher Schlag hätte mich getroffen, hätte ich sie nicht wiedergefunden; mir steht das Herz still. – Sieben Tag war schlecht Wetter nach unserer Heimkehr; es war nicht möglich hinüberzukommen; der Rhein ist um drei Fuß gestiegen und ganz verödet von Nachen; ach, wie hab ich's verwünscht, daß ich sie da oben hingebracht hatte. Keinem mocht ich's sagen, aber die Ungeduld, hinüberzukommen; ich hatte Fieber aus Angst um meine Briefe, ich konnte mir ja erwarten, der Regen würde irgendwo durchgedrungen sein und sie verderben. Ach, sie haben auch ein bißchen Wassernot gelitten, aber nur ganz wenig; ich war so froh, wie ich von weitem die Distel blühen sah, da hab ich denn sie ausgegraben und in die Sonne gelegt; sie sind gleich trocken und ich nehm sie mit. Die Distel hab ich zum ewigen Andenken wieder festgepflanzt. – Nun muß ich Dir auch erzählen, was ich hier oben für eine neue Einrichtung gefunden, nämlich oben im Beichtstuhl ein Brett befestigt und darauf einen kleinen, viereckigen Bienenkorb. Die Bienen waren ganz matt und saßen auf dem Brettchen und an dem Korb. Nun muß ich Dir aus dem Kloster erzählen. Da war

eine Nonne, die hieß man Mere celatrice, die hatte mich an sich gewöhnt, daß ich ihr alle Geschäfte besorgen half. Hatten wir den Wein im Keller gepflegt, so sahen wir nach den Bienen; denn sie war Bienenmutter, und das war ein ganz bedeutendes Amt. Im Winter wurden sie von ihr gefüttert, die Bienen saugten aus ihrer Hand süßes Bier; im Sommer hingen sie sich an ihren Schleier, wenn sie im Garten ging, und sie behauptete, von ihnen gekannt und geliebt zu sein. Damals hatte ich große Neigung zu diesen Tierchen. Die Mere celatrice sagte, vor allem müsse man die Furcht überwinden, und wenn eine stechen wolle, so müsse man nicht zucken, dann würden sie nie stark stechen. Das hat mich große Überwindung gekostet; nachdem ich den festen Vorsatz gefaßt hatte, mitten unter den schwärmenden Bienen ruhig zu sein, befiel mich die Furcht; ich lief und der ganze Schwarm mir nach. Endlich hab ich's doch gelernt, es hat mir tausend Freud gemacht; oft hab ich ihnen einen Besuch gemacht und einen duftenden Strauß hingehalten, auf den sie sich setzten. Den kleinen Bienengarten hab ich gepflegt, und die gewürzigen dunklen Nelken besonders hab ich hineingepflanzt. Die alte Nonne tat mir auch den Gefallen, zu behaupten, daß man alle Blumen, die ich gepflanzt hatte, aus dem Honig herausschmecke. So lehrte sie mich auch, daß, wenn die Bienen erstarrt waren, sie wieder beleben. Sie rieb sich die Hand mit Nesseln und mit einem duftenden Kräutchen, welches man Katzenstieg nennt, machte den großen

Schieber des Bienenhauses auf und steckte die Hand hinein. Da setzten sie sich alle auf die Hand und wärmten sich, das hab ich oft auch mitgemacht; da steckte die kleine Hand und die große Hand im Bienenkorb. Jetzt wollt ich's auch probieren, aber ich hatte nicht mehr das Herz; siehst Du, so verliert man seine Unschuld und die hohen Gaben, die man durch sie hat.

Bald hab ich auch den Eigentümer des Korbs kennen gelernt; indem ich am mitten Berg lag, um im Schatten ein wenig zu faulenzen, hört ich ein Getrappel im Traumschlummer; das war die Binger Schafherde nebst Hund und Schäfer. Er sah auch gleich nach seinem Bienenkorb; er sagte mir, daß er noch eine Weile hier weide, da hab ihm der volle blühende Thymian und das warme, sonnige Plätzchen so wohlgefallen, daß er den Schwarm junger Bienen hier herauf gepflanzt habe, damit sie sich recht wohl befinden, und wenn sie sich dann mehren sollten und den ganzen gegitterten Beichtstuhl einnehmen, wenn er übers Jahr wiederkäme, so solle es ihm recht lieb sein.

Der Schäfer ist ein alter Mann; er hat einen langen, grauen Schnurrbart, er war Soldat und erzählte mir allerlei von den Kriegsszenen und von der früheren Zeit; dabei pfiff er seinem Hund, der ihm die Herde regierte. Von verschiedenen Burggeistern erzählte er auch, das glaube er alles nicht; aber auf der Ingelheimer Höhe, wo noch Ruinen von dem großen Kaisersaal stehen, da sei es nicht geheuer. Er sei selbst auf der Heide im Mondschein einem Mann begegnet, ganz in Stahl

gekleidet, dem sei ein Löwe gefolgt; und da der Löwe Menschen gewittert, so habe er fürchterlich geheult. Da habe der Ritter sich umgekehrt, mit dem Finger gedroht und gerufen: „Bis stille, freveliger Hund!“ – Da sei der Löwe verstummt und habe dem Mann die Füße geleckt. Der Schäfer erzählte mir dies mit besonderem Schauer, und ich schauderte zum Plaisier ein bißchen mit; ich sagte: „Ich glaube wohl, daß ein frommer Schäfer sich vor dem Hüter eines Löwen fürchten muß.“ „Was?“ sagte er, „ich war damals kein Schäfer, sondern Soldat und auch gar nicht besonders fromm; ich freite um ein Schätzchen und war herübergegangen nach Ingelheim um Mitternacht, um Tür und Riegel zu zwingen; aber in der Nacht ging ich nicht weiter, ich kehrte um.“ – „Nun,“ fragt ich, „Euer Schätzchen, das hat wohl umsonst auf Euch gewartet?“ – „Ja,“ sagte er, „wo Geister sich einmischen, da muß der Mensch dahinten bleiben.“ – Ich meinte, wenn man liebe, brauche man sich vor Geistern nicht zu fürchten, und könne sich gerade dann für ihresgleichen achten; denn die Nacht ist zwar keines Menschen Freund, aber des Liebenden Freund ist sie.

Ich fragte den Schäfer, wie er sich bei seinem einsamen Geschäft die Zeit vertreibe in den langen Tagen; – er ging den Berg hinauf, die ganze Herde nahm wieder keinen Umweg. Er zeigte mir eine schöne Schalmei – so nannte er ein Hautbois mit silbernen Klappen und Elfenbein zierlich eingelegt; er sagte: „Die hat mir ein Franzose geschenkt, darauf kann ich blasen, daß

man es eine Stunde weit hört; wenn ich hier auf der Höhe weide und seh ein Schiffchen mit lustigen Leuten drüben, da blas ich. In der Ferne nimmt sich die Schalmei wunderschön aus, besonders wenn das Wasser so still und sonnig ist wie heute; das Blasen ist mir lieber wie Essen und Trinken." Er setzte an und wendete sich nach dem Tal, um das Echo hören zu lassen; nun blies er das Lied des weissagenden Tempelknaben aus Axur von Ormus mit Variationen eigner Eingebung. Die feierliche Stille, die aus diesen Tönen hervorbricht und sich mitten im leeren Raum ausdehnt, beweist wohl, daß die Geister auch in der sinnlichen Welt einen Platz einnehmen; zum wenigsten ward alles anders: Luft und Gebirge, Wald und Ferne, und der ziehende Strom mit den gleitenden Nachen waren von der Melodie beherrscht und atmeten ihren weissagenden Geist. – Die Herde hatte sich zum Ruhen gelagert; der Hund lag zu des Schäfers Füßen, der von mir entfernt auf der Höhe stand und die Begeistrung eines Virtuosen empfand, der sich selbst überbietet, weil er fühlt, er werde ganz genossen und verstanden. Er ließ das Echo eine sehr feine Rolle darin spielen; hier und da ließ er es in eine Lücke einschmelzen; dann wiederholte er die letzte Figur zärtlicher, eindringender; – das Echo wieder! – er ward noch feuriger und schmachtender. Und so lehrte er den Widerhall, wie hoch er's treiben könne, und dann endigte er in einer brillanten Fermate, die alle Täler und Schluchten des Donnersberges und Hunsrücks widerhallen machte. Er zog blasend

mit der Herde um den Berg. – Ich packte meine Schreibereien auf, da die Einsamkeit doch hier oben aufgehoben ist, und schlenderte noch eine Weile bei gewaltigem Abendrot, mit dem Schäfer in weisen Reden begriffen, hinter der weißen Herde drein; er entließ mich mit dem Kompliment, ich sei gescheiter als alle Menschen, die er kenne. Dies war mir was ganz Neues, denn bisher hab ich von gescheiten Leuten gehört, ich sei gänzlich unklug; ich kann aber doch dem Schäfer nicht unrecht geben; ich bin auch gescheit und habe scharfe Sinne.

Frau de Gachet

Geliebter Clemens! Was ist doch alles widerfahren in diesen Tagen, der, die Du Bettina nennst! – Ein Südwind auf brennenden Sohlen in einer Wirbelwolke von Staub wehte mir ins Gesicht. Von einem Tag zum andern hat die Welt hier in Offenbach einen Purzelbaum geschlagen. Denn erstens las ich im grünen Zimmer auf der Fensterbank vor dem Herzog von Aremberg über die Volksmajestät ein französisches Aktenstück, worüber ich Unendliches hätte den Herzog zu fragen gehabt, der schlief aber; ich wollte nur allmählich aufhören zu lesen, damit er nicht wach werde; ich fing schon an, ganz stille zu werden, ich hatte ausprobiert, daß er fest schlief. Siehe, da kam im Sturm dahergebraust ein Kabriolett wie ein abgeschoßner Pfeil vor die Haustür; herab springt der Wagenlenker, ein jugendlich voller, schöner Mannjüngling mit klirrenden Sporen; zwei Reiter, die ihn begleiten, treten mit ihm ein. Ich war, ich weiß nicht wie, nicht warum, von Schrecken durchgriffen, daß ich vergaß zu reden, und besann mich nicht, die Großmama zu rufen, die im Garten war. Der Herzog fragte, wer da sei; ich deutete den Fremden an, er sei blind, und sagte: „C'est une jeune Cavalier Monseigneur avec deux Messieurs." „Au

contraire, c'est une femme," sagte der Jüngling und näherte sich. Der Herzog wußte gleich, wer sie war, denn er ergriff ihre Hand und äußerte ein sehr warmes Interesse. Ich lief in den Garten, die Großmama zu holen. Die sagte gleich von Madame de Gachet, einer Prinzeß aus der Vendeé, und bis wir ins Haus eintraten, schwindelte ihr der Kopf vor Begeistrung. Ich besann mich unterdessen und wollte gern unbefangner Zuschauer sein. Hinter der Tür vor der Großmama ihrem Schreibzimmer blieb ich stehen, wo ich einstens schon Herder, Boonstedten, Friederike Brunn, die Krüdner und andre närrische Erscheinungen berühmter Leute angestaunt hatte. Es war ein Verbeugen und Neigen der beiden Frauen und ein Beteuern, und ich hätt gern alles behalten, um dies zu erzählen; es war ein zu groß Geschwirr von lauten Stimmen. Ich konnte nur den Herzog verstehen, der zu ihr sagte: „Vous êtes la plus respectable des enemies de la france;" sie nannte die assemblée nationale le dépôt de la confience de tout un peuple, und redete, als ob sie die Welt erneuere. „Le peuple n'est plus livré aux intrigues de cour ni aux incertitudes ministerielles," und meinte, damit sei ihr ganzes tragisches Schicksal ausgewetzt; und dann sprachen sie über Krieg zu Wasser und zu Land, von Vaisseaux de guerre und Kavallerie und Infanterie, und sie redete davon, als wär sie bei allen Schlachten mit gewesen.

— Jetzt schreib ich gleich weiter von allem, was ich über Deine Warnungssorgen vergessen hatte.

Diese Frau hat mich in einem fortwährenden Schauerriesel erhalten, und denke Dir, während ich an die Türe gelehnt sie ansah, verstummte sie oft mitten in ihrer Rede und sah sich nach mir um; keine Goldfrucht winkt lockender aus dem dunklen Grün als ihr lächelnder Blick nach mir; ich fühlte mich beschämt. Bei der Heimfahrt nahm der eine ihrer Begleiter den Platz im Whiski ein, sie schwang sich mit selbstgefälliger Anmut aufs Pferd. Sie grüßte mich, als wolle sie mir sagen: schwing dich auch aufs Roß, aus allem heraus, was Dich beengt; komm, vertrau mir, ich will Dir die Hand reichen. – Und fort war sie, und ich lief in den Garten und stieg auf die Pappel; wo hätt ich hingesollt, so sehnsüchtig in die Weite? – Auf dem Gaul die Abendlüfte durchsausen im Galopp! – Und hätt ich das gekonnt, mein ganz Glück würd ich darin finden und muß Dir alles sagen, was ich hierbei denke.

Man muß doch wohl wissen, was das Gegenteil ist von aller Verkehrtheit, denn nur in dieses hinüber kann man sich von ihr flüchten; und doch, wenn sie mich wie Lüge und Gespensterwesen anschauderte, und ich glaubte ihr Gegenteil, die Wahrheit zu empfinden, so war keine Gewalt in mir dazu. Die erste Melancholie, die erste Träne, die wie eine Frage mir ins Gewissen fiel, war derart. Ich ging einmal in so unklarer Stimmung über den Hühnermarkt in Frankfurt; auf einmal befand ich mich wie im Traum, aus einem Weltenraum in den andern hineingerissen, aus der kalten, mit spazierengehenden Philistern besetzten Straße

unter die befiederten, also zur Freiheit geschaffnen Tiere. Die Tauben, die man im Abendschein in Herden die Sonne vergoldeten Wetterfahnen der Kirchtürme umschwingen sieht, waren hier in schmutzige Körbe eingesperrt, wo sie ihr reines Gefieder besudelten bei kargem Futter. Und morgen sollten sie von der Hand und für den Magen eben dieser Philister geschlachtet werden, in denen nie ein Naturgefühl den Lebensreiz erhöht hatte. – Es machte mich traurig, ich fühlte mich hier besser und weniger beschämt als unter den Menschen. Diese Tiere sind ein Liebreiz der Natur; sie haben Mut, sie schwingen den wolkenbringenden Winden sich nach in die Lüfte, und alle Lebensgeister in ihnen sind angefacht. So wie ich mich sehnte damals, mit den Tauben unter Gewittern die Türme zu umkreisen, so hätte ich gestern auf dem Gaul im Galopp dem gewohnten Schlendrian mich entreißen mögen. Ich hab es sehr deutlich gefühlt, was diese Frau voraus hat dadurch, daß sie so einem Reiz kann genügen. Freiheit fühlt sie in allen Gliedern auf dem Pferd, das sie zu lenken versteht, und wenn es sich bäumt und steigt, und sie läßt so ruhig es gewähren; denn sie weiß, es wird sich gleich fügen, und jetzt ist sie aufgeregt durch einen Gedanken, so setzt sie dem Gaul die Sporen in die Seite, und er fliegt wie ihr Geist mit ihr zugleich dem entgegen, was sie erringen möchte. Ach, wie muß das die Kraft fördern des Leibes und der Seele, wie muß das den Gedanken treiben, daß er gepanzert hervorspringt gleich und drein schlägt in

den Begriff, und wie muß es das Herz heben, das Reiten? – Nur edlen Naturen gehört das Pferd; kein Vorsatz konnte mich bewegen, auch keine Vorstellung, keine Belehrung, keine christliche Moral irgend mich selber im Zaum zu halten, das Gute zu tun, das Böse zu lassen. Aber auf einem Pferd, da würde ich zu jeder kühnen Tat auch noch im letzten Augenblick herangesprengt kommen, denn das würde genievolle Begeistrung in mir anregen.

– Clemente, sie ist da gewesen; wie ist doch alles durcheinandergegangen. – Nach dem ganzen Abenteuer haben die Franzosen im Garten einen fürchterlichen Äpfelkrieg geführt; ich kann Dir's heute nicht mehr schreiben, ich muß erst noch eine Nacht drauf schlafen. Aber morgen kommt sie wieder, sie hat mir's im Vorübergehen ins Ohr geflüstert; sie ist des Teufels. Ich will keine Freundschaft mit ihr, ich bin zu jung. Wär ich schon so, wie es in mir werden will, dann ritt ich stehend auf zwei Gäulen und spränge dazu durch den Reif. Mit Kunststreichen und Übermut wollt ich ihren kühnen Ritt ausparieren.

Lieber Clemens! Heut am Montag erzähl ich fort vom Samstag und Sonntag; diesmal gingen hexenmäßige, die Großmama in höchster Spannung haltende Dinge vor, eine galvanische! – Der kleine rotwangige Apotheker Buch trug Blumenkörbe und Urnen hinaus auf den Hausflur.

Mit Salzwasser in einer großen irdnen Schüssel wurde ein groß Geplätscher gemacht, runde Filzlappen und Taler und Kupferplatten

aufeinander gelegt; viele Stimmen und Hände gingen durcheinander bei dem Aufbau der Säule. Der Herzog im Hintergrund hielt mich bei der Hand, ich mußte ihm erzählen, was vorgehe. Nachdem die Säule unter den Händen der Gelehrten mehr wie einmal umgestürzt war, baute die Vendéerin sie selbst auf, und sie blieb stehen; es wurden negative und positive Versuche gemacht; davon kann ich nichts sagen, als daß es nicht ganz so ausfiel, wie man wollte. Die de Gachet verlangte feingesponnene Glasfäden; die Frau Wrede uns gegenüber hat eine Sultansfeder von gesponnenem Glas. Sie sagte mir, daß sie den Sultan dem Magnetiseur geschenkt habe, der ihn auch zu seinen Versuchen braucht. Ich klingelte an seiner Haustür; wie ich den Schall der Glocke hörte, mußte ich mich fürchten, aber ich war schon im Haus die Treppe hinauf und stand schon vor ihm und wußte nicht, wie ich's ihm sagen solle. Er kam mir aber zuvor, wie ich von gesponnenem Glas anfing, und gab mir den Sultan in die Hand; da sah er an meinem Finger den Ring aus dem ledernen Schuh, den Stein nach inwendig mit roter Seide umwickelt und mit Harz verklebt. Ich schämte mich, ich wickelte den Faden los und reichte ihm den Ring; er besah ihn und sagte: „Ein Talisman!" — und steckt ihn mir wieder an den Finger. Das war alles, was er mit mir sprach, mit dem ich doch manches schon gesprochen hatte über die Gartenwand. Ich nahm mir auch vor, gleich den Abend noch auf die Gartenbank zu steigen und mit ihm zu sprechen;

ich werde Dir gleich erzählen, wie das aber nicht gegangen ist. Erst wurden mit den Glasfäden Schmelzversuche gemacht, die nicht gelungen sind, drum sollte die Säule ein paar Tage unberührt stehen und sich verstärken; die Großmama war in großer Angst, es könne daran gestoßen werden, und ließ, nachdem die de Gachet fort war, niemand ins Zimmer. Die französischen Herren hatten sich im Garten versammelt. Es war schon dämmerig, ich kam dazu; sie sprangen wie toll herum, machten große Sätze über die Blumenbeete, rissen die Stäbe von den Pflanzen los und schlugen aufeinander und rissen vom Spalier die gezählten, noch unreifen Äpfel zum Bombardieren. — Ich war ja wie versteinert. Denk, sie hatten ihre Röcke ausgezogen und auf die Sträucher gehängt, die waren krumm gebogen von der Last; der ganze Garten war verwandelt. Ich konnte keinen erwischen, so war er gleich hinter einem andern drein, und wollt ich den wieder um Gotteswillen bitten, so hatte er eins, zwei, drei Äpfel abgerissen und setzte über die Rabatten hinaus, um einen zu treffen. Sie waren wie toll gewordne Geister, sie flüsterten und kicherten und gaben keinen Laut von sich; in der Verzweiflung rief ich: „Grand-Mama vient," da warfen sie ihre Munition auf gut Glück dem nächsten an den Kopf, und waren mit ihren Röcken wie der Wind zur Gartentür hinaus. Verwundert, daß diese alten Herren mit ihrem Podagra-Asthma so ungeheure Bocksprünge machen konnten, nahm ich den Rechen und harkte die Wege; ich steckte die weg-

geworfenen Blumenstäbe wieder in die Sträucher. Es war schon dunkel, da suchte ich noch die abgerissenen Äpfel zusammen und legte sie an die Erde, als wären sie von selbst abgefallen, vielleicht vom Wind. Im Hof des Magnetiseurs sah ich die Leute bei einem Packwagen beschäftigt, und denk Dir, er ist fort heute morgen, noch ehe die Sonne aufging. Das ganze Haus öde! – es sieht so traurig aus; der Wind spielt mit den Dachluken. – Ich hab ihn also zum letztenmal gesehen, wie er mir die Glasfäden gab. – Wie leid tut mir das! –

Die de Gachet war auch noch am Sonntag nachmittag hier; kein Mensch hatte sie erwartet und ich auch nicht, obschon sie mir es zugeflüstert hatte; so war ich ein Weilchen allein mit ihr. Wie ängstlich war mir das! – Ach Clemens, laß uns lieber allein alles vertrauen, alles miteinander erleben und nicht mit andern. Dieser große Planet, die de Gachet, erschüttert mich zu sehr, wenn er mir so nah rückt. – Sie redete von den Himmelskörpern, ihrem subtilen Ausströmen und von wechselseitiger Anziehung der Planeten in ihre Kreise und vom innerlichen Sinn im Ozean der Gefühle, und ich war ganz betäubt. Wie komme ich ihr vor, daß sie mir so was sagt! – Sie hielt mich fest in ihren Armen, ich hätte des Teufels werden mögen; ich schämte mich, daß ich ihr zuhören mußte, gefangen in ihren Armen, und nichts verstand. Sie ließ mich los, wie die Großmama hereinkam; ich, wie ein entwischter Vogel, sprang in den Garten auf die Bank und sah recht sehnsüchtig in den verlassenen

Garten vom Magnetiſeur. Da war er aber doch nicht fort, er wandelte noch ganz allein und kam gleich an die Gartenwand; er ſagte mir, ſeine Leute ſeien ſchon ſeit geſtern fort, er reiſe in der Nacht mit ihnen nach. Ich habe ihm rechte Vorwürfe gemacht, daß er ſo fortgehe, ohne mir davon zu ſagen. Da fing er an zu lachen und ſagte, ich hätte ihm ja Reiſegeld geſchickt; ich lachte auch, weil ich mich ſchämte zu weinen. Ach, dieſer Mann war mein beſter Freund. Er hat mir nie gute Lehren gegeben, aber er hat mich belehrt. Ach Clemens, leb wohl; jetzt iſt's aus mit der Gachet, denn ſie ſagte der Großmama, daß ſie an den Rhein wieder geht.

Die arme Frau

Jetzt will ich Dir auch noch auf Deine letzte Frage antworten von der gemeinen Frau. Das war kurz ehe ich von Frankfurt hier herauskam, da war ich allein von dem Bockenheimer Tor aus dem Garten, wo die Toni wohnt, hineingegangen in die Stadt. Da begegnete mir eine Frau, der war das Band aufgegangen am Schuh, und sie konnte sich nicht bücken, denn sie ging mit einem Kinde und seufzte sehr unter ihrer Last. Ich ließ sie ihren Fuß auf meine Knie stellen, um das Schuhband ihr zuzubinden, dann aber führte ich sie nach ihrer Wohnung, weil sie so sehr jammerte über Schmerzen. Es war schon dämmerig, als wir in die Stadt kamen; da begegnete mir eben auch die Frau Euler, welche unser beider böser Dämon zu sein scheint; ich machte ihr eine tiefe Verbeugung zu meinem Plaisier und schleppte die Frau weiter. Die fing aber an, mir bang zu machen, denn sie seufzte so schwer und ward so blaß, und der Schweiß trat ihr auf die Stirn; da kam der gute Doktor Neville, dem übergab ich die Frau. Und als ich auf den Roßmarkt kam, da begegnete mir der Moritz; der sagte: „Ach,

wie blaß ſehen Sie aus, es fehlt Ihnen was.“ „Ich habe ſo großen Hunger,“ ſagte ich – und es war auch wahr; die Angſt mit der Frau hatte mir Hunger gemacht. Der Moritz griff in die Taſche, die hatte er voll getrockneter Oliven, die eſſe ich gern; er leerte ſeine Taſche in meinen Handſchuh aus, den ich ausgezogen hatte, um ſie hineinzufüllen. Da führt der Kuckuck die Lotte vorbei; der Moritz ging, die Lotte kam an mich heran und fragte: „Wie kannſt Du nur auf offener Straße mit dem Moritz Hand in Hand ſtehen.“ Das ärgerte mich, ich ging ins Stift zu Dir herein, wo ich meine Oliven ſpeiſte und die Kerne alle in eine Reihe legte aufs Fenſterbrett; Du ſtandſt neben mir und warſt ganz ſtill verſunken in die Dämmerung ....

Am Abend hatte mir der Franz noch ein paar freundliche, aber doch mahnende Worte darüber geſagt, daß ich mit dem Moritz auf der Straß geſtanden hatte und geplaudert; – die Lotte hatte es der Schwägerin geſagt. – Ich antwortete ihm nicht darauf, denn verteidigen ſchien mir nicht paſſend, wie denn das meiner Seele ohnedem nicht einverleibt iſt, daß ich ſolche Irrtümer aufklären möchte, und am Ende ſchien mir der Moritz doch wert, daß man freundlich mit ihm Hand in Hand ſtehe, obſchon er mir bei jener Vermahnung ſehr ſchwarz gemacht wurde. Er begegnete mir am andern Morgen auf dem Vorplatz, und ich ſah mich um, ob niemand mich erſpähen könne, und zog ihn in die Ecke, wo die Wendeltreppe hinaufführt zu meinem Zimmer. Da küßte ich

ihn auf seinen Mund zwei-, dreimal, nur daß er meine Tränen auf seinem Gesicht fühlte, denn er wischte sie mit der Hand ab und sagte: „Was ist das? – Was fehlt Dir, Kind, was ist Dir?“ Ich riß mich los und sprang hinauf auf den Altan hinter die Bohnen – und war sehr schnell oben, daß er's nicht sah; er glaubte mich in seinem Zimmer und kam herauf und klopfte an, und weil er keine Antwort bekam, so machte er leise auf und weilte einen Augenblick im Zimmer. Als er herauskam, sah er nach dem Altan; mir war recht bang, er würde mein weiß Kleid erblicken, denn das schimmerte durch das dünne Bohnenlaub. Ich weiß nicht, ob er mich sah, mein Verbergen achtete, aber ich glaub's, und das gefiel mir so wohl von ihm; als ich ins Zimmer kam, fand ich auf meinem Tisch im Kabinett am Bett ein Fläschchen in zierlichem Brasilienholz mit Rosenöl. – Am Abend auf dem Ball bei seiner Mutter sprach er nichts zu mir – wie sonst – aber er kam in meine Nähe, und weil das Fläschchen so süß duftete hinter dem Strauß von Aschenkraut und Rosen, da lächelte er mich an, und ich lächelte mit; aber ich fühlte, daß gleich mir die Tränen kommen wollten. Ich mußte mich abwenden; er merkte es und ging zurück und stellte sich unter die andern. Er mußte auch tanzen mit den Prinzessinnen und hatte viel Geschäfte und mußte eine Weile mit dem König von Preußen sprechen; aber ich sah doch, daß er mich im Aug behielt den ganzen Abend, und selbst, während er mit dem König sprach, sah er

herüber, sehr ernsthaft immer. Ich war heimlich vergnügt, aber doch hätt ich jeden Augenblick weinen mögen; als wir weggingen, flüsterte er mir ins Ohr: „Du gleichst der Sophie.“ Was war das alles, was mir durch die Seele ging? – Ich weiß es nicht. Am andern Tag, wo ich nicht wie gewöhnlich zu Dir kam, da hatte Moritz am Morgen seinen Gärtner geschickt mit einem Wagen voll schöner, seltner Blumen. Die stellte er ohne mein Wissen hinter der Bohnenwand auf – und als ich sie sah, war ich erst gar erschrocken und verstand nicht, wie die Blumen daher gekommen waren. Aber bald verstand ich, er müßte mich doch wohl gesehen haben hinter der Bohnenwand am vorigen Tag. – Ach, ich war während diesen Stunden so wunderlich bewegt gewesen: von Dir, von Kränkungen, von Mitleid, daß er verleumdet war; von seinem feinen Wesen zu mir, und dann, daß er mir gesagt hatte so leise: „Du gleichst der Sophie,“ die ihm doch gestorben war, – daß ich nicht mehr wußte, was ich wollte. Am Nachmittag kam Christian Schlosser, vom Neville geschickt, der der Frau beigestanden hatte bei der Geburt von einem kleinen Mädchen, denn das war gleich in der Stunde auf die Welt gekommen. Der ließ mich fragen, ob ich nicht wolle zur armen Frau kommen, die sei sehr krank und auch das Kindchen; und ich solle es aus der Taufe heben, der Christian Schlosser wolle mit Taufzeuge sein. Ich ging mit; da war der Pfarrer, der taufte das Kind, und die Frau war sehr krank. Wie der Pfarrer weg war, so nahm

die Wartfrau das Kindchen auf den Arm und sagte: „Es wird gleich sterben;“ da war mir so bang. Ich hatte niemals jemand sterben sehen, und die kranke Frau im Bett weinte so sehr ums Kind. Die Hebamme sagte: „Eben stirbt's,“ und schüttelte es; da war's plötzlich tot.

Der Jude

Weißt Du denn, wer meine erste Bekanntschaft ist, die ich hier gemacht hab? – Ein Jud! Aber was für einer? – Der schönste Mann! – Ein weißer Bart von einer halben Elle, große, braune Augen, so schöne einfache Gestalt, die ruhigste Stirn, prächtige, majestätische Nase, Rednerlippen, aber von denen die Weisheit süß hervortönen muß. Unser Hauswirt, der Professor Weiß, rief mich und sagte: „Wollen Sie einen schönen Juden sehen, so kommen Sie in meiner Frau ihr Zimmer, sie verhandelt ihm eben ihr Hochzeitskleid.“ – Die Meline wollte nicht mitgehen und war verwundert, daß Weiß uns einlud, einem Handelsjud die Aufwartung zu machen; ich hab's aber nicht bereut, es war ein Bild zum Malen. Er saß in einem sehr reinen Rabbiner- oder Gelehrtengewand am Tisch, seine Hand guckte aus dem schwarzen, weiten Ärmel, und das Abendrot leuchtete durch die Scheiben; die Frau Professorin stand vor ihm und hielt ihren Hochzeitskontusch, oder war's der von ihrer Mutter, denn es schien sehr altertümlicher Stoff, an beiden Ärmeln ausgebreitet. Ihre Kinder standen zu beiden Seiten und hielten die Schleppe auseinander; es war ein orangenfarbener Stoff mit silbernen Sträußen und granatfarbenen Blumen

durchwirkt, was sehr schön mit dem starken Abendrot kontrastierte; es war das schönste Bild, und gern hätt ich die Meline gerufen, es mit anzusehen, wenn nicht eine Scheu, um nicht zu sagen Ehrfurcht, mich auf dem Platz gehalten hätt, ich hätte diesen Mann nicht mögen als Gegenstand der Neugierde behandeln. – Es hatte mir auch was ganz Rätselhaftes, die Leute mit so großer Ehrfurcht vor ihm stehen zu sehen und ruhig seinen Ausspruch mit einem Handel abzuwarten. – Sie sprachen über eine Summe, wozu noch mehrere andre altertümliche Stoffe gehörten, die auf dem Tisch lagen. – Ich tat, als sei ich begierig, sie zu sehen, bloß um mit Anstand noch bleiben zu können; denn je länger ich ihn ansah, je mehr fühlte ich mich angezogen und doch schüchtern, und der Weiß hätt mich gewiß nicht der Tür hinaus gebracht, so lang er da war. Der Jude ließ mir von seinem Enkelsohn, der hinter ihm stand, die Stoffe ausbreiten; ich tat, als wär ich höchlich erfreut über das Vert de pomme-Kleid mit Apfelblüte, und mein Alter sah mich unterdes von der Seite an, das merkte ich, das machte mir heimlich Freud. – Der Professor Weiß sagte: „Nun, Ephraim, müssen wir erst ein Glas Wein zusammen trinken; und Sie trinken auch mit," sagte er zu mir. Er schenkte dem Juden zuerst ein, der aber reichte mir sein Glas; ich sagte, daß ich keinen Wein trinke. „Aber nippen können Sie doch wohl," sagte er; ich nahm's ihm ab und schluckte ein wenig davon. Er dankte mir und trank es auf der Stelle aus, dann sah er mich lächelnd an, als wollt er sagen:

Freut's Dich, daß ich Dir so viel Achtung bezeige? – Ich lächelte mit ihm, und ich war ganz rot geworden vor Vergnügen. Weiß sprach noch allerlei mit ihm, was bewies, daß er ihn sehr in Achtung hält. – Weiß sagte von mir: „Was meint Ihr, Ephraim, daß wir jetzt so allerliebste Studenten haben; hier wird das erste Semester gehalten, und ich werd Euch bei so feinen Studenten empfehlen. Das wär Euch wohl ein groß Vergnügen, diesem kleinen Studenten Unterricht zu geben?" Es war ein so liebenswürdiger Adel in allem, was er sagte, und wie er den gutherzigen Scherzen des Weiß eine feine Wendung gab, daß sie mich nicht verletzen sollten, daß ich ganz eingenommen von ihm war und mich wirklich sehr in acht nahm, ihm solche Antworten zu geben, die ihm Interesse sollten für mich geben. Zwei Stund hab ich so mit ihm geplaudert, und ich dacht schon drauf, wie ich's machen wollt, daß ich ihn öfter sehen könnt; so sagt ich, wie er wegging an unserer Tür vorbei, daß ich da eine Schwester noch habe, und ich wünschte gar sehr, daß sie auch seine Bekanntschaft machen möchte. Er versprach mir, daß, wenn er wieder käme, so wolle er bei mir anklopfen. Ich freu mich recht drauf.

– Hahaha! – Das heißt: ich lach! – über was? – daß der Savigny nichts weiß von meiner zärtlichen Neigung für den Jud', – und wie ich alle vornehme Leut nicht leiden kann, weil sie mir zu gemein sind, und weil kein Mensch im Haus weiß, warum ich als übermütig bin; und

das ist heut einmal wieder, weil ich ein besonders angenehm Abenteuer hatte. Ich war im Garten, der am Berg liegt, und guckte über die Mauer und sah den Ephraim den Weg heraufkommen. Ich lehnt mich über die Mauer und ließ mein Sacktuch im Wind fliegen, daß er mich sehn sollt; und wie er heraufkam, sprach ich mit ihm ein ganz Weilchen, – aber nicht wie gewöhnlich die Menschen sprechen. Ich sagte ihm, daß es mir Freude mache, ihn wieder zu sehen, und auch darum, weil mir sein Wesen einen Naturmoment vergegenwärtige, mit dem sich mein Gesicht und mein Gemüt näher verwandt fühle als mit jedem andern; ich sagt ihm, das sei die Dämmerung am Abend, so komme mir sein Blick und sein ganz Wesen vor – wie Dämmerung, die über einer erhabnen Natur ausgebreitet sei; in solcher Stunde ist mein Gesicht schärfer und mein Gefühl sehr zum Vertrauen geneigt. – Du kannst wohl denken, daß es der Mühe wert ist, mit ihm zu reden, denn sonst wär ich darauf nicht gekommen, ihm sowas zu sagen. Er sagte: „Die sichtbare Welt ist trüb, aber mit hellem Blick braucht einer nicht lang zu forschen, in wenig Zügen erkennt er, was ihm verwandt ist." Ich sagte: „Aber wie erlangt man einen so hellen Blick?" – „Man muß allein die Natur anschauen und kein Vorurteil zulassen, das gibt einen hellen Blick." – Ich frag: „Traut Ihr mir das zu, daß ich die Natur mit hellem Blick anschau und ohne Vorurteil?" „Ja!" sagt er, „und ich weiß, daß ich nicht irre – und daß Sie scharfsichtig sind." – „So hab ich also recht, wenn ich

in Euch einen begeisterten Mann erkenne?" – „Zum wenigsten sind Sie dem Wahren näher als andre, die den Juden für einen gedrückten Mann halten; innerlich quillt die Freiheit, und ein Tropfen ist genug über alle Verachtung uns zu heben." – Ich hörte Leute den einsamen Weg heraufkommen und brach ab, weil mir das Geheimnis schon zu lieb war mit ihm. Ich sagte: „Leb wohl, Jude, denk an unser Gespräch, und wenn Du von Deiner Reise heimkehrst, komm zu mir."

Mein Lehrer in der Mathematik ist mein alter Herbst-Jud. Morgens, in einem schwarzen Kleid, weißem Kragen und der Bart spiegelglatt, stand er an meiner Tür und fragte um Erlaubnis, mich zu besuchen; ich freute mich über ihn, er sieht so viel edler aus als die andern Menschen, mit denen man täglich verkehrt, die man in großen Versammlungen sieht. Ich hab im Schauspielhaus mich oft vergeblich nach einem erhabnen Gesicht umgesehen. Er setzte sich auch gleich in anständiger Bequemlichkeit an den Tisch, den Arm drauf legend, merkte meine Verwunderung über seine Angenehmheit, lächelte mich an und sah aus wie ein Fürst. – Ich fragte: „Wo sind Sie denn so lange gewesen?" – „Nun!" sagte er, „was reden Sie doch so fremd, bin ich nicht noch der Alte? – Heiß ich nicht mehr: lieber Jud?" – Ich mußt ihm die Hand reichen, ich sagte: „Ja!" – Hättest Du nur die ironische Miene gesehen in dem erhabnen Gesicht und das milde, herablassende Lächeln zu mir; – er sagte: „Nicht aus jedem Mund gefällt einem das Ihr oder Du, mit dem der Jude sich

muß anreden lassen, aber Ihrem lasse ich's nicht gern abgewöhnen." – Dir hätte der Mann so viel Freud gemacht, Günderod; er erzählte nur Gewöhnliches aus seinem Leben, von seinen siebzehn Enkeln, wie die sich gefreut haben, ihn wieder zu sehen. Ich frug nach allen, wie alt sie sind, wie sie aussehen; da sind ihm doch die fünf, die Vater und Mutter verloren haben, die liebsten; von denen sagt er: „Der älteste, der gleicht mir, man erkennt ihn schon von weitem für meinen Enkel." – „Und der zweite?" – „Der schlägt ganz nach mir, der hat für nichts Sinn wie für die Mathematik und hält sich so apart." – „Wie ist denn der Dritte, gleicht der Euch auch?" – „Der ist noch ein klein Jüngelchen, aber er verleugnet den Großvater nicht, und die Töchter sind schon so hilfreich; die eine ist dreizehn und die andre elf Jahr, aber sie sorgen fürs Haus und für die Kleidung." – Das waren alles gewöhnliche Reden, aber wie erfüllt von Herzlichkeit – ganz wie die Natur, mit Enthusiasmus Sorg und Plage tragend. – Er war früher bloß Lehrer der Mathematik und lehrte in Gießen, in Marburg die Studenten, und in der Ferienzeit ging er nach Haus zu den Seinen. – Zwei Söhne und eine Tochter verheiratet; seine Tochter starb, nachdem sie ihren Mann begraben hatte, den sie sehr liebte, und ließ die fünf Kinder zurück. – Der alte Ephraim konnt keinen andern Erwerbszweig ergreifen, sie zu ernähren, als an den er von Jugend gewohnt war, der seine Leidenschaft ist – worüber er so manches Schmerzliche hat vergessen, sagte

er – so ist er denn auf dem Heimweg in den Ferien in den nächsten Orten herumgeschlendert und hat alte Kleider eingehandelt, um die seinen Enkeln mitzubringen, denn sie neu zu kleiden, dazu wollte sein Erwerb nicht hinreichen. Nach und nach hat sich der Handel erweitert; alte Hochzeitskleider aus dem vorigen Jahrhundert, verlegne, altmodische Spitzen, die die Kaufleute nicht mehr absetzen, verhandelte er jetzt nach Polen, – so war er diesmal in Leipzig – und hat ein sehr gut Geschäft gemacht. – Du hörst, ich hab einen ganz kaufmännischen Stil – ich möcht mit dem Alten Kompanie machen und die Enkel ernähren helfen. Weil aber das doch Schwierigkeit hat, so hab ich einstweilen mathematische Stunde bei ihm; das macht ich ganz kurz, ich sagt ihm: „Da komm nur die Woch auch zweimal zu mir, denn ich muß Mathematik lernen.“ Er lachte und wollt's nicht glauben, ich holte ihm aber meine mathematischen Bücher hervor, die Christian mir hier gelassen, und mein Heft, was ich bei dem Christian geschrieben. Das gefiel ihm sehr, denn es war meist alles vom Christian diktiert, der wohl der scharfsinnigste Mensch von der Welt ist. – Jetzt hab ich schon drei Stunden ausgehalten und auch allemal seine Aufgaben richtig gemacht, denn ich hab Respekt vor dem Alten, ich möcht um alles nicht die Idee geben, als sei ich ein flatterhafter Schußbartel, wie mich die andern nennen, woran mir gar nichts liegt. Aber an ihm liegt mir, weil er so ganz ohne Überspannung doch nicht an meinem Ernst zweifelt,

er die für gering achten muß, die das nicht mitfühlen. Und meine Du was Du willst; aber Du wirst mir recht geben, daß unter solchem Druck, unter so erniedrigenden Bedingungen der Adel des Lebens so frei und untadelhaft bewahrt, daß sie nicht einmal durch das niedrigste Geschäft sich gebeugt fühlt, für eine hohe Seele spricht; daß sie um so mehr recht hat auf unsere feierliche Achtung, als sie vielleicht dem Äußeren nach der Mißdeutung, der Verachtung ausgesetzt ist.

Das Judenmädchen

Das junge Mädchen, was uns sticken lehrt, ist eine Jüdin, sie heißt Veilchen; es ist ein recht liebkosender Name, und ich fand letzt das erste Sträußchen ihrer Namensvettern zusammen. Da ging ich ganz früh zu ihr, um sie damit zu überraschen; ich fand sie auf der Treppe mit dem Besen in der Hand, sie war beschämt, ich aber gleich nahm ihr den aus der Hand und sagte: „Ach, lassen Sie mich auch ein bißchen kehren." Da kam so früh schon, denn es war noch nicht sieben Uhr, der Hofmeister vom Eduard Bethmann vorbei, der mußte es der Tante gesagt haben, daß er mich vor der Haustür eines Juden auf offener Straße kehrend fand. – Ich muß jetzt lachen, denn es ist auch recht lächerlich – ich will Dir die derbsten Ausdrücke von der Tante ihrer Mercuriale ersparen; sie meinte nur, ich sei verloren, für ein besseres Dasein verloren, ich habe mich gänzlich weggeworfen! Vous n'avez point de pudeur, point de respect humain, on vous trouve balayer la rue main en main avec une juive! Ich mußte lachen! Nein, ich konnte nicht anders. Du weißt, ich fürchte die Tante und mag sie nicht gerne beleidigen oder reizen! Cachez vous devant le monde, qu'on ne lise point sur votre front les des honorants signes de votre effronterie. Ach,

ich mußte noch einmal lachen, die Tante ging hinaus; ich hätte sie gern wieder gut gemacht, keine Möglichkeit, ich fühlte, daß ich mich nicht ernsthaft stimmen konnte. Die Bahn war plötzlich gebrochen, ich glaube, ich werde nie wieder dazu kommen, ihre Anstandsregeln zu respektieren. – Ach, und wenn Du wüßtest, wie hübsch es bei dem lieben Veilchen war! – Da war alles schon so sauber im Stübchen; ein kleiner Kaminherd, auf dem brannte ein Feuerchen, dabei kochte das Frühstück für den Großvater, der saß dabei und strich seinen langen, weißen Bart durch die Finger. Veilchen stickt ein Goldmuster sehr schön in einen rosinfarbenen Sammet, so nennt sie ein sanftes Braunrot in ihrer Judensprache. Die Arbeit ist bestellt und sie bekommt dann viel Geld, wenn es fertig sein wird. Sie ernährt ihren Großvater und zwei seiner Urenkel, die Waisen von dem gestorbnen Bruder, denen ist die Veilchen ganz wie eine Mutter; ich half ihr sticken, es ward recht gut, denn ich hab Augenmaß und mache die Stiche sehr egal. Alles was mit dem Geld angefangen werden soll! – 20 Louisdor! – Da ist so viel zu bestreiten in der Haushaltung, vom Hemd bis auf die Schuhe und Schüsselchen und Töpfchen, und der Herd, der eingefallen ist, und die Ofenplatte geplatzt; das muß geflickt werden und das Wohnzimmerchen frisch geweißt, wo die Leute eintreten, um die Arbeit zu bestellen. Veilchen ist von der Gattung Mädchen, die einen Nelkentopf vor ihrem Fenster pflegen und Absenker machen und endlich einen ganzen Flor

daraus ziehen, die auch wohl ein Myrtenbäumchen zur Blüte bringen, aber kein Kränzchen daraus winden. „Es wäre auch schade," meinte sie heut morgen und lächelte. – Wir waren so vergnügt zusammen beim Sticken, ich fädelte die Flittern und Goldbouillon auf einen langen Faden, da ging die Arbeit viel geschwinder; wenn sie solche Hilfe hätte, meinte sie, dann würden die Sorgen ihr nicht so leicht über den Kopf wachsen. Ich bat sie, daß sie mich alle Frühmorgen mit soll sticken lassen, dann wird's gewiß acht Tage früher fertig. Früh um vier Uhr geht schon die Sonne auf, da kann ich sticken bis acht Uhr, dann muß ich zur Großmama zum Frühstück – jetzt wird's aber die Tante nicht erlauben, denn weil ich die Gaß gekehrt hab – und sollt ich's heimlich tun, das wirst Du mir nicht erlauben, und sollt ich's gar unterlassen? Das will ich nicht. Mein Wort brechen, einem Mädchen, was seinen Großvater ernährt und seine Geschwisterkinder? – Sie weiß nichts davon, zum Tanze zu gehen oder schön geputzt in Kleidern auf den Freier zu warten. Und ich wollte da ein kleines, unschuldiges Fädchen anspinnen ins Gewebe der Welt, ein einzig klein Fädchen, und – nein, ich soll's abreißen, weil sich's nicht schickt. Ach! wo soll ich in der ereignisvollen Welt meinen Faden anknüpfen, wenn das Einfachste gegen den Anstand ist! – Wer hat diese Lügen gemacht? – Denn das sind wirkliche Lügen, nach denen ich mich niemals richten werde!

Ein Ausflug in die Wildnis

Den gestrigen Tag wollen wir zum Schluß noch hierher malen, denn er war schön. Wir gingen mit einem irreführenden Wegweiser durch eine Talschlucht einem Fluß entlang, den man die Wisper nennt, wahrscheinlich wegen dem Rauschen des Wassers, das über lauter platte Felssteine sich windet und in den Lücken schäumt und flüstert. Auf beiden Seiten gehen hohe Felsen her, auf denen zerfallene Burgen stehen, mit alten Eichen umwachsen. Das Tal wird endlich so enge, daß man genötigt ist, im Fluß zu gehen. Da kann man nicht besser tun, als barfuß und etwas hochgeschürzt von Stein zu Stein zu springen, bald hüben, bald drüben am Ufer sich fort zu helfen. Es wird immer enger und enger hoch über uns; die Felsen und Berge umklammern sich endlich; die Sonne kann nur noch die Hälfte der Berge beleuchten, die schwarzen Schlagschatten der übergebogenen Felsstücke durchschneiden ihre Strahlen; aus der Wisper, die kein ganz unbedeutender Fluß ist – sie rauscht mit ziemlicher Gewalt – stehen erhöhte Felsplatten wie harte, kalte, heilige Betten hervor. Ich legte mich auf eins, um ein

wenig auszuruhen; ich lag mit dem glühenden Gesicht auf dem feuchten Stein; das stürzende Wasser beregnete mich fein, die Sonnenstrahlen kamen sans rime et raison quer durch die Felsschichten, um mich und mein Bett zu vergolden; über mir war Finsternis; meinen Strohhut, den ich schon längst mit Naturmerkwürdigkeiten angefüllt hatte, ließ ich schwimmen, um die Wurzeln der Pflanzen zu tränken. – Wie wir weiter kamen, drängten die Berge sich nesterweise aneinander, die nur dann und wann von schroffen Felsen geschieden wurden. Ich wär gar zu gern hinaufgeklettert, um zu sehen, wo man wär; es war zu schroff, die Zeit erlaubte es nicht; dem gescheiten Wegweiser waren alle Sorgen auf dem Gesichte gemalt, er versicherte jedoch, daß er keine am Herzen hege. Es wurde kühl in unserer engen Schlucht, so kühl war's mir auch innerlich; wir trippelten immer vorwärts.

Das Ziel unserer Reise war ein Sauerbrunnen hinter Weißenthurn, der in einer wüsten Wildnis liegt. Wir hatten alle Umwege der Wisper gemacht; der kluge Wegweiser dachte, wenn wir uns von *der* nicht entfernen, müßten wir endlich das Ziel erreichen, da die Wisper an dem Brunnen vorüberführt, und so hatte er uns einen Weg geführt, der wohl selten von Menschen betreten wird. Da wir dort ankamen, erleichterte er seine Brust durch ein Heer von Seufzern. Ich glaub, der fürchtete sich nicht allein vor dem Teufel, sondern vor Gott und allen Heiligen, daß sie ihn würden zur Rechenschaft ziehen, weil er uns ins

Verderben gestürzt habe; – kaum waren wir angekommen, so schlug die Kuckucksuhr in der einsamen Hütte bei dem Brunnen und mahnte an den Rückweg. Es war acht Uhr! Zu essen war nichts, auch kein Brot, nur Salat mit Salz ohne Essig und Öl. Eine Frau mit zwei Kindern wohnte da; ich frug, von was sie lebe, sie deutete mir in die Ferne auf den Backofen, der zwischen vier majestätischen Eichen auf einem freien Platz in voller Glut stand. Ihr kleines Söhnchen schleppte eben ein Reiserbündel hinter sich heran; sein Hemdchen hatte noch Ärmel, die Hinterwand und den Knopf am Kragenbund, mit dem es befestigt war, vorne war es weggerissen; seine Schwesterpsyche wiegte sich quer über einem Block auf einem langen Backschieber, auf dem als Gegengewicht die zu backenden Brote lagen. Ihr Gewand bestand auch aus einem Hemd und aus einer Schürze, die sie um den Kopf befestigt hatte, um die Haare vor dem Verbrennen zu bewahren, wenn sie in den Ofen guckte und frug, wieviel es wär. Da sahen wir, daß es nicht in unserer Macht war, sie zu beschenken, denn sie war zufrieden und wußte nicht, daß man mehr brauchen könne, als man bedürfe.

Ich marschierte also wieder links um, ohne auszuruhen, und kam nachts um 1 Uhr zu Hause an; in allem war ich zwölf Stunden unterwegs gewesen und durchaus nicht ermüdet. Ich stieg in ein Bad, das mir bereitet war, und setzte eine Flasche Rheinwein an, und ließ es so lange heruntergluckern, bis ich den Boden sah. Die

Jofe ſchrie und dachte, es könne mir ſchaden im heißen Bad, allein ich ließ mir nicht wehren; ſie mußte mich ins Bett tragen, ich ſchlief ſanft, bis ich am Morgen durch ein wohlbekanntes Krähen und Nachahmen eines ganzen Hühnerhofs vor meiner Tür geweckt wurde.

Sonntagsmorgen

Hier ist auch eine Kapelle und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand; die Kapelle ist rund, ein mächtiger Altar nimmt fast den ganzen Platz ein, ein großer goldener Pelikan krönt ihn, der einem Dutzend Jungen sein Blut zu trinken gibt. Das Ende der Predigt hörte ich aus, als ich hineinkam; ich weiß nicht, war's der goldne Pelikan, die mit vielen Spinnweben überflorten Zieraten und Kränze von Golddraht, die frischen Sträußer daneben von Rosen und gelben Lilien und die düsteren Scheiben, wo oben grad über dem Pelikan die dunkelroten und gelben Scheiben die Sonnenstrahlen färben. Der Geistliche war ein Franziskaner aus dem Kloster bei Rauental. „Wenn ich jetzt von Unglück sprechen höre, so fallen mir immer die Worte Jesu ein, der zu einem Jüngling sagte, der unter seine Jünger wollte aufgenommen werden: ‚Die Füchse haben Gruben, die Vögel des Himmels haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat keinen Stein, da er sein Haupt hinlege.' – Ich frage euch, ob durch diese Worte allein nicht schon alles Unglück gebannt ist? – Er hatte keinen Stein, um aus-

zuruhen, viel weniger einen Gefährten, der ihm sein irdisch Leben heimatlich gemacht hätte, und doch wollen wir klagen, wenn uns ein geliebter Freund verloren geht, wollen uns nicht wieder aufrichten, finden es nicht der Mühe wert, ins Leben uns zu wagen, werden matt wie ein Schlaftrunkener. Sollten wir nicht gern die Gefährten Jesu sein wollen, wenn die Not uns trifft? Sollten wir nicht Helden sein wollen neben diesem großen Überwinder, der ein so weiches Herz hatte, daß er aus liebendem Herzen die Kinder zu sich berief, daß er den Johannes an seiner Brust liegen hieß? Er war menschlich, wie wir menschlich sind; was uns zu höheren Wesen bildet, nämlich das Bedürfnis der Liebe, und zu selbstverleugnenden Opfern befähigt, das war die Grundlage seiner göttlichen Natur; er liebte und wollte geliebt sein, bedurfte der Liebe. Weil nun die Liebe auf Erden nicht zu Hause war, so fand er keinen Stein, da er sein Haupt ruhen konnte; da verwandelte sich dieses reine Bedürfnis der Liebe in das göttliche Feuer der Selbstverleugnung. Er brachte sich dar, ein Opfer für die geliebte Menschheit; sein Geist strahlte wieder himmelwärts, von wo er in seine Seele eingeboren war, wie die Opferflamme hinaufsteigt ein Gebet für den Geliebten, und dies Gebet ist erhört worden; denn wir fühlen uns allzumal durch diese Liebe geläutert. Und wenn wir uns ihrer Betrachtungen weihen, so werden wir göttlich durch ihr Feuer, und dieses ist wie der Odem Gottes, der alles ins Leben ruft, jeden Keim des Frühlings; so auch ruft nun die Liebe

Jesu, die auf Erden nicht begnügt und beglückt konnte werden, zu sich alle, die mühselig und beladen sind. Sie sind verschlossene, tränenschwere Knospen; die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird sie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dies ist alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden. Amen." Diese schönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt hörte, aber sie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten; sie klangen wie ein himmlisch Geläut in mein Ohr, wie ein schöner Sonntagmorgen. Als alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle; ein andrer Priester hatte eben die Messe gelesen. Es kam ein alt Mütterchen, die löschte die Kerzen und räumte auf; ich frug, ob sie Sakristan sei; sie sagte, ihr Sohn sei Küster, aber der sei heut über Land. Ich frug, wo sie die vielen Blumen hernehme, da ich doch nirgend einen Blumengarten gesehen; sie sagte: „Die Blumen sind aus unserem Garten, mein Sohn pflegt sie alle." Ich hatte eine rechte Lust, mit in den Garten zu gehen, das war sie zufrieden; das ist ein Garten, so groß wie der Hof von unserm Haus; an der weißen Wand des Hauses wachsen Trauben, und ein paar hohe Rosenbüsche sind dazwischen verflochten. Rosen und Trauben, ich kann mir keine schönere Vermählung denken, Ariadne und Bacchus. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, ich setzte mich ganz ans End und die Frau neben mich; es war kaum groß genug, daß wir Platz hatten, ich mußte recht

dicht an die Frau heranrücken. Ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schoß, sie hatte eine so harte Hand; sie sagt, das sind Schwielen vom Graben im Land, denn hier ist ein felsiger Boden. Du glaubst nicht, wie schön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt ist grade die reichste Blumenzeit, alles ist doch so schön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich ist's ein Tempel, wo ihre Geschöpfe als Gebete aufsteigen, gleich ist's ein Altar, der voll kindlicher Opfergeschenke beladen ist. – So ist das Gärtchen mit seinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Felderteilchen; der Buchsbaum ist so ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und schützt er, was der Frühling bringt; es keimt und welkt in seiner Umzäunung, und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee; das sagt ich der alten Frau. Die sagte: „Ja, das ist wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schicksal mitmachen." – Aber stell Dir doch das hübsche Gärtchen vor, links vom traubenbewachsenen Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geißblatt, der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien besetzt. So viel Levkojen, so viel Ranunkeln, so viel Ehrenpreis und Ritterſporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern, geschützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben, rein gefalteten Blättern. Ich war ganz erfreut, Kameraden von meinem Baum zu finden; unter denen springt ein Quellchen hervor in einen Steintrog,

da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen, und in den offnen Fenstern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die schmetterten so laut. Ach, es war recht Sonntagswetter und Sonntagslaune in der Luft und Sonntagsgefühl in meinem Herzen. Ich bitte Dich, sorg daß mein Baum von der Lisbeth nicht versäumt werde, er muß bald reife Frucht haben, wenn er so weit ist wie die im Küstergärtchen, die brech ich Dir ab. – Die Frau schüttelte mir Maulbeeren ab, die sammelte ich auf einem Blatt, und einen Strauß von Nelken und Ehrenpreis und Ritterspor hatte ich mir auch gepflückt; und wie ich so dasteh ganz still in der Sonn, da kommt der geistliche Herr aus der Tür, er hatte da sein Frühstück genossen, was die Küsterfrau immer nach der Kirche bereit hält. – Der Geistliche ist ein schöner, ganz stiller Kopf, hat sanfte Augen und ist noch jung. Mich strahlten die schönen Worte, die ich von ihm gehört hatte, noch einmal aus seinem Gesicht an; ich konnte auch aus Ehrfurcht ihm nichts sagen, er sah mich aber freundlich an und sagte: „Ei wie! Schon reife Maulbeeren." Ich reichte ihm die Maulbeeren, er nahm auch welche davon, und den Strauß nahm er mir auch ab und steckte ihn in seinen Ärmel, denn ich war so überrascht, als ich ihn kommen sah, daß ich nicht wußte, was ich tat, und ihm beide Hände entgegenstreckte. Ich wußte gar nicht, daß ich ihm den Strauß geboten hatte, und erst als er mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun ging er weg, und ich blieb betäubt stehen, der Spitzhund aber

begleitete ihn sehr höflich vor die Gartentür; ich hörte ihn noch vor der Tür freundlich mit dem Hund sprechen. „Geh nach Haus, Lelaps," sagte er. – Ich war recht vergnügt, und mehr als all die Tag über auf der Terrasse, mit meinem Sonntagmorgen.

Eisgang

Meine verödete Kirche stand diesseits an der Höhe einer Mauer, die tief hinabging, einen Bleichplatz umschloß, der jenseits vom Mainfluß begrenzt war. Während mir vor der Höhe dieser Mauer schwindelte und ich furchtsam ausweichen wollte, hatte ich mich unwillkürlich hinübergeschwungen, und so fand ich im nächtlichen Dunkel kleine Spalten in der Mauer, in die ich Hände und Füße einklemmte, und hervorragende Steine, auf denen ich mir hinabhalf. Ohne zu bedenken, ob und wie ich wieder hinaufkommen werde, hatte ich den Boden erreicht; eine Wanne, die wohl im Sommer zum Bleichen gedient hatte und im Herbst war vergessen worden, rollte ich bis zum Ufer, stellte sie da auf und setzte mich hinein und sah dem Eisgang zu. Es war mir eine behagliche, befriedigende Empfindung, so als eingerahmtes Bild der erhabenen Winternatur ins Antlitz zu schauen. Es war, als habe ich einer geheimen Anforderung Genüge geleistet. – Im Hinaufklettern fand ich ebenso kleine Lücken und Steine unter Händen und Füßen, wie ich sie brauchte. – Von nun an konnte kein Wetter, kein Zufall mich abhalten, ich überwand alle Schwierigkeiten; ohne zu wissen wie, fand ich mich an meiner Geistermauer, an der ich jeden Abend hinabkletterte und

in meiner Wanne sitzend dem Treiben der Eisschollen zusah. Eine stieß ans Ufer, ich sträubte mich nicht mehr gegen die dämonischen Eingebungen, zuversichtlich sprang ich drauf und ließ mich eine Weile forttreiben. Dann sprang ich auf die nächste, bis ich endlich in der Mitte des Stromes dahinsegelte. – Es war eine wunderbare Nacht! Warum? – Jeder Naturmoment ist wunderbar, ist ungeheuer, wo er in seiner Freiheit waltet über den Menschengeist; ich habe mich ihm preisgegeben, und so wirkte es als höchstes Ereignis. – Am fernen Horizont schimmerte ein dunkles Rot, ein trübes Gelb, und milderte die Finsternis zur Dämmerung, das Licht, gefesselt in den Umarmungen der Nacht; dahin schaute ich, dahin trug mich mein eisiger Seelenverkäufer, und der Wind, der sich kaum über die Höhe des Flusses hob, spielte und klatschte zu meinen Füßen mit den Falten meiner Kleider. Noch heute hebt mich die Erinnerung der schmeichelnden Winde zu meinen Füßen, noch heute durchglüht mich die Begeisterung jener kühnen nächtlichen Fahrt, als wenn es nicht vor sechs Jahren, sondern in dieser kalten Winternacht wär, in der ich hier sitze, um Dir zu lieb und zum Gedächtnis meiner Liebe alles aufzuschreiben. Eine gute Strecke hatte ich mich dahin treiben lassen, da war ich ebenso willenlos, als ich den Fluß hinabgeschwommen war, wieder umgekehrt; ich schritt ruhig von einer nachkommenden Eisscholle zur andern, bis ich mich glücklich am Ufer befand. Zu Haus im Bett überlegte ich, wo mich wohl noch diese Wege

hinführen möchten; es ahnete mir wie ein Weg, der immer weiter-, aber nicht zurückführen werde, und ich war neugierig auf das Abenteuer der nächsten Nacht. Am andern Tag unterbrach eine zufällige Reise in die Stadt meine nächtlichen Geisterwanderungen. Da ich nach drei Wochen zurückkehrte, war dieser mächtige Reiz aufgehoben, und nichts hätte mich bewegen können, sie aus eigner Willkür zu wagen. – Sie lenkten freilich einen Weg, diese freundlichen Nachtgeister, der nicht wieder umlenkt; sie belehrten mich, wollten mich lehren der Tiefe, dem Ernst, der Weisheit meines Glückes nachzugehen und seine Beseligung nur als seinen Abglanz zu betrachten. So machen es die Menschen; während ihr Geschick ihnen einen vorübergehenden Genuß darbietet, wollen sie ewig dabei verweilen und versäumen so, sich ihrem Glück, das vorwärtsschreitet, zu vertrauen, und ahnen nicht, daß sie den Genuß verlassen müssen, um dem Glück nachzugehen und es nicht aus den Augen zu lassen.

Auf der Mainterrasse

Drei Uhr morgens! – Hier bin ich – auf der Terrasse am Main; ich wollt als immer einmal hergehn in der Früh, wenn der Tag noch nicht auf den Beinen ist und Lärm macht. Am Tag bin ich zerstreut, was mir immer wie Sünde deucht, daß ich Anteil nehm an was mich nichts angeht. – Aber in der Früh, da hab ich ein ganz lauter Herz und schäm mich nicht, die Natur zu fragen, und ich versteh sie auch. Gestern abend war mir so wohl hier, wie Bernhards Schiff mit der Harmonie hin und her fuhr auf dem Main; die meisten Leut waren nachgefahren auf dem Nachen, wir blieben am Ufer. Ich hatt mich ganz in die Ecke gesetzt, da steht ein großer Zitronenbaum; es war Wetterleuchten, aber die Hitz war doch nicht abgekühlt, und die Blüten vom Baum wetterleuchteten auch, oder sollt ich mich getäuscht haben? – Denn ich war eingeschlafen über der Musik, und wie ich aufwachte, da sah ich ganz verwundert, wie der Zitronenbaum Flammen hauchte aus den Blüten. – Ich kann's doch nicht geträumt haben? – Denn ich guckte eine ganze Weile zu, bis ein leiser Regen kam, da gingen wir nach Haus. Wer weiß, was doch alles vorgeht in der Natur, was sie uns verbirgt. Der Mensch hat ja auch als Gefühle, die er nimmer

wollt belauscht haben. Daß aber der Baum über mir fortleuchtete, wie ich mich besann und ihm zuschaute, das ist mir so lieb, – ich konnt nicht schlafen im Bett, es war mir zu wohl dort gestern, wo ich den Herzschlag der Natur fühlte und wo sie mit ihren Blumen mich anflammte. Im Dunkel haucht man die Lieb aus und schämt sich nicht vor dem Schatz, weil's dunkel ist. – Nun bin ich mit Zagen hergeschlichen, heimlich, daß es nicht gewußt sei, wie auch jenes Leuchten nicht gewußt ist. – Erst greinte die Hoftür, aber heut abend will ich sie salben, wie der Properz, wenn er einen Liebesweg vor hat; dann krachte die Gartentür, dann schurrte der Kies unter den Füßen. Man scheut das Gebüsch zu wecken, so still ist alles mit Ruh gedeckt. Die verschlafnen Federnelken schuckern zusammen im frühen Tau, und mich schauert auch das stille Wirken der Natur, hier über der schlafenden Welt, obschon der Wind nicht so scharf ist, der den Tag heraufweht. Heut ist doch ganz milde, gestern abend war der Himmel grün und mischte sich mit dem Rot, das vom Untergang heraufzog; unten waren Purpurstreifen und violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. – Heut früh schlagen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um Euern schwarzen Dom; man denkt als, sie wollten ihn in der Glut verzehren; dazu schmettern die Nachtigallen, und das blaue Gebirg drüben, so stolz und kühl! – Das alles freut mich besser als Weisheit, hier unter dem Zitronenbaum, der gestern Flammen und heut Tränen über mich schüttelt.

Gedanken auf der Pappel

Der Clemens meint, ich soll alles schreiben, was mir durch den Kopf geht, er denkt, es wär Markt da. Er schreibt, ich soll aus dem Kloster alles aufschreiben; aber nun les nur erst die dummen Gedanken, die in meinem Buch stehen, ob man da was Vernünftiges dran schreiben kann, und hab's noch dazu auf den Deckel inwendig geschrieben, weil ich meint, ich wollt's recht voll schreiben. Ja, hat sich was, ich bin schon über vier Wochen noch immer am Deckel. Da steht erstens obenan:

> „Ob Tugend nicht auch Genialität sein möchte, und ob wir vielleicht nur deswegen so mühselig hinanklettern zum Erhabenen, weil wir kein Genie haben."

Das war auf der Pappel, an der ich so bequem hinaufklettern kann. Ich sah die Vögel geflogen kommen und dacht in mir, du hast kein Genie, du mußt mühselig zu allem hinanklettern, und dann kannst du dich nicht oben erhalten, mußt immer wieder hinunter. — Und da fühlt ich recht in mir, wie alles in mir schwankt, nichts erreichen kann, wie ein Feuer in mir braust, jede Kunst liegt in mir so nah; ich mein, ich hätte sie schon in mir; die Wangen glühn mir gleich so hoch, sie brennen mir, wenn ich nur in die Ferne denk, da

liegen mir goldne Berge. Ich steh da, als hätt ich nur den Zauberstab in der Hand, alles inwendig im Geist; aber wenn's heraus soll, da bleib ich beim Buchdeckel und muß mühselig Sandkörnchen für Sandkörnchen zusammentragen. Wie ich von der Pappel herunter, der Trepp herauf war und hatt meinen ersten papiernen Gedanken aufgeschrieben, der mich noch immer anlachte — so wollt ich doch noch ein bißchen im Abendschein mich wiegen, denn beim Wiegen kommen mir Gedanken. Kaum war ich der halben Pappel hinaufgeklettert, so fiel mir schon wieder was ein, ich klettert also gleich wieder herunter und wieder die Trepp hinauf und schrieb auf:

„Der ganze Mensch muß in sich einverstanden sein, nämlich Herz und Kopf und Hand und Mund."

Da stand ich noch so eine Weile vor dem Gedanken still und dacht, vor dem hätt ich immer auf der Pappel können sitzen bleiben, und es tat mir schon leid, daß ich das Buch mit bekleckst hatte, aber weil der Clemens gesagt hatte, ich soll alles schreiben, was mir durch den Kopf geht, so wollt ich's durchsetzen. Jetzt gefällt mir aber doch etwas in dem Gedanken, ich kann ihn ja zu was Großem machen, wenn ich einen großen Sinn hineinlege, und wenn ich alles, was ich so schreib, ohne zu wissen warum, mit Gewalt wahr mache. — Ja, ich fühl, es hängt mit dem ersten Gedanken zusammen; es ist die Genialität der Tugend, wenn der ganze Mensch in sich einverstanden ist, und es ist gewiß, was die meisten nicht tun. Ach, nun

kommt mir gar die Moral in Weg, laß mich nur lieber die Gedanken weiter abschreiben, dann kleb ich den Deckel zu vom Buch, daß ich sie nicht mehr seh. – Dann fallen mir vielleicht bessere Sachen ein, die nicht so steifstellig sind. Ich bin also wieder auf meine Pappel geklettert, denn es ist mir gerad, als kämen mir nur da oben Gedanken; aber kaum war ich droben, so mußt ich auch schon wieder herunter, und der kam mir ganz begeisternd vor, so daß ich mit großen Freuden meine drei Treppen heraufgesprungen kam:

„Den Geist nähren, das ist Religion."

Ja, wenn ich das könnt, dacht ich, wie ich wieder auf meiner Pappel saß und jetzt nicht mehr herunter wollt; denn es war so schön geworden, der ganze Himmel, Abendrot und der Luftkristalle unendlich viele, die schnell im Purpur anschossen; was hab ich alles gesehen von Farben und von wogenden Wipfeln, die sich einschmelzenden Farben und Lichtglanz in der Ferne. Und wie war die Natur so gütig gegen mich, gerad als ob ich sie nicht verleugnet hätt gehabt mit meinem Aberwitz auf dem Papier.

Die Nachtigall

Die Nachtigall war anders gegen mich gesinnt wie Du; sie stieg herab von Ast zu Ast und kam immer näher, sie hing sich an den äußersten Zweig, um mich zu sehen; ich wendete leise mich zu ihr, um sie nicht zu scheuchen, und siehe da! Aug in Nachtigallenaug, wir blickten uns an und hielten's aus. Da trugen die Winde die Töne einer fernen Musik herüber, deren allumfassende Harmonie wie ein in sich abgeschlossenes Geisteruniversum erklang, wo jeder Geist alle Geister durchdringt, und alle jedem sich fügen; vollkommen schön war dies Ereignis, dies erste Annähern zweier gleich unbewußten, unschuldigen Naturen, die noch nicht erfahren hatten, daß aus Liebesdurst, aus Liebeslust das Herz im Busen stärker und stärker klopft. Gewiß, ich war freundlich und gerührt durch dies Annähern der Nachtigall, wie ich mir denke, daß Du allenfalls freundlich bewegt werden könntest durch meine Liebe; aber was hat die Nachtigall bewogen, mir nachzugehen, warum kam sie herab vom hohen Baum und setzte sich mir so nah, daß ich sie mit der Hand hätte haschen können, warum sah sie mich an und zwar mir ins Auge? – Das Aug spricht mit uns, es antwortet auf den Blick; die Nachtigall wollte mit mir sprechen, sie hatte ein Gefühl, einen Gedanken

mit mir auszutauschen. (Gefühl ist der Keim des Gedankens), und wenn es so ist, welchen tiefen, gewaltigen Blick läßt uns hier die Natur in ihre Werkstatt tun, wie bereitet sie ihre Steigerungen vor, wie tief legt sie ihre Keime, wie weit ist es noch von der Nachtigall bis zu dem Bewußtsein zwischen zwei Liebenden, die ihre Inbrunst so deutlich im Lied der Nachtigall gesteigert empfinden, daß sie glauben müssen, ihre Melodien seien der wahre Ausdruck ihrer Empfindungen.

Am andern Tag kam sie wieder, die Nachtigall, ich auch; mir ahnte, sie würde kommen, ich hatte die Guitarre mitgenommen, ich wollte ihr was vorspielen; an der Pappelwand war's, der wilden Rosenhecke gegenüber, die ihre langen, schwankenden Zweige über die Mauer des Nachbargartens hereinstreckte und mit ihren Blüten beinah bis wieder an den Boden reichte. Da saß sie und streckte ihr Hälschen, sah mir zu, wie ich mit dem Sand spielte. Nachtigallen sind neugierig, sagen die Leute, bei uns ist's ein Sprichwort: Du bist so neugierig wie eine Nachtigall; aber warum ist sie denn neugierig auf den Menschen, der scheinbar gar keine Beziehung auf sie hat? – Was wird einstens aus dieser Neugierde sich erzeugen? – O, nichts umsonst, alles braucht die Natur zu ihrem rastlosen Wirken, es will und muß weiter gehen in ihren Erlösungen. Ich stieg auf eine hohe Pappel, deren Äste von unten auf zu einer bequemen Treppe rund um den Stamm gebildet waren; da oben in dem schlanken Wipfel band ich mich fest an die Zweige mit der Schnur,

an der ich die Guitarre mir nachgezogen hatte; es war schwül, nun regten sich die Lüfte stärker und trieben ein Heer von Wolken über uns zusammen. – Die Rosenhecke wurde hochgehoben vom Wind und wieder niedergebeugt, aber der Vogel saß fest; je brausender der Sturm, je schmetternder ihr Gesang, die kleine Kehle strömte jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur, der fallende Regen behinderte sie nicht, die brausenden Bäume, der Donner übertäubte und schreckte sie nicht, und ich auch auf meiner schlanken Pappel wogte im Sturmwind nieder auf die Rosenhecke, wenn sie sich hob, und streifte über die Saiten, um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Takt zu mäßigen. Wie still war's nach dem Gewitter! Welche heilige Ruhe folgte dieser Begeistrung im Sturm! Mit ihr breitete die Dämmerung sich über die weiten Gefilde, meine kleine Sängerin schwieg, sie war müde geworden. Ach, wenn der Genius aufleuchtet in uns und unsere gesamten Kräfte aufregt, daß sie ihm dienen, wenn der ganze Mensch nichts mehr ist, als nur dienend dem Gewaltigen, dem Höheren als er selbst, und die Ruhe folgt auf solche Anstrengung, wie mild ist es da, wie sind da alle Ansprüche, selbst etwas zu sein, aufgelöst in Hingebung an den Genius! So ist Natur, wenn sie ruht vom Tagewerk: sie schläft, und im Schlaf gibt es Gott den Seinen. So ist der Mensch, der unterworfen ist dem Genius der Kunst, dem das elektrische Feuer der Poesie die Adern durchströmt, den prophetische Gabe durchleuchtet, oder der wie

Beethoven eine Sprache führt, die nicht auf Erden, sondern im Äther Muttersprache ist. Wenn solche ruhen von begeisterter Anstrengung, dann ist es so mild, so kühl, wie es heute nach dem Gewitter war in der ganzen Natur, und mehr noch in der Brust der kleinen Nachtigall, denn die schlief wahrscheinlich heute noch tiefer als alle andern Vögel, und um so kräftiger und um so inniger wird ihr der Genius, der es den Seinen im Schlaf gibt, vergolten haben. Ich aber stieg nach eingeatmeter Abendstille von meinem Baum herab, und, durchdrungen von den hohen Ereignissen des eben Erlebten, sah ich unwillkürlich die Menschen über die Achsel an.

Baumfrevel

Ich war heut draus bei der Großmama, sie war allein, den ganzen Nachmittag, und wir sprachen erst von Dir; die Großmama war einen Augenblick beschäftigt, so lief ich in den Garten, um ihn nach langer Zeit wieder zu sehen, aber wie war ich da erschrocken, wie ich auf die Hoftreppe kam, ich erkannte den Garten nicht wieder. Denke! – die hohe, schwankende Pappelwand, die himmelansteigenden Treppen, die ich alle wie oft hinangestiegen bin, um der Sonne nachzusehen, um die Gewitter zu begrüßen, durchgeschnitten! – Zwei Drittel davon in gerader Linie abgesägt! – Ich wußte nicht, wie mir geschah, und alles will ich gern begreifen und lernen, was soll mir das schaden; aber diese Pappeln, diese Zeugen meiner frühsten Spielstunden, die mich als Kind von drei Jahren mit ihren Blüten beregneten, in die ich hinaufstaunte, als ob ihre Höhe in den Himmel reiche.

Ach, was soll ich dazu sagen, daß die als Stumpfe, mit wenig Ästen noch versehen, nebeneinander stehen, gemeinsamen Schimpf und Leid tragend. – Ach, ihr Baumseelen, wer konnte euch das tun? – Nun ziehen alle frühen Kindheitsmorgen an mir vorüber, wo ich ihre Wipfel von weitem im Gold glänzen sah, und daß sie mir winkten, ich soll mich eilen und kommen, und wie

hab ich oft ihre jungen Blättchen betrachtet und keins abgebrochen je! – Ach, es schneidet mir ins Herz – es war, als könnten sie nicht mehr sprechen, als sei ihnen die Zunge genommen, denn sie können ja nicht mehr rauschen. So war ihr Stummsein eine bittere Klage zu mir, die ich ewig mit mir herumtragen werde und keinem sagen als nur Dir. Du weißt, wie Du oft sagtest, wenn wir da gingen, daß ihr Rauschen mitspreche und wie sie uns absonderten von der ganzen Welt, und wie sie einen Dom über uns bauten; und gegenüber die hohe Rosenhecke, die über die Wand vom Boskett hereinschwankte, die steht jetzt auch ohne Schutz, und die Nachtigallen, die das heilige Dunkel gewohnt waren, wie wird's da sein, wenn die im Frühjahr wiederkommen. – Ach, ich bin betrübt darüber. – Die Kindertage, wo ich dort mit dem reinlichen Kies spielte und mit rosenfarbnen Steinchen und schwarzen und gelben bunte Reihen um ihre Stämme legte. – Und konnte so versteckt hinüberklettern ins Boskett; wie kann einem doch das Paradies, wo die Seele all ihren Zauber einpflanzt, so jämmerlich zerstört werden? – Aber bedaure Du mich nur nicht, denn hör nur: als ich zurückkam zur Großmutter, sah ich blaß und zerstört aus, und sie sah wohl die Spuren von meinen Tränen. – Sie sah mich ein Weilchen und sagte: „Du warst im Garten?" – Da reichte sie mir die Hand. – Was sollt ich sagen? Ich schwieg und sie auch. – Sie sagte: „Ich werd wohl nicht mehr lang leben!" – Ich wagte nichts zu sagen – aber bald

darauf machte sie das Nebenzimmer auf, von wo man nach dem Garten sieht, und sagte: „Das Rauschen im Abendwind war meine Freude; ich werd's nicht mehr wieder hören. Ich hätt mir's lassen gefallen, wenn ich unter ihrem Rauschen am letzten Abend wär eingeschlafen! Sie hätten mir diesen feierlichen Dienst geleistet, die lieben Freunde, die ich jeden Tag besuchte, die ich mit großer Freude hoch über mir sah; – Du hast sie auch geliebt, es war Dein liebster Aufenthalt. — Ich hab Dich oft vom Fenster sehen in ihren Wipfel abends steigen und glaubtest, es seh es niemand – nimm meinen Segen, liebes Kind, ich hab an Dich gedacht, wie man sie trotz der schmerzlichen Verletzung meiner Gefühle verstümmelte." – Ich wagte nicht zu fragen, wer die Schuld trüge, denn das wär zu kränkend für die Großmama gewesen, und ich wußte auch gleich, daß nur aus grausenhaftem Philisterſinn solche Untat geschehen konnt; denn der ahnt nicht die tiefsten Wunden, der hält alles für Empfindelei, was mit den geheimsten geistigen Bedürfnissen zusammenhängt. – Wie könnte der eine wahrhafte Liebe denken zu einem leblosen Ding; denn so nennt der Philister die Pflanzen, die Bäume, die ganze Natur. – Wie könnte d e r ahnen, daß ein höchst geistiger Umgang mit ihren schönen, untadeligen Erzeugnissen stattfinden könne? – Ein Wechseltausch von Empfindungen, der eine reine Leidenschaft zu ihr nährt und beglückt – wie könnte denn je begreiflich werden, daß ein innerliches Dasein sich in sie überträgt, und daß, während die ganze

Welt vergeblich unter Mitgeschöpfen herumschwärmt, von Liebe, von Freundschaft faselt, der beglückte Besitzer eines Baumes, der vor seiner Tür steht, in ihm den Freund gefunden hat. –

Die alte, hundertjährige Bas kam mir vor der Tür auch damit entgegen: „Ist's nicht barbarisch – und daß die Großmama stillschweigt dazu, – wärst Du nur hier gewesen, es wär nicht geschehen." –

Ein Ball

Als wir eintraten in den Saal, da stand ein ganzer Trupp langer, dünner, kurzer, dicker, breiter, alle schwarzgekleideter Tanzherrn in der Mitte, die so viel Raum zum Tanz ließen zwischen sich und den Wänden, an denen die jungen Mädchen zwischen Mamas aufgereiht waren wie allerlei Marktfrüchte, worunter Schoten, Rüben und Zwiebeln nicht die wenigsten waren, hier und da ein angenehmer Blumenkohl, nur selten ein Borsdorfer Apfel, worunter ich zu zählen; jetzt holten die Herrn diese Rübchen, Zwiebelchen und Schoten-Bukettchen zum Tanz. Alle hatten Uhrketten mit allerlei Berlocken, manche zwei aus der Tasche hängen; diese Berlocken machten ein Glockenspiel wie eine Herde. Ich saß da dicht am Musikantenbalkon und vertrieb mir die Zeit, mit beiden Händen meine Ohren zuzuhalten, um nichts von der Musik zu hören. Dabei sah ich mir die Menschen an, die da herumhüpften, und hatte die Empfindung, als ob sie alle toll seien, und endlich mußte ich lachen; ich ließ die Hände los, da brauste mir der Walzer seinen vollen Strom ins Gehör! – Dann machte ich ein zweites Experiment; ich klappte die Ohren auf und dann wieder zu, so kam ich stückweis zu einer ganz aparten Musik, die ich mir aneinanderflickte wie

eine Harlekinjacke! – so vertrieb ich mir die Zeit Endlich kam Grunelius, der Lange, und tanzte einen Walzer mit mir, ich aber nicht mit ihm; denn er hielt mich schwebend, und ich kam nicht dazu, eine Fußspitze auf die Erde zu setzen. Zu diesem Kunststück mit mir, wie mit einer Porzellanurne herumzutanzen, brauchte er alle Kneifgewalt seiner langen Finger, die er wie Krallen in mich einschlug; denn wär ich heruntergefallen, so konnte ich den Hals brechen; da hätte man ihm vielleicht Vorwürfe machen können. Wer war froher als ich, da ich wieder an meinem Platz war; nun schob ich mich ganz unter den Balkon, hinter einen Haufen Schals und Flore; ich lehnte mich in ein Eckchen und hatte ein heimatliches Gefühl. Noch ein Weilchen konnte ich mit Mühe mich wach erhalten, aber wie es kam, daß ich dem Drang zu schlafen nachgab, weiß ich nicht zu sagen; genug, der Kampf war kurz, der Schlaf siegte, aber als edler Feind; denn nie hab ich süßer geschlafen. Die Musik war wie Goldfrüchte, die ein duftender Wind von den Zweigen löste da oben auf dem Berg und mir alle in den Schoß rollte; alle die Lichter waren Sterne am Himmel. Auf einmal erwache ich zu meinem Erstaunen da zu sein, wo ich bin; statt dem Berg, mit Orangenbäumen besetzt, lauter närrische Gesichter, die im Schweiß ihres Angesichts Baßgeige und Fiedel streichen oder mit aufgeblasenen Backen trompeten! – Statt dem klaren Nachthimmel mit Sternen, Staubwolken, die sich mit der Erleuchtung um den ersten Platz streiten. – Eine Pause

tritt ein, toute la masse des mâchoires en mouvement, mehrere Erfrischungen zu verkauen. Es machte diese Bewegung, die immer zwischen den Kinnladen und den Schläfen korrespondierte, einen so fatalen Eindruck auf mich, daß mir schwindelte, und ich fühlte, daß ich eine Art mal au cœur bekam! – Ach Clemens, kann man so physisch unglücklich werden, wie ich in diesem Augenblick war? – Ach, hätte ich doch in jenem Augenblick in Offenbach in unserm Hof können meinen Kopf unter die Pumpe halten, wo ich mir schon manchmal ähnliches Weh vertrieb, wenn mich ein Ekel überkam über irgend etwas, das mir unerträglich war. – Ach Gott! – Ach lieber Gott, du hast so viele geflügelte Boten, schick mir doch einen, der mich hier wegträgt auf mein Kopfkissen in die Sandgasse. – Das war mein inneres Stoßgebet; ich wagte nicht den Kopf umzudrehen und nach dem Engel umzuschauen aus Furcht vor dem Schwindel. Da steht plötzlich der Franz Chameau vor mir, ob ich den Rehraus wolle tanzen? – Da ich als vierjähriges Kind oft mit ihm gespielt hatte, wo wir uns oft einander den Wall herunter gestoßen hatten, so machte ich diesmal keine Komplimente mit ihm und sagte: „Ach, gehen Sie, Esel, und machen Sie mir nicht schwindlig mit Ihren Uhrketten.“ Diese Worte können höchstens das gewesen sein, was ich in dem Tag hinein geredet soll haben; mehr ist mir nicht bewußt, den ganzen Ball hindurch gesprochen zu haben, den ich noch verwünsche! – Ich muß fort, ich muß wieder nach Offenbach, in die dunkle, reine Nacht-

luft dort meine Seufzer verhauchen. Die weißen Wände meines Stübchens mit den gelben Streifen, die Diele von Holz, der grau angestrichene Tisch und Schrank! – ach, ich sehne mich dahin! – ach, ich kann die Teppiche nicht leiden! Die rotseidenen Vorhänge rauschen mich noch ganz krank – und ich kann jetzt nicht fortschreiben, weil ich ganz übel bin, bloß von der Erinnerung. –

Tonkünste

Noch eine vergnügliche Stunde muß ich vor Abgang des Briefes Dir melden. Heute Morgen, als ich den Brief schon zugemacht hatte und wollte ihn eben dem Juden Hirsch in seinen Schnappsack werfen in der Meinung, er sei es, der an der Tür klingelt, so war es der freundliche Pfarrer Sch . . . z, der die Großmutter und auch mich besuchen wollte, so sagte er mir wenigstens; ich hab's geglaubt, obschon es mir was Neues war, daß mich jemand besuchen wollte, und nun noch dazu aus der Ferne. Will ein so gelehrter Mann bis nach Offenbach gekommen sein, um mir weiß zu machen, daß er vorzüglich gekommen sei, mich zu sehen! So ein Pfarrer kann lügen! – er hat mich geküßt auf die linke Wange und hat mir versichert, es sei wahr. – Und Du habest ihm schon lange meine Bekanntschaft machen lassen durch Deine Gespräche über mich! – Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. – Clemente! Der Pfarrer ist ein guter Kerl, aber er ist, glaub ich gewiß, ein Aufschneider. – Er kann wohl nichts davor, er muß ja Sonntags immer himmeln. – Und er hielt mir auch eine allerliebste Zauberrede, die etwas Nachwehen von Kirchenduft hatte. Nein, Clemente, die Rede war wirklich schön. – Ach, er war ja gar zu gut,

der Mann; wie kann ich doch dumm von ihm reden; er hat mich später auch auf die rechte Wange geküßt und hat mir gesagt, wie schön und edel – ich weiß es gar nicht mehr, was er gesagt hat, denn ich war zerstreut, denn ich mußte an einen alten Töpfer denken, der gleicht ihm. Von dem Töpfer will ich Dir was erzählen, was sehr Hübsches; ich hab seine Bekanntschaft auf dem letzten Weihnachtsmarkt gemacht. Er hatte einen ganzen Korb voll Tiere gebacken und bunt glasiert, die bot er zum Verkauf fürs Kindervolk, das seinen Korb umringte und mehr danach verlangte als nach allen anderen Spielsachen. – Es war auch nicht von ohne. Zum Beispiel einen Schlitten hat er gemacht, der einen Schwan vorstellt, weiß glasiert, mit schwarzem Schnabel, ein Mohr steht hinten drauf, schwarzbraun glasiert, mit einem grünen Kittel. Dieses Kunstwerk besitze ich selbst, es steht in meiner Kunstkammer, das heißt unter meinem Bett. – Dem Töpfer hatte ich damals seinen ganzen Tonkunstvorrat abgekauft für die Kinder; jedes ging mit einem Lamm oder Fuchs oder Wolf, Bär, Löwe usw. ab, ich behielt das Hauptstück, den Schlitten; er wollte nun eiligst wieder neues anfertigen, und ich wollte gern mit ansehen, wie er damit fertig werde. Und, liebster Clemente, ich hab drei Abende bei dem Mann zugebracht; Frau und Kinder saßen bei der Lampe und machten Tiere, die Gott nachträglich noch schaffen muß, wenn er gerecht sein will, oder seine Unendlichkeit bleibt unerwiesen; denn was die Phantasie der Töpfers-

kinder erfunden hat, ist noch nicht im Naturreich geschaffen. Dem Vater war alles recht, er gab diesen Geschöpfen einen Schneller und einen Drucker und setzte sie auf Postamente; sie wurden angemalt von einem Kittel mit einem breiten Schlapphut als Kopf, er saß in der Ecke beim Feuer am Herd und warf einen mächtigen Schatten. Wie ich nun sah, daß alles so fix ging, daß keiner zagte, seine Kunstwerke zu fördern, wie keiner eine Kritik übte, wie alles recht war, was da entstand, da schämte ich mich meiner Schüchternheit. Ich saß nun auch am Tisch und machte Tonkünste; ins Tierreich wollte ich mich nicht wagen, ich machte einen Baum, auf seinen Zweigen sitzen Vögel, so recht antik mit wenig Blättern, kannst Du denken. – Kaum fing er an zu werden, so hatte der Schlapphut eine Schlange drumgeringelt und der Töpfer Adam und Eva drunter gestellt. –

Phantastische Spiele

Besinn Dich doch auf unsere Reiseabenteuer, die wir den Winter miteinander durchmachten; keiner von uns hatte eine trübe Minute, den ganzen Winter nicht, Deine Sehnsucht ins Innere von Asien hinein brachte uns immer unter die wilden Tiere. Tiger und Löwen und Elefanten haben uns Schabernack gespielt. Was haben wir für Sonnenhitz ausgestanden mitten im Eis; erst später merkte ich, wie sehr wir uns in dies Leben vertieft hatten, da alle Leute diesen Winter als einen der kältesten durchgehustet haben. Weißt Du, am Neujahrstag kam ich zu Dir! Alle Räder pfiffen an den vielen Staatswagen; die gepuderten Kutscher mit den rotgefrorenen Gesichtern! – Da kam ich zu Dir in die Stube herein und sagte: „Gott, es ist so heiß hier in Asien, daß wir nur so hinschmachten, und draußen vor der Tür in Frankfurt, da hängen dem Kutscher die Eiszapfen am Knebelbart." – Was haben wir gelacht, Günderode; – und haben unter Zimmetbäumchen eine Tasse Schokolade getrunken, die wir in Deinem Öfchen kochten mit wohlriechendem Sandelholz; und da kam ein Salamander ins Feuer und färbte sich da in allerlei Farben und warf die Schokoladenkanne um. Und wir melkten die weiße Elefantin, die ihr Junges in unserer Nähe säugte, und machten

Elefantenbutter; ich wollt als immer Löwenbutter machen, das litteſt Du nicht, denn Du warſt ſehr vorſichtig; Du meinteſt, es ſei zu viel Gefahr dabei, die Löwin könne mir einmal wild werden über dem Melken. – Und die Erlebniſſe am Ganges und Indus, die ſchönen Knaben, die uns da begegneten, wo wir uns verſteckten und ſahen ſie vorübergehen und ſich waſchen in den heiligen Fluten und Gebete tun; da ſagteſt Du, es müſſen wohl Tempelknaben ſein, wir müſſen nach dem Tempel hier in der Gegend ſuchen. Da führe eine Allee von großen Tulipanen hin, die hab ich entdeckt; wir brachten ſtundenlang hin mit der Bewundrung der Blumen, und da waren Goldfruchtbäume und Trauben und Melonen; alles das wuchs in ſchönſter Fülle rund um die Säulen der Tempel, zu denen wir fremde Völkerſtämme hinwallen ſahen. Da ſagteſt Du einen Hymnus her, den hätten ſie geſungen beim Sonnenaufgang: Ätherwüſte! – ſo fing Dein Hymnus an, und ich machte eine Melodie drauf; die ließeſt Du dir vorſingen zur Zither von mir, und Du hörteſt zu, ſo ſtill, als wär es indiſcher Tempelgeſang. Abends im Mondſchein, das war unſre beſte Zeit, wo wir phantaſierten, und hielten uns einander bei den Händen, wenn wir die Berge hinanſtiegen, und ruhten unter Dattelbäumen aus. Du machteſt immer die Reiſeroute, weil Du die Kenntniſſe des Landes hatteſt, und da ſtiegen wir auf einen Berg, der hieß Bogdo; von da aus, ſagteſt Du, könne man alle Gebirgsketten überſehen. Da eilte ich mich, voran zu kommen, um zuerſt oben

zu sein, und da schrie ich Dir entgegen, ich sähe das rote Korallenmeer mit der Todespforte. Da hatte ich mich aber geirrt, denn Du bewiesest mir, daß man es von da aus nicht sehen könne, da es an der Grenze von Afrika liege, und der Bogdo liege in der Mitte von Hochasien. – Wir waren doch so glücklich; wie schwärmte mein Kopf von brennenden Farben der Blütenwelt, wie waren wir entzückt vom Duft, der uns umwallte! – Das dauerte den ganzen Winter, und kein Mensch wußte, daß wir in einer südlichen Welt lebten; wir gingen gerade in den Gärten von Damaskus spazieren, ganz entzückt von dem Blumenparadies und trunken von ihrem Duft, da kam der alte Herr von Hohenfeld und brachte Dir das erste Veilchen, was er auf seinem Spaziergang im Stadtgraben gefunden hatte. Ach, da verließen wir Damaskus und ließen uns von Hohenfeld hinausführen, wo er das Veilchen gefunden hatte, und suchten noch mehrere; und von da an war der Zauber aufgehoben, und wir lachten recht, daß uns das Veilchen so schnell aus Asien herübergezaubert hatte nach Frankfurt auf die alten Festungswälle, denn wir gingen von nun an in den schönen Frühlingstagen jeden Mittag hinaus und machten uns Kränze, die standen Dir so schön. So war die geringste Wirklichkeit schon wieder ein Paradies für uns.

Liebesgeschichten

Die drei Küsse

I.

So war das Sommerleben, das plötzlich durch die rückkehrenden Kriegsszenen unterbrochen ward. Da war an kein Flüchten zu denken; am Morgen, da wir erwachten, hieß es: „Hinab in den Keller! Die Stadt wird beschossen, die Franzosen haben sich hereingeworfen, die Rotmäntel und die Totenköpfe sprengen von allen Seiten heran, um sie herauszujagen!“ Da war ein Zusammenlaufen auf den Straßen, da erzählte man sich von den Rotmänteln, daß die keinen Pardon geben, alles zusammenhauen, daß sie fürchterliche Schnurrbärte haben, rollende Augen, blutrote Mäntel, damit das vergossene Blut nicht so leicht zu bemerken sei. Allmählich wurden die Fensterladen geschlossen, die Straßen leer; bei der ersten Kugel, die durch die Straßen flog, eilte alles in die Keller, auch wir, Großmutter, Tante, eine alte Cousine von achtzig Jahren, die Köchin, die Kammerjungfer, ein männlicher Hausgenosse. Da saßen wir, die Zeit wurde uns lang, wir lauschten, — eine Bombe flog in unsern Hof, sie platzte. Das war doch eine Diversion; aber nun stand zu erwarten, daß Feuer ausbrechen könne. Allerlei, was meiner Großmutter unendlich wichtig war

von Büchern, von Bildern, fiel ihr ein, sie hätte es gern in den Keller gerettet. Der männliche Hausgenosse demonstrierte, wie es eine Unmöglichkeit sei, den heiligen Johannes, ein Bild, was die wunderbare Eigenschaft hatte, die Fabel geltend zu machen, er sei ein Raphael, jetzt aus dem oberen Saal herunterzuschaffen, indem es viel zu schwer sei; ich entfernte mich leise, stieg zum Saal, hob das schwere Bild ab, nahm es an der Schnur über den Rücken, und so kam ich, noch eh die Verhandlung beendigt war, zum Erstaunen aller und zur großen Freude der Großmutter zur Kellertreppe herabgepoltert. Ich meldete noch, wie ich aus dem Saalfenster gesehen und alles still sei; ich bekam die Erlaubnis, noch mehr zu retten, ich bekam die Schlüssel zur Bibliothek, um Kupferwerke zu holen. Mit freudiger Eile sprang ich die Treppe hinauf; in die Bibliothek hätt ich längst gern mich eingestohlen, da war eine Sammlung prachtvoller Muscheln, wunderbarer Steine, getrockneter Pflanzen, da hingen Straußeneier an den Wänden, Kokosnüsse, da lagen alte Waffen, ein Magnetstein, an dem alle Näh- und Stricknadeln hängen blieben, da standen Schachteln voll Brieftschaften, Toiletten mit wunderlichem altem Geschirr und Geschmeid, Zitternadeln mit Sternen von bunten Steinen. O, ich freute mich, den Schlüssel zu haben, ich holte herunter, was man verlangte, zog den Schlüssel ab, ohne abzuschließen, und dachte mir eine stille, einsame Nacht, in der ich, alles durchsuchend und betrachtend, schwelgen wolle. Das Schießen hatte

wieder angefangen, einzelne Reiter hörte man in gestrecktem Galopp die furchtbare Stille der Straße unterbrechen; die Furcht im Keller stieg, man dachte jedoch nicht daran, daß ich verletzt werden könne, und ich auch nicht; ich sprach nicht aus, daß ich mich nicht fürchte, und fühlte auch nicht, daß ich Gefahr lief, und so überkam mich das schöne Amt, alle zu bedienen, für alle Bedürfnisse zu sorgen. Ich hörte verschiedentlich die Reiter vorüberspringen. „Das mag ein Rotmantel sein!“ dachte ich, lief eilig ans Fenster des unteren Geschosses, riß den Laden auf, – siehe, da hielt er in der Mitte der Straße mit gezogenem Säbel, langem, fliegendem Schnurrbart, dicken, schwarzen, geflochtenen Haarzöpfen, die unter der roten Pelzmütze hervorhingen; der rote Mantel schwebte in den Lüften, wie er die Straße hinabflog, – alles wieder totenstill! – Ein junger Mensch in Hemdärmeln, bloßem Kopf, totenblaß, blutbespritzt, rennt verzweiflungsvoll hin und wieder, rasselt an den Haustüren, klopft an den Läden. Keiner tut sich auf, mir klopft das Herz, ich winke – er sieht es nicht. Jetzt eilt er auf mich zu, bittend, – da ertönt der Schall eines Pferdes; er schmiegt sich in die Vertiefung des Hoftors; der Reiter, der ihn suchend verfolgt, sprengt an ihm vorbei, hält einen Augenblick, späht in die Ferne, wendet um und – fort. O, jeder Blick, jede Bewegung des Reiters und des Pferdes haben sich tief in mein Gehirn geprägt, und der arme Angsterfüllte eilte hervor und schwingt sich am schwachen Kinderarm herein in die rettenden Wände. Aber kaum –

da ist der Reiter schon wieder, er sprengt an mich heran, ich rühr mich nicht vom Fenster, er verlangt Wasser, – ich eile in die Küche, es ihm zu holen; nachdem er getrunken und nachdem ich ihn die Straße hinabreiten gesehen erst, mache ich meinen Laden zu, und nun sehe ich mich nach meiner geretteten Beute um. Hätte sich der Rotmantel auf seinem Pferde in die Steigbügel gestellt, so hätte er meinen Geretteten entdeckt. Dieser küßte mir zitternd die Hände und sagte mit leiser Stimme: „O mon dieu, mon dieu!“ Ich lachte vor Freuden, aber dann brach ich in Tränen aus, denn es rührte mich, der Retter eines Menschen geworden zu sein, so ohne mich zu besinnen, so ohne zu wissen wie. – Und Du auch! – Rührt es Dich nicht? – freut es Dich nicht, daß es mir gelungen ist? – mehr als alle Schmeichelreden, die ich Dir sagen könnte? – „Sauvez-moi! cachez moi!“ sagte er, „mon père et ma mère prieront pour vous!“ Ich faßte ihn bei der Hand und führte ihn schweigend leise über den Hof nach dem Holzstall. Dort untersuchte ich seine Wunde, das Blut abwaschen konnte ich nicht, ich hatte kein Wasser, holen mochte ich auch keins; der Nachbar Andree, dessen Du Dich auch erinnern mußt, war mit mehreren Freunden auf sein Observatorium gestiegen, um das Kriegswesen zu beobachten, er konnte mich bemerken. Ein einzig Mittel hatte ich erfunden: ich leckte ihm das Blut ab, – denn es ihm so mit Speichel abzuwaschen, schien mir zu unbescheiden. Er ließ mich gewähren, ich zog leise und sanft die anklebenden

Haare zurück, – da flog ein Huhn mit großem Geschrei vom oberen Holz herunter; wir hatten es verscheucht von dem Ort, wo es seine Eier zu legen pflegte. Ich kletterte hinauf, um das Ei zu holen; die innere weiße Haut legte ich über die Wunde – es mag wohl geheilt haben, ich will's hoffen! – Nun eilte ich wieder in den Keller; die eine Schwester schlief, die andere betete vor Angst, die Großmutter schrieb an einem kleinen Tisch bei Licht ihr Testament, die Tante hatte den Tee bereitet; ich bekam die Schlüssel zur Speisekammer, um Wein und kalte Speisen zu holen. Da dachte ich auch an den Magen meines armen Gefangenen, ich brachte ihm Wein und Brot. So ging der Tag vorüber und die Gefahr; der Keller wurde verlassen, mein Geheimnis fing an, mich zu beklemmen; ich beobachtete jeden Schritt der Hausgenossen, der Köchin half ich in der Küche, ich holte ihr Wasser und Holz unter dem Vorwand, daß es doch noch gefährlich sein könne unter freiem Himmel; sie ließ sich's gefallen. – Endlich und endlich kam die Nacht; der Nachbar hatte Rapport gebracht, daß nichts zu fürchten sei vor der Hand, und so legte man sich zur Ruhe, deren man so sehr bedurfte. Ich hatte meine Schlafstätte im Nebenzimmer der Großmutter, von da konnte ich den Holzstall, der vom Mond beschienen war, beobachten; ich ordnete nun meinen Plan: fürs erste mußten Kleider geschafft werden, die den Soldaten verleugneten. Wie gut, daß ich die Bibliothek offen gelassen! Da oben hing ein Jagdkleid und Mütze – von welchem Schnitt, ob

alt- oder neumodisch – wußt ich nicht. Wie ein Geist schlich ich auf bloßen Strümpfen an der Tante Zimmer vorbei, schwebend trug ich's herunter, damit die metallnen Knöpfe nicht rasselten; er zog es an, es saß wie angegossen – Gott hat es ihm angepaßt! und die Jagdmütze dazu! Ich hatte das Geld, was man mir schenkte, immer in das Kissen eines ledernen Sessels gesteckt, weil ich keine Gelegenheit hatte, es zu brauchen. Jetzt durchsuchte ich den Sessel, und es fand sich eine ziemliche Barschaft zusammen, die ich meinem Geretteten als Zehrpfennig einhändigte. Nun führte ich ihn durch den mondbeschienenen, blütenduftenden Garten. Wir gingen langsamen Schrittes Hand in Hand bis hinter die Pappelwand an die Mauer, wo alle Jahr die Nachtigall in der Rosenhecke ihr Nest baute; es war grade die Zeit, was half's – dies Jahr mußte sie gestört werden. Da wollte er mir danken, da nahm er mich auf seine Arme und hob mich hoch; er warf die Mütze ab und legte den verbundenen Kopf auf meine Brust, was hatte ich zu tun? Ich hatte die Arme frei, ich faltete sie über seinem Kopf zum Gebet; er küßte mich, stieg über die Rosenheckenmauer in einen Garten, der zum Main führte, da konnte er sich übersetzen, denn es waren Nachen am Ufer.

II.

Nun will ich Dir auch gleich die Geschichte meines zweiten Kusses erzählen; er folgte beinah unmittelbar auf den ersten, und was denkst Du

von Deinem Mädchen, daß es so leichtfertig geworden! Ja, diesmal wurde ich leicht fertig, und zwar mit einem Freund von Dir. – Es klingelt; hastig springe ich an die Haustür, um zu öffnen; ein Mann in schwarzer Kleidung, ernsten Ansehens, etwas erhitzten Augen, tritt ein, – noch ehe er seinen Namen genannt oder gesagt, was sein Verlangen ist, küßt er mich; noch ehe ich mich besinnen konnte, geb ich ihm eine Ohrfeige, und dann erst seh ich ihm ergrimmt ins Antlitz und erkenne ein freundliches Gesicht, das gar nicht erschreckt und nicht erbittert über mein Verfahren zu sein scheint. Um meiner Verlegenheit zu entgehen – denn ich wußte nicht, ob ich recht oder unrecht getan hatte – öffne ich ihm rasch die Tür zu den Zimmern der Großmutter. Da war nun meine Überraschung bald in Schrecken umgewandelt, da diese mit der höchsten Begeistrung ausrief, einmal über das andre: „Ist es möglich? Herder, mein Herder! Daß Euer Weg Euch zu dieser Grillenhütte führt? – Seid tausendmal umarmt!“ Und hier folgten diese tausend Umarmungen, während denen ich mich leise davonschlich und wünschte, es möge in diesem Schwall von Liebkosungen die *eine* untergehen, die ihm mit einer Ohrfeige war beantwortet worden. Allein, dem war nicht so; er vergaß weder Kuß noch Ohrfeige, er schielte an das Herz der Großmutter, von ihren umfassenden Armen gefesselt, über ihre Achsel hinaus nach der Enkelin und machte ihr einen bittenden Vorwurf. Ich verstand ihn sogleich und machte mich ihm auch verständlich; er solle

mich nicht verklagen, sonst wolle ich mich rächen, und schlich hinter die Vorzimmer. Allein Herder hatte keine Andacht mehr für die Großmutter, für ihre schönen Erinnerungen aus der Schweiz, für ihre Mitteilungen aus den Briefen von Julie Bondeli, für ihre Schmeichelreden und begeisterten Lobsprüche, für ihre Reden von gelehrten Dingen. Er fragte, ob sie ihm nicht ihre Enkelkinder wolle zeigen. So wurden wir ihm denn alle drei feierlich vorgeführt und von der Großmutter zugleich belehrt, wie glücklich wir seien, ihn zu sehen und von ihm gesegnet zu sein. Er war auch gar nicht faul, ging rasch auf mich zu, legte mir die Hand auf den Kopf, unter welcher ich ihn drohend ansah, und sagte langsam und feierlich: „Diese da scheint sehr selbständig; wenn Gott ihr diese Gabe als eine Waffe für ihr Glück zugeteilt hat, so möge sie sich ihrer ungefährdet bedienen, daß alle sich ihrem kühnen Willen fügen und niemand ihren Sinn zu brechen gedenke." Ziemlich verwundert war die Großmutter über diesen wunderlichen Segen, noch mehr aber, daß er die Schwestern nicht segnete, die doch ihre Lieblinge waren. Wir wurden entlassen und gingen in den Garten; — wir trugen damals breite Schärpen von blau und weiß geflammter Seide; auf dem Rücken waren sie in Schleifen gebunden, die in der vollen Breite, welche wohl eine Elle betrug, ausgebreitet waren, so daß sie gleichsam Schmetterlingsflügel bildeten. Während ich in meinem Blumenbeet arbeitete, haschte mich einer an diesen Flügeln; es war Herder. „Siehst Du, kleine Psyche," sagte er,

„mit den Flügeln genießt man wohl die Freiheit, wenn man sie zu rechter Zeit zu brauchen weiß, aber an den Flügeln wird man auch gefangen, und was gibst Du, daß ich Dich wieder loslasse?“ – Er verlangte einen Kuß, ich verneigte mich und küßte ihn, ohne das Geringste einzuwenden.

Der Kuß des geretteten Franzosen war ganz im Einverständnis meiner Empfindung; ich kam ihm auf halbem Weg entgegen, und doch war er unmittelbar darauf vergessen, und jetzt erst, nach sechs Jahren, tauchte er aus meiner Erinnerung auf als eine neue Erscheinung. Herders Kuß war von meiner Seite ganz willenlos oder eher unwillig angenommen, und doch hab ich ihn nicht vergessen; ich konnte in erster Zeit den Eindruck nicht verwinden; er verfolgte mich im Traum. Bald war mir's, als habe ich wider meinen Willen etwas weggeschenkt, bald überraschte es mich, daß dieser große, bedeutende Mann mich so dringend aufgefordert hatte, ihn zu küssen; dies war mir eine rätselhafte Erfahrung. Herder sah mich so feierlich an, nachdem er mich geküßt hatte, daß mich ein Schauer befiel; der rätselhafte Name Psyche, dessen Bedeutung ich nicht verstand, versöhnte mich einigermaßen mit ihm, und wie denn manches Zufällige, was vielen unscheinbar vorüberschweift, einen tief rührt und eine währende Bedeutung für ihn gewinnt, so war mir dies unbegriffene Wort Psyche ein Talisman, der mich einer unsichtbaren Welt zuführte, in der ich mich unter diesem Namen begriffen dachte.

III.

Der blinde Herzog von Aremberg, der schöne, dessen Zügen die geheiligte Würde der Legitimität aufgeprägt war, wollte gegen meinen Willen mir diesen Kuß geben; ich aber war die schwankende Blume im Winde, die der Schmetterling vergeblich umtanzt. Laß Dir's erzählen und ausmalen mit diesen bunten Farben aus dem Muschelkasten des Kindes, mit denen ich damals noch meine Welt ausmalte und sie verstand, und Du wirst sie auch verstehen und Dich freuen, daß Du mit mir in den Spiegel siehst, in dem ich mich erkenne und den Genius, der mich zu Dir lenkt.

Er war schön, der Herzog! – schön für das großgewölbte Kinderauge, das noch kein Menschenantlitz erblickt hatte, dessen Züge Geist ausströmten. Wenn er stundenlang bei der Großmutter saß und sich von ihr erzählen ließ, stand ich neben ihm und starrte ihn an; ich war in Betrachtung dieser reinen, erhabenen Züge versunken, die dem gewöhnlichen Menschen nie geschenkt werden.

Die reine, starke Stirn, deren Mitte eine Feuerstelle hatte für den göttlichen Brand des Zorns, diese Nase, höher, kühner, trotzbietender als sein schauerliches Schicksal, diese feinen, feuchten Lippen, die mehr als alles andre Befehl und Herrscherwürde aussprachen, die Luft tranken und ausseufzten die tiefste Melancholie, diese feinen Schläfen, sich an den Wangen niederschmiegend zum aufgeworfenen Kinn, wie der metallne Helm der Minerva! – Laß mich malen, Goethe, aus

meinem kleinen Muschelkasten; es wird so schön! Sieh sie an, die grellen, abstechenden Farben, die der philosophische Maler vermeidet, aber ich, das Kind, ich male so; und Du, der dem Kinde lächelt wie den Sternen, und in dessen Begeistrung Kindereinfalt sich mischt mit dem Seherblick des Weisen, freue Dich der grellen bunten Farben meiner Phantasie.

So war er, der schöne, blinde Herzog, so ist er noch jetzt in dem Zauberspiegel der Erinnerung, der alle Bilder meiner Kindheit gefesselt hält, der sie in Perlen reiht und Dir als Opfer zu Füßen legt; so war seine Gestalt oft niedergebeugt im Schmerz um die erblindete Jugend, dann stolz erstreckt, sich aufrichtend, heiter ironisch lächelnd, wenn er die tief versunknen Augensterne gegen das Licht wendete. Da stand ich und starrte ihn an, wie der Schäferknabe, tief vergessen seiner Herde und seines Hundes, den an den einsamen Felsen geschmiedeten, von der abgewendeten Welt unbeklagten Prometheus anstarrt; da stand ich und saugte den reinen Tau, den die tragische Muse aus ihrer Urne sprengt, um den Staub der Gemeinheit zu dämpfen, indem ich in tiefer, bewußtloser Betrachtung über ihn versunken war. – Es war in seinem zwanzigsten Jahr, im tollen, glühenden Übermut der Jugend, im Gefühl seiner überwiegenden Schönheit und im geheimen Bewußtsein alles dessen, was dieser zu Gebote stand, daß er am Tage der Jagd über die gedeckte Tafel sprang, mit seinem Sporn das Tischzeug mit Service und Prachtaufsatz auf die Erde riß und

am Boden zerschmetterte, um seinem liebsten Freund an den Hals zu springen, zu umarmen, mit ihm tausend Abenteuer zu besprechen. Sie teilten sich auf der Jagd, und der erste Schuß, den der Freund tat, war in beide Augensterne des Herzogs.

Ich habe den Herzog nie bedauert, ich bin nie zum Bewußtsein über sein Unglück gekommen; sowie ich ihn sah, erschien er mir ganz zu sich und seinem Schicksal sich verhaltend, ohne Mangel. Wenn ich andere hörte sagen: „Wie schade, wie traurig, daß der Herzog blind ist!“ so fühlte ich's nicht mit; im Gegenteil dachte ich: wie schade, daß ihr nicht alle blind seid, um die Gemeinheit eurer Züge nicht mit diesen vergleichen zu dürfen. Ja, Goethe! Schönheit ist ja das sehende Aug Gottes; Gottes Auge, auf welchem Gegenstand es mit Wohlgefallen ruht, erzieht die Schönheit, und ob der Herzog auch nicht gesehen habe, – er war dem göttlichen Licht vermählt durch die Schönheit, und dies war allemal nicht das bitterste Schicksal.

Wenn ich so neben ihm stand und in Gedanken versunken mit ihm seufzte, da fragte er: „Qui est là? Bettine! Amie viens que je touche tes traits, pour les apprendre par cœur!“ Und so nahm er mich auf den Schoß und fuhr mit dem Zeigefinger über meine Stirn, Nase und Lippen und sagte mir Schönes über meine Züge, über das Feuer meiner Augen, als ob er sie sehen könne. Einmal fuhr ich mit ihm von Frankfurt nach Offenbach zur Großmutter; ich saß neben ihm. Er fragte, ob

wir noch in der Stadt seien, ob Häuser da seien und Menschen? – Ich verneinte es; wir waren auf dem Land. Da verwandelte sich plötzlich sein Gesicht, er griff nach mir, er wollte mich ans Herz ziehen, ich erschrak; schnell wie der Blitz, hatte ich mich den Schlingen seiner Arme entzogen und duckte nieder in der Ecke des Wagens. Er suchte mich, ich lachte heimlich, daß er mich nicht fand; da sagte er: „Ton cœur est-il si méchant pour mépriser, pour se jouer d'un pauvre aveugle?" Da fürchtete ich mich der Sünde meines Mutwillens; ich setzte mich wieder an seine Seite und ließ ihn gewähren, mich an sich zu ziehen, mich heftig an sein Herz drücken; nur mit dem Gesicht beugte ich aus und gab ihm die Wange, wenn er nach dem Munde suchte. Er fragte, ob ich einen Beichtvater habe? – ob ich diesem erzählen werde, daß er mich geküßt habe. Ich sagt naivschalkhaft, wenn er glaube, daß dies dem Beichtvater Vergnügen machen werde, so wolle ich's ihm erzählen. „Non, mon amie, cela ne lui plaira pas, il n'en faut rien dire, cela ne lui plaira absolument pas, n'en dites rien à personne." In Offenbach erzählte ich's der Großmutter, die sah mich an und sagte: „Mein Kind! Ein blinder Mann, ein armer Mann!" – Im Nachhausefahren fragte er, ob ich der Großmutter gesagt habe, daß er mich geküßt habe; ich sagte: „Ja." – „Nun, war die Großmutter bös?" – „Nein." – „Eh bien? est-ce qu'elle n'a rien dit?" — „Oui!" — „Et quoi?" – „Ein blinder Mann, ein armer Mann!" „O oui," rief er, „elle a bien raison! Ein blinder

Mann, ein armer Mann!“ Und so rief er einmal ums andre: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!“, bis er endlich in einen Schrei der Klage ausbrach, der mir wie ein Schwert durchs Herz drang; aber meine Augen blieben trocken, während seinen erstorbenen Tränen entfielen. Dem Herzog ist seitdem ein feierliches Monument in meinem Herzen errichtet.

Die Silberbirke

Zwei-, dreimal zwischen Eichen und Buchen und jungem, lichtem Gebüsch, bergauf, bergab — da kommt man an einen Fels, glatte glänzende Basaltfläche, die die Sonnenstrahlen wie ein dunkler Zauberspiegel auffängt, dazwischen grüne Moossitze. Heute morgen war ich hierher gegangen; es ist mein gewöhnlicher Spaziergang, wenn ich allein bin, nicht zu weit und doch versteckt. — Da sah ich noch den Nebel wie jungen Flaum zwischen den Felsspalten hin und her schwimmen, und über mir ward's immer goldner. Die Morgenschatten zogen ab, die Sonne krönte mich; sie prallte scharf vom schwarzen Stein zurück, sie brannte sehr stark, sie drückte doch nicht meine Stirn; ich wollte eine Krone schon tragen, wenn sie nicht schärfer drückt als die heiße Augustsonne. So saß ich und sang gegen die Felsen hin und hörte aufs Echo, und die Regierungsgedanken stiegen mir in den Kopf. So nach Grundsätzen die Welt regieren, die in innerster Werkstätte meiner Empfindung erzeugt wären, und alles Philistertum um und um stoßen, das sind solche Wünsche, die an einem so heißen Sommermorgen mir in den Kopf steigen, und wozu Voigts Sternengespräche einen starken Reiz geben. Er sagte, alles Gefühl, aller Begriff werde zu einem Vermögen; es ziehe sich wohl zurück,

aber zur unerwarteten Stunde trete es wieder hervor – und da setze ich mich an einsame Orte und simuliere so ins Blaue hinein und komme zu nichts, zu keinem hellen Augenblick; nur daß mir oft das Herz unbändig klopft, wenn ich dran denke, daß ich das Geschrei der Philister, die des Geistes Stimme mit Grundsätzen bedrängen, durch das bloße Regiment meiner Empfindung ersticken wolle; ja, es wär eine himmlische Satisfaktion für die Rutenstreiche, womit sie blind alle Begeistrung verfolgen. Günderode, ich wollt, Du wärst ein regierender Herr und ich Dein Kobold, das wär meine Sach, da weiß ich gewiß, daß ich gescheut würde vor lauter Lebensflamme. Aber so! – Ist es ein Wunder, daß man dumm ist? – Und so war ich bald im Sonnenbrand ganz träumerisch versunken und jagte im Traum auf einem Renner wie der Wind nach allen Weltgegenden und richtete mit hoher, übertragner Begeistrung von Dir die Welt ein und kommandierte wohl auch hier und da mit einem Fußtritt, mit einem Fluch dazwischen, damit es geschwind gehe; – aber Dein Dramolett zu lesen, was ich mitgenommen hatte, mich recht hineinzustudieren, das hab ich versäumt durch die vielen heftigen Bewegungen meiner Seele. Ich mußte mich beschwichtigen mit Schlafen, was mich befällt, wenn mir die Schläfe so brennen vor heißem Eifer in die Zukunft. O Seelenbecher, wie kunstreich und göttlich begabt ist Dein Rand geformt, daß er die brausenden Lebensfluten faßt, wie unrettbar war ich sonst über Dich hinausgebraust. – Mein Freund,

das Windspiel, hatte mich aufgespürt; es weckte mich mit seinem Bellen und wollte mit mir spielen; es bellte, daß alle Felsen dröhnten und echoten, es war, als wenn eine ganze Jagd los wär. Ich mußte jauchzen vor Vergnügen und Lust mit dem Tier; es hatte mir meinen Strohhut apportiert, den ich den steilen Fels hinabgeworfen hatte, mit so zierlichen, langhalsigen Sprüngen – so ist's, wenn man einem gut ist, da mißt man nicht die Gefahr des Abgrunds; man vertraut in die eignen Kräfte und es gelingt. – Ach, Günderode, es war viel, wenn der Mensch nur erst so weit wär, seinem eignen Genie zu trauen wie so ein Windspiel. Es legte mir seine Pfoten um den Hals, wie es mir meinen Hut gebracht hatte, ohne ihn zu verderben; ich nannte es zum Scherz Erodion und dachte, so müsse der an der Göttin Immortalita hinaufgesehen haben; denn es ist so edel und schön und kühn, und Menschen sehen nicht leicht so einfach groß und ungestört aus in ihrer Weise, wie Tiere es oft sind. Der Herzog war dem Bellen seines Hundes nachgegangen und kam hinter den Bäumen hervor; er fragte, warum ich den Hund so nenne, den er Cales ruft, und sagte, es sei der Name eines Wagenführers vor Troja, den der Diomedes erschlagen. Ich zeigte ihm Dein Gedicht, um zu erklären, wo mir der Name Erodion herkomme; er setzte sich auf den Fels und las es teilweis laut und machte mit dem Bleistift Bemerkungen, die send ich Dir. Du siehst, er hat es mit Sammlung gelesen und dann sogar mit Liebe. Ich weiß nicht, wie oft Dich der Zufall

begünstigen wird die feineren Saiten der Seele zu rühren, so wird's Dich freuen. – Er fragte mich, ob ich denn das Geschäft verstehe? – Ich sagte: Nein! aber ich lese es gern, weil Du meine Freundin seiest und mich erziehst. Er sagte, eine Knospe ist dieses kleine, sorgsam vor jeder fremden Einwirkung geschützte Erzeugnis, die die große Seele der Freundin umschließt, und in diesen sanft gefalteten Keimen einer noch unentwickelten Sprache schlummern Riesenkräfte. Die Inspiration der Wiedergeburt hebe ahnungsvoll die Schwingen in Dir; und weil die Welt zu schmutzig sei für so kindlich reine Versuche, Deine Ahnungen auszusprechen, so werde sie diesen anspruchslosen Schleier, der Deine weit ausgreifende Phantasie und Deinen hohen, philosophischen Geist umschlinge, nicht entfalten. – Ich ließ mir dieses Lob verwundert gefallen; er begleitete mich; ich mußte ihm auf dem Weg von Dir erzählen, von unserm Umgang, von Deinem Wesen, von Deiner Gestalt; da hab ich mich zum erstenmal besonnen, wie schön Du bist. Wir sahen eine vollsaftige, weiße Silberbirke in der Ferne mit hängenden Zweigen, die mitten am Fels aus einer Spalte aufgewachsen ist und, vom Wind sanft bewegt, gegen das Tal sich neigt. Unwillkürlich deutete ich hin, wie ich von Deinem Geist sprach und auch von Deiner Gestalt. Der Herzog fragte, die Freundin werde wohl jener Birke gleich sein, auf die ich hinweise? – Ich sagte: „Ja." So wollte er mit mir zusammen hin und Dich von nahem beschauen; aber es war so glatt und steil da hinan; ich meinte

nicht, daß wir hinkommen würden, – er vertraute auf den Cales, der werde uns schon einen Weg ausfinden. „Was hat sie denn für Haar?“ – „Schwärzlich glänzend braunes Haar, das in freien, weichen Locken, wie sie wollen, sich um ihre Schultern legt.“ – „Was für Augen?“ – „Pallasaugen, blau von Farbe, ganz voll Feuer, aber schwimmend auch und ruhig.“ – „Und die Stirn?“ – „Sanft und weiß wie Elfenbein, stark gewölbt und frei, doch klein, aber breit wie Platons Stirn; Wimpern, die sich lächelnd kräuseln, Brauen wie zwei schwarze Drachen, die mit scharfem Blick sich messend, nicht sich fassend und nicht lassend, ihre Mähnen trotzig sträuben, doch aus Furcht sie wieder glätten. So bewachet jede Braue, aufgeregt in Trotz und Zagheit, ihres Auges sanfte Blicke.“ – „Und die Nase, und die Wange?“ – „Stolz ein wenig und verächtlich wirft man ihrer Nase vor; doch das ist, weil alle Regung gleich in ihren Nüstern bebet, weil den Atem sie kaum bändigt, wenn Gedanken aufwärts steigen von der Lippe, die sich wölbet frisch und kräftig, überdacht und sanft gebändigt von der feinen Oberlippe.“ – Auch das Kinn muß ich beschreiben, wahrlich, ich hab nicht vergessen, daß Erodion dort gesessen und ein Dellchen drin gelassen, das der Finger eingedrückt, während weisheitsvolle Dichtung füllet ihres Geistes Räume; und die Birke stand so prächtig, so durchgoldet, so durchlispelt von der Sonne, von den Lüftchen, war so willig, sich zu beugen hold dem Strom der Morgenwinde, wogte ihre grünen Wellen freudig

in den blauen Himmel, daß ich nicht entscheiden konnte, was noch zwischen beiden liege, jenem zukömmt und dem andern nicht. – Cales fand mit manchen Sprüngen erst den Weg zur Birke, dann der Herzog. Ich blieb zurück; ich hätte leicht nachkommen können, aber ich wollte nicht in seiner Gegenwart. Er schnitt dort Buchstaben in die Rinde ganz unten am Fuß und sagte, er wolle, sie solle die Freundschaftsbirke heißen, und er wolle auch unser Freund sein. Ich war bereitwillig dazu. Ach, laß ihn, er kommt den Winter nach Frankfurt. Erstlich vergißt ein Prinz leicht so was über vielen andern Zerstreuungen, denn der glaubt gar nicht, daß es möglich wär, daß, wenn man sich ganz an etwas hingäbe, daß dadurch gerade allein der Scharfblick die Wägungskraft der Allseitigkeit entspringe, nach der sie alle jagen und sich drin verflattern, und dann ist er auch krank und hat wenig gesunde Tage; einem solchen muß man alle heilenden Quellen zuströmen.

Abschied

Die Kurprinzeß verlangte heut morgen, ich sollte ihr noch ein Lied singen zur Gitarre, das sie als zuweilen vom Fenster gehört habe. Das erschreckte mich sehr, denn der Herzog stand dabei und zog den Mund so kurios zusammen und sagte, er hab auch meine Stimme gehört, sie sei sehr schön. Ich hätt gern ausgewichen, aber ich fühlte, daß es unschicklich war, ich holte also meine Gitarre, und unterwegs bezwang ich meine Angst vor dem Herzog, vor der Prinzeß hätt ich mich auch nicht gefürcht, denn ich hatte schon oft die Abende in dem Laubgang vor ihrem Fenster allerlei Melodien improvisiert, weil mich einmal eine geheime Neigung zu ihr anregte, daß ich als recht zärtliche Melodien erfand. Vor dem Herzog hätt ich mich auch nicht gefürcht, aber weil ich den Morgen im Bad gesungen hatte, so dacht ich, er hätt's gehört und möcht wohl gar davon anfangen, und an den Zettel dacht ich auch. – Aber da kam mir mit einmal ein Gedanke, der half mir drüber hinaus, ich nahm Dein Darthulagedicht aus meiner Brieftasche mit und sang draus, was ich da oben Dir hingeschrieben aus dem Kopf in eine Melodie hinein. Im Anfang war's ein wenig steif, aber bald ging's recht, wie ich manchmal selbst überrascht bin und tief er-

schüttert, wie die Melodie so viel gewaltiger ausdrückt und erst das Herz empfinden lehrt; und ich wiederholte es, da war's so schön. Ach, wenn ich's doch noch einmal so singen könnt vor Dir! – Der Herzog verlangte, ich sollte noch fortsingen; da war ich nicht mehr bang, ich sang gleich:

„Laß zehntausend Schwerter sich empören,
Usnoth sollt von meiner Flucht nicht hören.
Ardan! sag ihm, rühmlich war mein Fall.
Winde! warum brausen eure Flügel?
Wogen! warum rauscht ihr so dahin? –
Wellen! Stürme! denkt ihr mich zu halten?
Nein, ihr könnt's nicht, stürmische Gewalten!
Meine Seele läßt mich nicht entfliehn.
Wenn des Herbstes Schatten wiederkehren,
Mädchen, und Du bist in Sicherheit,
Dann versammle um Dich Etwas Schönen.
Laß für Natbos Deine Harfe tönen,
Meinem Ruhme sei Dein Lied geweiht." –

Und dies zweitemal sang ich noch besser, mit tieferer Stimme, und war selbstfühliger; es sind die zwei Stellen, die ich aus Deinem Lied auswendig weiß, weil Du sie in meiner Gegenwart gemacht hast, im Dunkel, und sagtest zu mir: „Behalt es auswendig, bis Licht kommt, ich will unterdeß weiter dichten." Und ich wiederholte immer vier Verse, bis noch vier dazu fertig waren, die Du auch meinem Gedächtnis vertrautest und immer weiter schiffest im Ozean, Günderode. Wie schön war doch das? – Wie werd ich je Schönres erleben als mit Dir? – Dem Herzog hab ich Dein Gedicht gegeben und gesagt, es sei von Dir, und auch den Don Juan hab ich ihm geschenkt; er lag dabei; ich dacht, Du gibst mir's wieder. Ich wollt ihm es so gern geben, weil ich sah, daß

er große Freude dran hatte; Du gibst mir's wieder. – Die Kurprinzeß verlangte, ich soll ihr die Melodie abschreiben lassen von dem Lied, ich sagte ja, aber wo ist die hin? Ich weiß nicht mehr. Sie hat mich auch noch herzlich geküßt auf beide Wangen, und der Tonie sagte sie sehr freundlich, wenn sie es erlaube, so wolle sie den Strauß aus der Ananas mitnehmen und zum Andenken in ihrem Treibhaus pflanzen lassen. – Gelt, das war so freundlich, und ich will Dir's nur gestehen, daß mir heimlich recht leid getan hat, wie sie fort war, und alles kam mir so leer vor, daß ich doch drüber weinen mußte, obschon ich nicht wollt; ich hielt mich auch gar nicht dabei auf, eben weil ich an Dich dachte und Dir keine Untreue wollte begehen. – Wir begleiteten sie bis zum Wagen, und sie sagte mir noch, wo ich sie begegnete, da sollte ich immer zu ihr kommen; ich küßte ihre Hand und ging zurück, denn der Herzog sprach noch mit ihr. – Sein Wagen war auch vorgefahren; er legte mir die Hand auf den Kopf und sagte: „Auf Wiedersehen!" – und lachte mich an, und ich dachte: Ach Gott, am End hat er den Zettel dem Lipps gegeben. Er stieg in den Wagen im lederfarbnen Rock, und wie das Windspiel nachsprang und sich zu seinen Füßen legte, da sah ich wohl so etwas auf dem Rücksitz liegen wie einen weißen Mantel, der hellblau gefüttert war, aber er sah doch nicht ganz weiß aus, sondern mehr hellgrau; aber die graue Mütze sah ich, wie mich deucht, auch. – Ja, ich sah sie gewiß, ich wollt sie nur nicht erkennen, weil ich

mich schämte; aber das dauerte noch eine Weile, daß ich mich gar nicht trösten konnte, und so oft mir's einfällt, werd ich auf's neue rot vor mir selber. – Aber ich denk nur immer, ein Prinz hat kein lang Gedächtnis, er wird's bald vergessen.

Ach, wenn er's nur recht bald vergäße! –

Gute Nacht!

Der Gärtner

Der Bernhards Gärtner ist ein junger, schlanker Mann; er hat eine feingebogene Nase, blaue Augen, schwarze Wimpern, schwarze Haare und hat eine sanfte Stimme – zum wenigsten gegen mich; denn wie er letzt den Hund wollt zurückhalten, der mich anbellte, da hatte er eine sehr kräftige Stimme. – Dem Moritz wird das wunderlich vorkommen, aber mir ist es keine Scheidewand, weil er von der gebildeten Klasse übersehen wird. Ein Mensch von Rasse müßte seine Rasse auch unter der Sklaventracht wittern, aber das ist die Unechtheit des Adels; denn gewiß ist, daß das echte Blut zerstreut ist in der Welt und viel ungestempelt herumläuft, und doch will man nur das gelten lassen, was gestempelt ist. Aber das sag ich Dir, ich halte alle Menschen für unadelig, die ihre Rasse nicht erkennen, auch im Kittel. – Der Gärtner also, der mir immer Arbeit gibt morgens früh, Du weißt, – ich hab ihm die abgeblühten Federnelken von Rabatten geschnitten, ich hab die Erdbeeren umgesetzt, ich hab die Reben ausgelaubt, ich hab das Geißblatt binden helfen, ich hab die Pfirsich spaliert, ich hab die Nelken gestengelt, ich hab die Melonenräuber ausgebrochen, und noch mancherlei anders hab ich immer morgens früh tun helfen, wenn ich in

der Früh zum Mainufer lief, weil ich schreiben wollt oder dichten für den Clemens, und es wollt nicht gehn, weil mir nichts einfiel, weil die Natur zu groß ist, als daß man in ihrer Gegenwart sich erlaubte zu denken; da hab ich denn mit dem Gärtner lieber Erbsen gepflückt, als auf der Lauer nach großen Gedanken – da hat mir der Gärtner als immer einen Strauß verehrt, erst recht schön voll und seltne Blumen, dann weniger und einfacher. Ich denk, weil ich alle Tag kam, es wär ihm zu viel, aber zuletzt – es war gerad am Tag, wo ich Zuckererbsen brach, da gab er mir bloß eine Rose und – – – Da hab ich so nachgedacht und bin drüber eingeschlafen. – Die Rose hab ich mit ins Bett genommen. – Was soll sie im Glas langsam welken – überall sollt man ein Heiligtum der Natur mit herumtragen, das frei macht vom Bösen. Wer kann in Gegenwart einer Rose nicht mit edlen Gedanken erfüllt sein? Ich hab's lieb, das Röschen, mit dem ich geschlafen hab, – es war matt, nun hab ich's ins Wasser gestellt; es erholt sich. – Ich bin so dumm, ich schreib so einfältig Zeug – der arme Gärtner. –

Ich war heut morgen draus und hab mir den Aschenkranz zum Ball bestellt – wie Du's gesagt hast. – Aber gelt, der Moritz hat Dir's gesagt, ich soll den Kranz aufsetzen? – Ich kam hin zum Gärtner; er stand zwischen der Tür vom Boskett und dem Blumengarten gelehnt; gewiß, er hat auf mich gewartet, denn ich war schon zwei Tage nicht da gewesen. Aber gestern abend, wie ich schlafen ging, da hatt ich mir fest vorgenommen,

ich wollt gewiß keinen Menschen unglücklich machen, oder besser, ich wollt gewiß jedem geben an Glück, was ich kann. – Und mir soll nichts zu gering sein, und was ist ehrender, als wenn Du mit einem Blick oder Wort wohltun kannst. – Nun hör nur mein lieb Gespräch mit dem Gärtner an. – Weil ich kam, so sagt ich: „Ich hätt wohl eine Bitte an den Anton." (Denn ich rede ihn nicht anders an, denn ich mag ihn nicht ‚er' nennen.) „Ich geh auf den Ball heut, und da möcht ich einen Kranz, und weil ich gar nicht vergnügt bin, daß ich zum Tanz soll gehen, so wollt ich einen traurigen Kranz gern haben von Aschenkraut, und keine Blumen wollt ich gar nicht. Ist wohl so viel Aschenkraut da, daß wir einen Kranz können machen, ohne die Büsche zu verderben? – Da ging er voran und brach mir eins nach dem andern, und ich band's am Draht fest. Er hatte mir doch noch kein Wort gesagt und legte mir die Sprossen nacheinander auf den Schoß; ich saß auf der Blumenbank am Treibhaus. Er rückte die Blumen über mir und um mich her zusammen, während ich meinen Kranz flocht, und holte noch mehrere aus dem Treibhaus, daß ich wohl merkt, ich war ganz eingerahmt, und da war eine große purpurrote Passionsblume, die hing herab an meiner Seite. Er schnitt sie ab und legte sie schweigend an das Geflecht; ich band sie auch schweigend mit ein, ich probierte ihn auf, er war weit genug; er nahm ihn mir aus der Hand, streifte sich den Ärmel auf, maß am Arm die Länge vom Kranz und band ihn selber fest, schnitt die über-

flüssigen Stiele und Blätter ab und gab ihn mir. Das alles war schweigend geschehen. „Es ist heut so schönes Wetter," sagte ich; „sind ich Euch morgen im Garten – wenn ich früh komme?" – „O, das werden Sie wohl verschlafen, weil Sie die Nacht durchtanzen." „O nein, um halber zwölf fahr ich schon wieder zurück, und Ihr könnt mich heimfahren hören an Eurer Wohnung vorbei; – ich fahr im Kabriolett, nur mit einem Pferd hier vorbei, da könnt Ihr hören, ob ich Euch nicht Wort halt. Da! ich geb Euch meine Hand drauf." – Er ward rot, der Gärtner, als ich ihm die Hand reichte und's Schnupftuch fallen ließ, das er mit der andern Hand auffing und mir reichte; ich sah es an, nahm's ihm aber nicht ab. — Ich sagte: „Der Kranz ist unbezahlbar, Ihr habt ihn aus der Mitte von jedem Busch geschnitten; – wie werd ich's Euch lohnen? Ich werd ihn Euch wiedergeben müssen!" – „Ja," sagt er plötzlich, – „der Kranz gehört mein." „Nun," sagt ich, „verlaßt Euch drauf, ich bring ihn wieder."

Gestern um halb acht Uhr fuhr ich mit der Tonie auf den Ball; auf dem Weg nach dem Forsthaus waren die Leute vom Moritz mit Fackeln zu Pferd und begleiteten die Wagen. Von weitem war's ergötzlich, all die Fackeln galoppierend durch den hochstämmigen Weg im Wald. Das Wäldchen war mit bunten Lampen erleuchtet. Ach, wie schön war's! – Und dazu lächelten die unendlichen Sterne. – Der Moritz empfing uns; ich sagte: „Ach, wie schön ist's hier!" – „Ja? – gefällt Dir's? – Du bist auch schön!" – Und so

ging er wieder. — Ach, ich war so vergnügt — ich mußte lächeln mit mir, — es weckte mich aus dem Traum, als ich tanzen mußte, und der Traum war so schmeichelig selbstvergessen — mitten im Getümmel ein Wonnegrab. Da kamen die Grabesschauer mir nachgeflogen und weckten Gedankenseelen, in der Brust begraben, die gaukelten über mir im Blauen, und der Tag heut spiegelt die Nacht und die Nacht wieder den Tag; die ist so hellglänzend, daß die Sterne erblassen, und der Tag so schattig, so kühl, daß die Sonne nichts vermag. — Beim Nachtessen kam der Moritz; wir saßen an kleinen Tischen, ich am allerletzten mit der Pauline Chameau und Willig. Der Moritz setzte sich neben mich; er fragte: „Wer hat heut Ihre Toilette besorgt, so einfach, so originell! — die blaue Schärpe! was bedeuten die blauen Bänder? — und der graue Kranz! — wer hat den aschgrauen Kranz besorgt?“ — Ich sagte: „Der Widerhall.“ — „Gris de cendre, joyeux et tendre, so muß denn der Widerhall freudiger Zärtlichkeit an Ihr Ohr geschlagen haben?“ — Er ging. — So ein Liebesgespräch, mitten an offener Tafel, von keinem verstanden, nur von mir, so leicht, so luftig — wie nimmst Du's? — Ist's nicht Blütenstaub, vom lauen Westwind Dir ins Gesicht geweht! — Ja, alles müssen wir der Natur vergleichen, was voll heiteren Entzückens uns durchdringt, nichts anders kann's aussprechen noch wiedergeben im Bild. Will ich mir von jenen Worten die Regung im Herzen lebhaft wieder in die Sinne rufen, so muß ich doch an Blütenbäume

denken, die ihre Geschenke dem Morgenwind auf die Flügel laden für mich, und dann schauert's mich so frühlingsmäßig, wenn ich das denke. – Als wir alle wegfuhren, die Schwägerinnen im Stadtwagen zuerst, und ich ins hohe, luftige Gig vom George, da ließ der Moritz seinen Mantel holen, mir auf die Füße zu werfen, weil's kühl sei; er fragte, ob ich froh gewesen sei? – „Ja!" sagte ich, „alles war schön und stimmte ineinander, der Rasenteppich und die bunten Lichter und die Sterne am Himmel, rauschende Bäume und die Musik der Geigen und Flöten, und auch die der süßen Reden." – Er drückte mich an sich und sagte: „Du warst die Königin vom Fest, Dir hab ich die Lichter angezündet und die Flöten rufen lassen; es schmeichelt mir unendlich, daß Du Gefallen hattest dran, und schenk mir was zum Lohn und zur Erinnerung der schönen Nacht." – „Ich hab nichts. Was soll ich Ihnen geben?" – „Der Kranz steht Dir zu gut, den will ich nicht; gib mir die blaue Schärpe, ich will sie heut nacht um den Hals schlingen." Ich gab sie ihm; – er hob mich ins Gig, warf mir seinen Mantel über, vier Reiter jagten mit Fackeln durch den Wald. Wie war mir's doch? Ein Zauber – so schnell die Schatten der Bäume – im Flammenschein verschwindend, – und wieder da gleich im stillen Nachthimmel; ich freute mich – es dauerte so eine Weile, daß die Sterne mit den Fackeln um die Wette mich auffingen, und als wir vor den Wald kamen, da war der Mond aufgegangen. Da waren die Reiter ebenso schnell wieder in den

Wald zurück und jagten wie die Pfeile; ich sah ihnen nach, mein Blick war ganz trunken vom Flammenwind, der da durchbrauste. Schreib dies ins Herz, sagt ich mir heimlich, das ist dein Leben. Wie ein fliegender Feuerdrache ist Dein Geist; er leuchtet die heilige Natur an, ihre dunklen Räume; mit heißer, durstiger Zunge leckt er an ihr hinauf, aber versehrt sie nicht. – Der Drache ist nicht wild und giftig, nein! zahm und sanft auch; er schwingt sich in zärtlicher Unruh im Kreis und strömt seine Feuer in sanften Laven in die Bäche am Weg, und sein glühender Atem erlischt in den Nachtnebeln. Ja, der Drache ist zärtlich und liebend auch, nicht giftig und tötend; nur will ihn keiner verstehn, und alle fürchten sich vor ihm, aber nicht Du, meine Günderode, Du scheust den Drachen nicht, Du kosest ihm und legst seinen Flammenrachen zärtlich in Deinen Schoß. – Jetzt war ich aufgewacht aus meinen Träumen; ich nahm dem Reitknecht an meiner Seite die Zügel und jagte durch die breite Ebene, ganz im Mondlicht schwimmend. – Ach, wie lustig! – allerlei Glücksempfindung! – Mit Dir hab ich den Pindar gelesen, Du hast auf Deinen Lippen die Begeistrung aufgefangen und mir auf die Seele geträufelt. Wenn der Sänger mit sausenden Schwingen dahinflog, an uns vorüber! – Weißt Du's noch? – „Dahin raste der heißbrausende Hymnensturm Latonens Sohn zum Preis!" – Weißt Du's, Günderode, noch? – Das Licht war ausgebrannt, Du lagst auf dem Bett, die Seele voll Klang, und wiederholtest die Verse in festerprägenden

Rhythmen, wo ich das Versmaß sinken ließ, und bei der Nachtlampe las ich weiter:

Hört mich, ihr Söhne stolzer Helden und der Götter! –
Denn ich verkünde diesem meergepeitschten Land,
Einst werde Epaphus Tochter eine Städtewurzel pflanzen
Auf des Hammoniers Boden, den Sterblichen zur Wonne,
Die kurzbefiederten Delphine vertauschen alsdann
Mit schnellen Rossen werden sie, die Ruder mit Zügeln, –
Und jagen auf sturmfüßigen Wagen dahin.

Ich nahm diese letzten Zeilen zwischen die Lippen von Zeit zu Zeit und stieß sie im Gesang hinausrufend in die weit schlafende, einsame Weite, und der Mond eilte mit hinter leichtem Gewölk hervor. „Hörst Du auch wieder die alten Hymnen, Latone, Deinen Söhnen gesungen," rief ich. – Und so füllten sich allmählich meine Sinne und rauschten auf, als seien sie von einem Harfenrührer erschüttert mit goldnem Plektron und jugendbrausendem Mut. – Glückliche Nacht, wo die Gedanken wie Blüten im Südwind sich auftun, fröhlicher Hoffnung voll, – und ein Gefühl heitern Geschickes wie glänzende Strahlen aus den feurigen Blitzen sich ergießt, die der Drache in die kühlen Mondlüfte spie!

So kamen wir nach Offenbach; ich wendete links ab, statt in die Domstraße zu fahren; der Reitknecht wollt mir in die Zügel greifen, weil ich den Weg verfehle; ich wehrte ihm, und so fuhr ich rasch am Boskett vorüber, wo die Pappeln so anmutig sich neigten, so schüchtern rauschten, als wollten sie mich grüßen. Ich lenkte in den engen Weg nach des Gärtners Haus, ich hatte gesagt um halb zwölf Uhr, es war drei Uhr in

der Nacht, der Tag war im Aufwachen; der Gärtner stand vor seiner Tür und nahm die Mütze ab, als er mich kommen hörte. „Guten Morgen," sagte ich, „heut werd ich nicht in den Garten kommen, ich will ausschlafen; da ist Euer Kranz," und lenkte wieder um, voll Vergnügen, daß ich's durchgeführt hatt mit dem Kranz, denn ich war unterwegs voll Zweifel, ob ich's tun solle oder nicht. – Dem Moritz den Gürtel, dem Gärtner den Kranz, sagte ich mir immer; aber eine innere Stimme sagte mir, warum soll der Gärtner den Kranz entbehren; er gehört doch sein, und er war ihm früher versprochen. Und dann fühlt ich, wie weh es ihm tun werde, wenn ich mein Versprechen nicht halten würde, und wie das ohne Lüge nicht abgehen könne; ich müsse ihm sagen, der Kranz sei verloren oder zerrissen, und das wär eine doppelte Unachtsamkeit und müsse ihn doppelt verletzen; nein, ich mußt ihn ihm geben. Meine Seele war ordentlich leicht, als er hingeworfen war und er ihn mit der Hand auffing; er errötete so freundlich, grad mit der Morgenröte, die aufstieg. – Dem Moritz den Gürtel, ihm den Kranz! Ja, beiden gehört's. – Denn beide sind freundlich gesandt vom Dichtergenius, der in der lautlosen Stille, wenn's von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, mir durchs Labyrinth der Brust schweifet in die Nacht. –

So hab ich geschlafen bis Mittag; da brachten sie mir einen Strauß, der war mir aus dem Boskett geschickt worden. – Hör nur, was das für ein Strauß war und wie witzig der Gärtner

ist; und wie gebunden, und was das bedeuten mag. – In der Mitte eine Moosrosenknospe, da herum Vergißmeinnicht und Heidekraut, die einen Kranz bilden; dann rund herum höher herauf Wachholderzweige und Nesseln; die schirmt wieder allerlei Dornwerk und Laub, was höher steigt, so zierlich gebunden wie ein Kelch, in dessen tiefster Mitte die Moosrose glüht. Das lese ich so: Die Moosrose ist mein Geschenk, der Kranz; das Heidekraut, was die Rose schirmt, das ist der bescheidne Gärtner, eine Blume, wie sie unzählig sich auf dem Feld ausbreitet, die Vergißmeinnicht, das ist das ewige Andenken. Er wird's nimmer vergessen, daß ich ihm den Kranz geschenkt hab; der Wachholder ist der schlichte Weihrauch, den er meiner Gabe als Opferrauch duftet; die Nesseln bedeuten, daß es ihm im Herzen brennt und schmerzt; das Dornwerk und das Laub, was rundum in Kelchform aufsteigt, die Rose zu verbergen, die sagen, daß es in seinem Herzen soll geheim bleiben, und daß er es im Herzenskelch vor aller Augen still bewahren wolle.

Von Frankfurt hab ich Abschied genommen, wie ein Has übers beschneite Feld jagt; man sieht kaum seine Pfötchen im Schnee, und es war auch kein Jäger da, der mich gern geschossen hätt. Beim Primas war ich sehr lustig auf der Fastenmahlzeit; wie ich Abschied nahm, sagte er: „Ich freu mich auf Ihre Wiederkunft," und nahm mich bei der Hand und begleitete mich durchs Vorzimmer. In Offenbach hab ich alles mit der Großmutter besprochen, aber in den Garten, der nicht

mehr rauſcht, konnt ich nicht geben, um Abſchied zu nehmen, ſo gern ich gewollt hätt, und lieber, als von allen andern, denn ich war vertrauter mit ihm; dann war ich auch beim Gärtner und fragte, ob er meine Bäume ins Winterquartier wollt nehmen, und wenn Du aus dem Rheingau kämſt, ſo würdeſt Du den Kanarienvogel abholen. Er fragte, ob ich den nicht bei ihm wollt laſſen; ich verſprach ihm, daß, wenn Du einwilligſt, ſo darf er ihn behalten. Und einer kleinen Koketterie machte ich mich aufs pläſierlichſte ſchuldig: ich nahm den Vogel aus dem Käfig, küßt ihn auf ſein klein Schnäbelchen und ſagt: „Adieu, lieber Gärtner.“ Als ich zur Großmutter zurückkam, war's ſchon bald Nacht, die Meline und Tonie wollten zurückfahren; ich bat ſie, noch eine Viertelſtund zu bleiben, und wie es ſchon ganz Nacht war, da hab ich mich doch in den Garten geſchlichen und hab die Augen zugemacht, bis ich an den Pappeln war, und hab ſie alle getröſt mit Worten; denn ich dacht, wer weiß, wie mir's geht, ob ich nicht auch einmal ſo troſtlos daſteh. Sollt ſich da mein Freund vor mir ſcheuen, weil's ihm zu traurig iſt? –

Die Marburger Studenten

Heut morgen bin ich aus dem Bett gesprungen, um das Eis mit meinem Hauch zu schmelzen. Um halb acht kamen Studenten den Berg heraufgejubelt; es war noch dämmerig und der Nebel so dicht, daß sie wie Schatten bloß durchschimmerten. Die Meline und ich sehen jeden Morgen mit großem Gaudium, wie sie zu unserm Professor Weiß ins Kolleg marschieren; – sie können uns nicht sehen, denn unsre Fenster sind hart gefroren; wir steigen auf den Tisch und hauchen an der obersten Scheibe ein Löchelchen ins Eis, wo gerad ein Aug durchsehen kann. Ein jeder hat ein verschiednes Abzeichen, treiben sich immer eine Viertelstunde herum, bis sie im Gang nach dem Kolleg verschwinden, den der Professor Weiß präzis acht Uhr aufschließt; indessen treiben sie lauter Übermut. Wir dachten schon, daß sie vielleicht uns zu Ehren die großen Sätze machen von einer Trepp zur andern, einer über des andern Kopf weg; sie können uns zwar nicht sehen, weil

die Fenster verhängt sind und jetzt auch gefroren, so leuchten ihnen doch unsre grünen Vorhänge ganz mystisch in die Augen. Uns macht's tausend Spaß; die Liebschaft mit dem ganzen Kolleg ist im besten Gang; wir haben sie geteilt. Die Meline sagt: „Der ist mein," und ich: „Der ist mein." So haben wir zwei Regimenter, und ihre Balgereien werden mit großer Freude und Triumph belacht. Jede Partei hat einen Hauptmann; der eine mit der roten Mütze, die er nie auf dem Kopf hat, sondern immer auf einem dicken Stock (der Student nennt ihn „Ziegenhainer") herumschwenkt, ist meiner, er ist immer der erste auf dem Platz. Die andern versammeln sich um ihn und hören zu, was er sagt; er mag wohl das Haupt einer Burschenschaft sein. Er ist so jung und schön, er ist der größte von allen; wenn er den Mund auftut, kommt eine große Dunstwolke heraus, die setzt sich gleich als Reif an seinen kleinen Bart, mit dem er sehr groß tut, denn er zieht ihn alle Augenblick durch die Finger. Wir nennen ihn den Blonden, er hat braunes Haar, er hat aber ein so blond-sonnig Gesicht, das mit seinen roten Backen so freundlich durch den Morgennebel lacht, und dann hat er auch einen hellen Rock. Der Meline ihrer heißt der Braune, der ist ganz blond, aber er hat einen braunen Rock; dieser trägt eine blaue Mütze mit einer Quaste, die ihm auf der Nase herumspielt. Er sitzt gelassen auf der Mauer und sieht zu, wenn die andern sich mit Schneeballen werfen, ringen, übereinander wegspringen, dazu ringelt er sich seine blonde,

strahlende Phöbuslocken über die Finger. Ich beneid ihn oft der Meline und wollt ihn mit einem Ansehnlichen aus meinem Regiment umtauschen, aber sie will ihn nur gegen meinen General, den Blonden, herausgeben; das will ich nicht.

Der Engländer

Vorgestern waren wir im „Egmont“; sie riefen alle: „Herrlich!“ Wir gingen noch nach dem Schauspiel unter den mondbeschienenen Linden auf und ab, wie es Frankfurter Sitte ist, da hört ich tausendfachen Widerhall. – Der kleine Dalberg war mit uns; er hatte Deine Mutter im Schauspiel gesehen und verlangte, ich solle ihn zu ihr bringen. Sie war eben im Begriff, Nachttoilette zu machen, da sie aber hörte, er komme vom Primas, so ließ sie ihn ein; sie war schon in der weißen Negligéjacke, aber sie hatte ihren Kopfputz noch auf. Der liebenswürdige, feine Dalberg sagte ihr, sein Onkel habe von oben herüber ihre freudeglänzenden Augen gesehen während der Vorstellung, und er wünsche sie vor seiner Abreise noch zu sprechen, und möchte sie doch am andern Tag bei ihm zu Mittag essen. Die Mutter war sehr geputzt bei diesem Diner, das mit allerlei Fürstlichkeiten und sonst merkwürdigen Personen besetzt war, denen zulieb die Mutter wahrscheinlich invitiert war; denn alle drängten sich an sie heran, um sie zu sehen und mit ihr zu sprechen. Sie war sehr heiter und beredsam, und nur von mir suchte sie sich zu entfernen. Sie sagte mir nachher, sie habe Angst gehabt, ich möge sie in Verlegenheit bringen; ich

glaube aber, sie hat mir einen Streich gespielt, denn der Primas sagte mir sehr wunderliche Sachen über Dich, und daß Deine Mutter ihm gesagt habe, ich habe einen erhabenen ästhetischen Sinn. Da nahm er einen schönen Engländer bei der Hand, einen Schwager des Lord Nelson, und sagte: „Dieser feine Mann mit der Habichtsnase, der soll Sie zu Tisch führen; er ist der schönste von der ganzen Gesellschaft; nehmen Sie vorlieb.“ Der Engländer lächelte; er verstand aber nichts davon. Bei Tisch wechselte er mein Glas, aus dem ich getrunken hatte, und bat mich um Erlaubnis, daraus zu trinken, der Wein würde ihm sonst nicht schmecken; das ließ ich geschehen, und alle Weine, die ihm vorgesetzt wurden, die goß er in dies Glas und trank sie mit begeisterten Blicken aus. Es war eine wunderliche Tischunterhaltung; bald rückte er seinen Fuß dicht an den meinigen und fragte mich, was meine liebste Unterhaltung sei; ich sagte: „Ich tanze lieber als ich gehe und fliege lieber als ich tanze,“ und dabei zog ich meinen Fuß zurück. Ich hatte meinen kleinen Strauß, den ich vorgesteckt hatte, ins Wasserglas gestellt, damit er nicht so bald welken solle, um ihn nach Tisch wieder vorzustecken. Er frug: „Will you give me this?“ Ich nickte ihm, er nahm ihn, daran zu riechen, und küßte ihn; er steckte ihn in den Busen und knöpfte die Weste drüber zu und seufzte, und da sah er, daß ich rot ward. – Sein Gesicht übergoß sich mit einem Schmelz von Freundlichkeit; er wendete es zu mir, ohne die Augen auf-

zuschlagen, als wolle er mich auffordern, seine wohlgefällige Bildung zu beachten; sein Fuß suchte wieder den meinen, und mit leiser Stimme sagte er: „Be good, fine girl.“ – Ich konnte ihm nicht unfreundlich sein, und doch wollte ich gern meine Ehre retten. Da zog ich das eine End meines langen Gürtels um sein Bein und band es geschickt an dem Tischbein fest, ganz heimlich, daß es niemand sah; er ließ es geschehen. Ich sagte: „Be good, fine boy.“ – Und nun waren wir voll Scherz und Witz bis zum End der Tafel, und es war wirklich eine zärtliche Lust zwischen uns, und ich ließ ihn sehr gern meine Hand an sein Herz ziehen, wie er sie küßte.

Der Primas hat mich auch einladen lassen, wie er hörte, daß ich von Weimar komme; ich sollte ihm von Dir erzählen. Da hab ich ihm allerlei gesagt, was ihm Freude machen konnte. Dein Mädchen hatte sich geputzt; es wollte Dir Ehre machen. Ja, ich wollte schön sein, weil ich Dich liebe, und weil es die Leute wissen, daß Du mir gut bist. Ein rosa Atlaskleid mit schwarzen Samtärmeln und schwarzem Bruststück, und ein schöner Strauß duftete an meinem Herzen, und goldne Spangen hielten meine schwarzen Locken zurück. Du hast mich noch nie geputzt gesehen; ich kann Dir sagen, mein Spiegel ist freundlich bei solcher Gelegenheit, und das macht mich sehr vergnügt, so daß ich geputzt immer sehr lustig bin. Der Primas fand mich auch hübsch und nannte die Farben meines Kleides préjugé vaincu. „Nein,“ sagte ich, „Marlborough s'en va-t-en guerre,

qui sait quand il reviendra." – „Le voilá de retour," sagte er und zog meinen Engländer hervor, der vor drei Wochen mit mir bei ihm zu Mittag gegessen hatte. Nun mußte ich wieder neben ihm sitzen beim Souper, und er sagte mir auch englisch allerlei Zärtlichkeiten, die ich nicht verstehen wollte, und worauf ich ihm verkehrte Antworten gab. So war ich sehr lustig. Wie ich spät nach Hause kam, da duftete mein Schlafzimmer von Wohlgeruch, und da war eine hohe Blume, die diesen Duft ausströmte, die ich noch nie gesehen hatte, eine Königin der Nacht; ein fremder Bedienter, der nicht deutsch sprechen konnte, hatte sie für mich gebracht. Das war also ein freundliches Geschenk vom Engländer, der in dieser Nacht noch abgereist war. Ich stand vor meiner Blume allein und beleuchtete sie, und ihr Duft schien mir wie ein Tempelduft. – Der Engländer hat's verstanden, mir zu gefallen.

Unter Freundinnen

Der Arnim kam zu uns ins Stift und fragte, ob man bei dem herrlichen Abend nicht wolle hinaus nach der grünen Burg; so wanderten wir bei Abendschein die stillen Feldwege. Ich lief immer voraus, wendete um und sah die beiden, vom untergehenden Tag mit einem Nymbus umfangen, schreiten, mehr schweben – optische Wirkung des Lichtes, das seinen Sonnenharnisch abgelegt hatte! – Das Licht, wenn es nicht thront, ist mild, einfach, bescheiden, kindlich und wohl gar wie ein Kind zum Spielen geneigt. – So auch der Weltherrscher; im Sonnenfeuer seiner Macht durchglüht er alles mit Geistesfeuer, ihm muß werden, was seines Willens ist; aber wenn er sich entkleidet dieser Gewalt, ist er wie ein Kind! – Der Arnim sieht doch königlich aus! Die Günderode auch. Der Arnim ist nicht in der Welt zum zweitenmal, die Günderode auch nicht. Die beiden gehen da nebeneinander an diesem schönen, heitern Abend. Aber dort kommt ein Gewitter! Die Winde kehren vor uns den Weg; wir müssen eilen! Wir fangen an zu traben, wir wollen eben in Galopp uns setzen, ergießt das schwarze Gewölk sich über uns; unten blitzt es, die Donner schlagen ihre Wirbel. Wir erreichen einen dichtlaubigen Kastanienbaum; die Regen-

flut läuft an seinen breiten, hängenden Ästen hinab; dicht am Stamm ist's trocken. Der Arnim breitet seinen grünen Mantel um uns; die Günderode hat mit dem Kragen den Kopf geschützt; ich konnte es aber nicht drunter aushalten, ich mußte sehen, was am Himmel passiert. Da zogen die Regenschichten nacheinander vorüber, es war ein Gewühl. Ganz so stell ich mir das Wetter vor unter der Erde, wenn da ein Postament von Wolken wär, auf dem sie thronte. – Kurz, es war entweder das unterste Naturgestell, was mit dem Gewand ihrer Farben und Schönheitsschmelz verdeckt ist, und sie hatte dies ein bißchen zu hoch geschürzt, oder es war die Kehrseite der Kulissen, hinter die man wirft, was nicht soll an den Tag kommen. Aber Nacht und Dunkel kommt ja auch an den Tag; um so heller der leuchtet, um so dunkler sie uns droht. – Ein Weilchen gefiel mir dies böse Abenteuer. Arnims wunderschöne Jugendnähe elektrisierte mich; ich opponierte dem Gewitter mit allerlei vom Zaun gebrochner Philosophie, die nicht Hand und Füße hatte und nasse Flügel, die ließ sie hängen. – Wir gingen weiter; jetzt, wo der Wind die Wolken ins Gebet nahm, rissen sie aus. Die Günderode wurde ins Bett gesteckt; wir sollten die Nacht dableiben. Wer war froher wie ich. Eine schöne Sommernacht unter einem Dach mit dem Arnim, mit Günderödchen durchplaudert; – doch haben wir uns gezankt. Wir stiegen die Leiter der Begeistrung hinan in unserm Nachtgespräch, eins überhüpfte das andere, oben zankten wir einander, daß wir

nicht in ihn verliebt seien; dann zankten wir einander, daß wir kein Vertrauen hätten, und wollten's nicht gestehen, daß wir ihn doch liebten. Dann rechtfertigten wir uns, daß wir es nicht täten, weil jede geglaubt hatte, daß die andre ihn liebe; dann versöhnten wir uns, dann wollten wir großmütig einander ihn abtreten, dann zankten wir wieder, daß jede aus Großmut so eigensinnig war, ihn nicht haben zu wollen. Es schien Ernst zu werden, denn ich sprang auf und wollte mein Bett von dem ihrigen wegrücken aus lauter Zorn, daß sie den Arnim nicht wollte. Auf einmal hörten wir husten und sich tief räuspern. Ach, der Arnim war durch eine dünne Wand nur von uns geschieden; er konnte deutlich alles vernehmen. Er mußte es gehört haben; ich sprang ins Bett und deckte mich bis über die Ohren zu. Uns klopfte das Herz wohl eine halbe Stunde, keins muckste mehr die ganze Nacht. – Am andern Morgen früh um sechs Uhr sah ich zum Fenster hinaus den Arnim schon unter den Linden spazieren gehen. Jetzt wollten wir doch probieren, ob er uns gehört könne haben. Ich ging ins Nebenzimmer, die Günderode sprach ungefähr dasselbe und ebenso laut wie am Abend. Ich legte mein Ohr an die Wand und hörte teilweis, aber nicht alles; als ich aber sah, daß sein Bett grade an der Tür stand und das Schlüsselloch mit dem Kopfkissen auf gleicher Höhe stand, und daß man da alles deutlich hören konnte – wie zwei marode Schiffer, die eben gescheitert sind an der Sandbank, die sie so lange ängstlich umschifft hatten

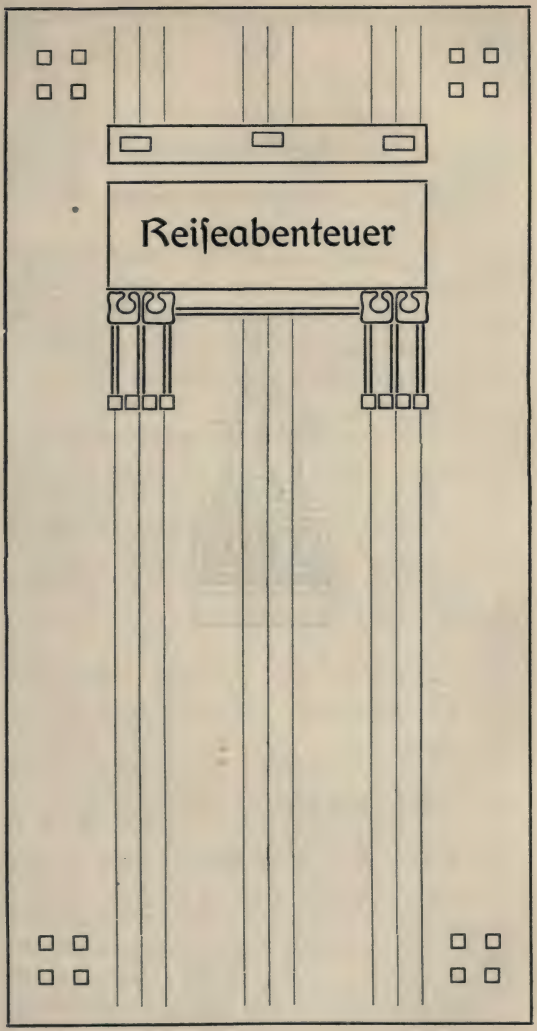
guckten wir uns an. Wir mußten zum Frühstück! — Wir setzten uns mit dem Rücken gegen die Tür, um ihn nicht gleich sehen zu müssen. Was half der eine Augenblick; wir mußten ihm ja doch die Sträußchen abnehmen, die er eben aus dem Feld mitbrachte: Vergißmeinnicht! — Ach, nun war's gewiß, daß er's gehört hatte. Ach, Clemente, es war recht wunderlich! — Das war gewiß so ein Gefühl, was man Verlegenheit nennt! — Ich nahm die Gitarre von Gunda und sang: „Das schmerzt mich sehr, das kränket mich, daß ich nicht genug kann lieben Dich." Der Arnim gab mir seinen Handschuh und bat, den zerrissenen Daumen zu flicken. — Ich hab's getan, Clemente! Ach, aller Anfang ist schwer; der Handschuh duftete so fein, so vornehm. — Ein grauer Handschuh von Gemsleder, ich habe ihn mit Hexenstichen benäht; er zog ihn gleich an, den linken Handschuh aber ließ er liegen und promenierte mit seinem Stock neben uns. Ich warf seinen vergessnen Handschuh unter den Tisch. Ich dachte: da mag er liegen; wenn er ihn zurückläßt, dann heb ich ihn zum Andenken auf, denn er geht ja morgen fort. „Wird nicht wieder kommen, wird nicht wiederkommen, das tut mir weh." — Ich hab ihm dieses alte Volkslied vorgesungen; es hat ihm sehr gefallen. —

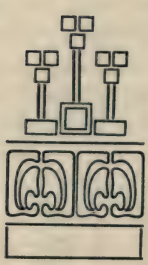
Der Arnim ist fort! — Er hat den Handschuh zurückgelassen. Gestern nahm er Abschied und gestern leuchteten noch die Sterne uns beim Heimgehen; er suchte einen Stern aus, den wir alle drei wollten sehen, wenn wir aus der Ferne an-

einander dächten. Ach Gott, ich hab den Stern vergessen; er hat's so deutlich expliziert, und nun kaum war er fort, wußt ich's nicht mehr. Ich fragte die Günderode, denn die ist sternkundig, aber die neckt mich und nimmt dies als einen Beweis, daß ich gewiß in ihn verliebt sei! Es ist aber doch nur, weil mir's so leid tut, daß er vielleicht treu und redlich seinen mit uns ausgemachten Stern ansieht, in der Meinung, wir gucken auch, und nun gucken wir beide wie die Hahlgänse daneben! –

Der Tiroler

Am andern Morgen ging die Toni zum Tiroler, und ich ging mit, um mir sein Antlitz einzuprägen. Ich dachte, wenn man sich was tief in die Seel schreibt, so blüht's am End mit einem auf, und weil die Toni Handschuh aussuchte, setzte sich ein Schmetterling, der vom Main herübergeflogen kam, auf den Strauß an seinem Hut. „Ach, guck den Schmetterling, den haben die Blumen an Deinem Hut herbeigelockt!" – Der Tiroler fragte: „Was ist das für ein Ding, ein Schmetterling?" und sieht ihn fliegen und ruft: „Ei was, das ist ja ein Pfeilmuter und kein Schmetterling; du bist ein Schmetterling!" und kriegt mich um den Hals und küßt mich auf den Mund. Die Toni macht ein bös Gesicht und kauft gleich keine Handschuh mehr bei ihm und geht fort. „Na," ruft er ihr nach, „nehm Sie's nit übel, das Madel nimmt's ja auch nit übel auf," und die Toni mußt lachen und die Handschuh kaufen. Die Geschicht wollt ich als immer aufschreiben, weil sie mir gefällt, aber zu einem Buch paßt sie nicht, denn sie ist ja gleich aus, und was soll dann weiter passieren? –


Reiſeabenteuer



Abenteuer am Rhein

Gestern Abend ging ich noch spät an den Rhein; ich wagte mich auf einen schmalen Damm, der mitten in den Fluß führt, an dessen Spitze von Wellen umbrauste Felsklippen hervorragen. Ich erreichte mit einigen gewagten Sprüngen den allervordersten, der gerade so viel Raum bietet, um trocknen Fußes drauf zu stehen. Die Nebel umtanzten mich; Heere von Raben flogen über mir; sie drehten sich im Kreis, als wollten sie sich aus der Luft herablassen; ich wehrte mich dagegen mit einem Tuche, das ich über meinem Kopf schwenkte, aber ich wagte nicht über mich zu sehen, aus Furcht, ins Wasser zu fallen. Wie ich umkehren wollte, da war guter Rat teuer; ich konnte kaum begreifen, wie ich hingekommen war. Es fuhr ein kleiner Seelenverkäufer vorüber, dem winkte ich, mich mitzunehmen. Der Schiffer wollte zu der weißen Gestalt, die er trocknen Fußes mitten auf dem Flusse stehen sah, und die die Raben für ihre Beute erklärten, kein Zutrauen fassen. Endlich lernte er begreifen, wie ich dahin gekommen war, und nahm mich an Bord seines Dreibords. Da lag ich auf schmalem Brett, Himmel und Sterne über mir; wir fuhren noch eine halbe Stunde abwärts bis wo seine Netze am Ufer hingen. Wir konnten von weitem

sehen, wie die Leute bei hellem Feuer Teer kochten und ihr Fahrzeug anstrichen.

Wie leidenschaftslos wird man, wenn man so frei und einsam sich befindet, wie ich im Kahn; wie ergießt sich Ruh durch alle Glieder, sie ertränkt einen mit sich selbsten, sie trägt die Seele so still und sanft wie der Rhein mein kleines Fahrzeug, unter dem man auch nicht eine Welle plätschern hörte. Da sehnte ich mich nicht wie sonst, meine Gedanken vor Dir auszusprechen, daß sie gleich den Wellen an der Brandung anschlagen und belebter weiter strömen. Ich seufzte nicht nach jenen Regungen im Innern, von denen ich wohl weiß, daß sie Geheimnisse wecken und dem glühenden Jugendgeist Werkstätte und Tempel öffnen. Mein Schiffer mit der roten Mütze, in Hemdsärmeln, hatte sein Pfeifchen angezündt; ich sagte: „Herr Schiffskapitän, Ihr seht ja aus, als hätt die Sonn Euch zum Harnisch ausglühen wollen." – „Ja," sagte er, „jetzt sitz ich im Kühlen; aber ich fahre nun schon vier Jahre alle Reisenden bei Bingen über den Rhein, und da ist keiner so weit hergekommen wie ich. Ich war in Indien; da sah ich ganz anders aus, da wuchsen mir die Haare so lang – und war in Spanien, da ist die Hitze nicht so bequem, und ich hab Strapazen ausgestanden. Da fielen mir die Haare aus, und ich kriegte einen schwarzen Krauskopf. – Und hier am Rhein wird's wieder anders: da wird mein Kopf gar weiß. In der Fremde hatt ich Not und Arbeit, wie es ein Mensch kaum erträgt, und wenn ich Zeit hatte, konnte ich vierundzwanzig

Stunden hintereinander schlafen – da mocht es regnen und blitzen – unter freiem Himmel. Hier schlaf ich nachts keine Stunde; wer's einmal geschmeckt hat auf offener See, dem kann's nicht gefallen, hier alle Polen und rothaarige Holländer über die Gosse zu fahren, – und sollt ich den ganzen Rhein hinunterschwimmen auf meinen dünnen Rippen, so muß ich fort aus einem Ort, wo's nichts zu lachen gibt und nichts zu seufzen." – „Ei, wo möchtet Ihr denn hin?" – „Da, wo ich am meisten ausgestanden habe, das war in Spanien; – da möcht ich wieder sein, und wenn's noch einmal so hart herging!" – „Was hat Euch denn da so glücklich gemacht?" – Er lachte und schwieg, – wir landeten. Ich bestellte ihn zu mir, daß er sich ein Trinkgeld bei mir hole, weil ich nichts bei mir hatte; er wollte aber nichts nehmen. Im Nachhausegehen überlegte ich, wie mein Glück ganz von Dir ausgeht; wenn Du nicht wärst im langweiligsten Deutschland, so möcht ich wahrhaftig auch auf meinen dünnen Rippen den unendlichen Rhein hinabschwimmen.

Das Eichhörnchen und die Schwimmtour im Main

Ich habe das Eichhörnchen, was Sie mir mitgab, im großen Eichenwald ins Freie gesetzt, es war Zeit. – Die fünf Meilen, die es im Wagen fuhr, hat es großen Schaden gemacht, und im Wirtshaus hat es über Nacht dem Bürgermeister die Pantoffel zerfressen. Ich weiß gar nicht, wie Sie es gemacht hat, daß es Ihr nicht alle Gläser umgeworfen, alle Möbel angenagt und alle Hauben und Tocken beschmutzt hat. Mich hat's gebissen, aber im Andenken an den schönen, stolzen Franzosen, der es auf seinem Helm vom südlichen Frankreich bis Frankfurt in Ihr Haus gebracht hat, hab ich ihm verzieben. Im Wald setzte ich's auf die Erde; wie ich wegging, sprang es wieder auf meine Schulter und wollte von der Freiheit nichts profitieren, und ich hätt's gern wieder mitgenommen, weil mich's lieber hatte als die schönen grünen Eichbäume. Wie ich aber in den Wagen kam, machten die andern so großen Lärm und schimpften so sehr auf unsern lieben Stubenkameraden, daß ich's in den Wald tragen mußte. Ich ließ dafür auch lange warten; ich suchte mir den schönsten Eichbaum im ganzen Walde und kletterte hinauf. Da oben ließ ich's aus seinem Beutel – es sprang gleich lustig von Ast zu Ast und machte sich an die Eicheln; unterdessen kletterte

ich herunter. Wie ich unten ankam, hatte ich die Richtung nach dem Wagen verloren, und obschon ich nach mir rufen hörte, konnte ich gar nicht unterscheiden, wo die Stimmen herkamen. Ich blieb stehen, bis sie herbeikamen, um mich zu holen; sie zankten alle auf mich; ich schwieg still, legte mich im Wagen auf drei Selterskrüge unten am Boden und schlief einen herrlichen Schlaf bis bei Mondschein, wo der Wagen umfiel, ganz sanft, daß niemand beschädigt ward. Eine nußbraune Kammerjungfer flog vom Bock und legte sich am flachen Mainufer in romantischer Unordnung grade vor das Mondantlitz in Ohnmacht. Zwei Schachteln mit Blonden und Bändern flogen etwas weiter und schwammen ganz anständig den Main hinab. Ich lief nach, immer im Wasser, das jetzt bei der großen Hitze sehr flach ist. Alles rief mir nach, ob ich toll sei – ich hörte nicht und ich glaub, ich wär in Frankfurt wieder mitsamt den Schachteln angeschwommen, wenn nicht ein Nachen hervorgeragt hätte, an dem sie Halt machten. Ich packte sie unter beide Arme und spazierte in den klaren Wellen wieder zurück. Der Bruder Franz sagte: „Du bist unsinnig, Mädchen," und wollte mit seiner sanften Stimme immer zanken; ich zog die nassen Kleider aus, wurde in einen weichen Mantel gewickelt und in den zugemachten Wagen gepackt.

In Aschaffenburg legte man mich mit Gewalt ins Bett und kochte mir Kamillentee. Um ihn nicht zu trinken, tat ich, als ob ich fest schlafe. Da wurde von meinen Verdiensten verhandelt,

wie ich doch gar ein zu gutes Herz habe, daß ich voll Gefälligkeit sei und mich selber nie bedenke, wie ich gleich den Schachteln nachgeschwommen, und wenn ich die nicht wiedergefischt hätte, so würde man morgen nicht haben mit der Toilette fertig werden können, um beim Fürst Primas zu Mittag zu essen. Ach! sie wußten nicht, was ich wußte – daß nämlich unter dem Wust von falschen Locken, von goldnen Kämmen, Blonden, in rotsamtner Tasche ein Schatz verborgen war, um den ich beide Schachteln ins Wasser geworfen haben würde mit allem, was mein und nicht mein gehörte, und daß, wenn diese nicht drin gewesen wär, so würde ich mich über die Rückfahrt der Schachteln gefreut haben. In dieser Tasche liegt verborgen ein Veilchenstrauß, den Ihr Herr Sohn in Weimar in Gesellschaft bei Wieland mir heimlich im Vorübergehen zuwarf. – Frau Mutter, damals war ich eifersüchtig auf den Wolfgang und glaubte, die Veilchen seien ihm von Frauenhand geschenkt; er aber sagte: „Kannst Du nicht zufrieden sein, daß ich sie Dir gebe?“ – Ich nahm heimlich seine Hand und zog sie an mein Herz; er trank aus seinem Glas und stellte es vor mich, daß ich auch draus trinken solle. Ich nahm es mit der linken Hand und trank und lachte ihn aus, denn ich wußte, daß er es hier hingestellt hatte, damit ich seine Hand loslassen sollte. Er sagte: „Hast Du solche List, so wirst Du auch wohl mich zu fesseln wissen mein Leben lang.“ Ich sag Ihr, mach Sie sich nicht breit, daß ich Ihr mein heimlichstes Herz vertraue; – ich muß wohl

jemand haben, dem ich's mitteile. Wer ein schön Gesicht hat, der will es im Spiegel sehen. Sie ist der Spiegel meines Glücks, und das ist grade jetzt in seiner schönsten Blüte, und da muß es denn der Spiegel oft in sich aufnehmen. Ich bitt Sie, klatsch Sie Ihrem Herrn Sohn im nächsten Brief, den Sie gleich morgen schreiben kann und nicht erst eine Gelegenheit abzuwarten braucht, daß ich dem Veilchenstrauß in der Schachtel in kühler Mondnacht nachgeschwommen bin, wohl eine Viertelstunde lang – so lang war es aber nicht –, und daß die Wellen mich wie eine Wassergöttin dahingetragen haben; – es waren aber keine Wellen, es war nur seichtes Wasser, das kaum die Schachteln hob, und daß mein Gewand aufgebauscht war um mich her wie ein Ballon. Was sind denn die Reifröcke seiner Jugendliebschaften alle gegen mein daherschwimmendes Gewand; sag Sie doch nicht, Ihr Herr Sohn sei zu gut für mich, um einen Veilchenstrauß solche Lebensgefahr zu laufen! Ich schließ mich an die Epoche der empfindsamen Romane und komme glücklich im Werther an, wo ich denn gleich die Lotte zur Tür hinauswerfen möchte. Ihr Herr Sohn hat einen schlechten Geschmack an dem weißen Kleide mit Rosaschleifen. Ich will gewiß in meinem Leben kein weißes Gewand anziehen; grün, grün sind alle meine Kleider.

Apropos! Guck Sie doch einmal hinter Ihren Ofenschirm, wo Sie immer die schön bemalte Seite gegen die Wand stellt, damit die Sonne ihn nicht ausbleicht; da wird Sie entdecken, daß das Eich-

hörnchen der Ofengöttin großen Schaden getan hat, und daß es ihr das ganze Angesicht blaß gemacht hat. Ich wollt Ihr nichts sagen, weil ich doch das Eichhörnchen gegen Ihren Befehl an den Ofenschirm gebunden hatte, und da fürchtete ich, Sie könnte bös werden. Drum hab ich's Ihr schreiben wollen, damit Sie in meiner Abwesenheit Ihren Zorn kann austoben lassen.

Die wunderliche Roßkur

Wie lang ist's her? – vielleicht sieben, vielleicht acht Jahre – da reiste ich von Frankfurt ab. Es war am Ende November; kalt geworden. Fr. warf mir beim Abschied seine Pelzhandschuh in den Wagen, in dem ich ganz allein saß mit der verzagten Kammerjungfer. Die Nacht hatte sich uns vorgedrängt. Als ich durch die erleuchteten Straßen Hanaus fuhr, hörte ich in der Vorhalle eines großen Gasthauses eine Stimme, von einer Orgel begleitet, singen, so mächtig, so rein, so treu, so ohne Beigabe von gelerntem Beigefühl, so auftönend, so bewußtlos in Tiefe und Höhe steigend, als wär sie der Eichbaum, in dessen Zweigen der Sturmwind seine gewaltigen Fittiche spielend verfängt und so auf- und niederbrausend all seine Instrumente von der Pauke bis zur Pfeife in des Baumes Wogen in Gesang sich auflöst. – Schon indem wir in Hanau einfuhren, hatte ich's ertönen hören. Ich ließ langsam fahren, bald schien die Stimme ferner, bald näher und endlich immer näher; ich ließ vor dem Gasthaus halten. Der Kellner berichtete mir, es sei ein Mädchen, die ihr Brot damit verdiene, in den Gasthäusern zu singen; ich sagte: „Die füllt aber ganz Hanau aus." „Ja," meinte er, „Hanau ist ganz leer, drum ist's so still." „Ist's denn nicht

so still, weil alles lauscht auf die Sängerin?" „O Gott bewahre, man ist's gewohnt und gibt gern einen Groschen, damit die Wände nicht dröhnen und man sein eigen Wort hören kann." – Das war meine Unterhaltung mit dem Kellner; ich ließ langsam weiter fahren und hörte, wie dieser Gesang mit mir sprach. O, was sagte er mir! Ich, die nie eine Liebeserklärung empfangen hatte, wie sehnend bat er mich, zu lieben, ihn zu lieben, der aus diesem Gesang zu mir sprach: „So mächtig, so stolz wie ich bin, lieg ich zu Deinen Füßen, und Du kannst ja nicht anders! – Du mußt – so gewaltig, so weit ausdehnend, so tonumfassend ich bin, – Du mußt durch mich durch, wohin Du auch willst, meine Grenze zieht sich um Dich, und weil ich liebend bin, umdräng ich Dich, so weit ich mich auch dehne. Ich schmelze vor Dir zusammen, beschämt, weil Du mich begreifst, und ich erhebe mich vor Dir, so gewaltig, weil die Liebe zu diesem Deinem Begreifen mich doppelt aufregt; glaub an mich, daß ich Ton alles bin, was die Weisheit der Liebe, ihre Kunst, ihr Genie, ihr Glück Dir lehren kann. – Sieh die Welt, die mich unbegriffen vertönen läßt, was ist sie? Ist sie nicht tot? Wende Dich nicht an sie, in der Du Dich selbst mißverstehst und sündigst. – O, Du hörst mich! – und bist geschaffen für mich, mich zu begreifen; weil Du mich forttragen sollst in Deinem Busen, forttragen zwischen dem Gebraus aller unbegriffenen Tonwellen, soll ich allein in Dir hinübergetragen werden in den Geist, in den Begriff, der Deine Umarmung ist. Das ist

die Liebe, die ich suche und die im Vorüberschreiten Du mir schenkst. – Nein! im Verhallen an Deinem Ohr – ich fühl's – birgst Du mich – im Geist – Dein Geist leitet lieblich die Hochzeitfeier ein – ich verberge mich – ich vertöne – denn ich fühle mich geborgen – in Deinem Busen –."

Und so hatte er mich gefangen, der Ton des Gesangs in dem stillen Hanau, das nicht still war, weil es lauschte – sondern weil es leer war, wie der Kellner mir versicherte. – Ich aber war tief bewegt, von dem Göttlichen so in Anspruch genommen worden zu sein, daß es um mich gefleht hatte demütig, wie der Bettler am Wege; und so war's als wir ins Freie kamen, immer noch Tränen weihend, Gelübde ausseufzend diesem Genius, der im Ton mich erringen wollte. –

Auf holperigem Weg erreichten wir G.lnh..s.n, die Kaiserburg, die im gesprengten Fels einer wunderbaren Pflanze Nahrung gibt, – dem Rotbart des Kaisers, der durch den steinernen Tisch wächst. – Die Spitzbuben haben dort alle eine lange Gasse gebildet von lauter Wirtshäusern; eh man zum engen Tor herein kömmt, hätte man schon vor Angst, den Hals zu brechen, den Geist aufgeben können, wenn man nicht, wie ich, im Arm des Bräutigams gefangen lag und so der Erde vergessen, wenn sie auch unter uns dröhnte, lieber alles Geschick ertragen, als es mit erleben. – Diese Sangnester von Wirtshäusern sind so, daß die nächsten am Tor den Vorteil haben, denen vom Schrecken der Abgrundswege ganz zahm ge-

wordenen Reisenden als Erlösungs- und Rettungsanstalten höchst willkommen zu sein, und schwerlich wird einer, der mit den Rettungskrachen endlich in den Port kommt, bei vorgerückter Nacht daran denken, noch weiter zu wollen, wenn nicht das suspizioſe Gesicht des Wirts ihm schnell eine Räuberszene vormalt, und der sich sträubende Postillion, weiterzufahren, ihm die Geschichte seines Untergangs noch wahrscheinlicher machte. Es zwingt ihn die Verzweiflung, weiterzufahren, — da bleibt das Rad im Loch stecken vor dem zweiten Haus, der Wirt hat ihn gefangen; die Schmiede, die ihm auf der Nase hockt und ewig ihr Feuer auf die Straße speit, speit auch ihre Hämmer, Zangen, Bohrer, Nägel heraus, womit sie Dir den Wagen malade machen, eh Du Dich's versiehst, und dann mußt Du auf der Straße liegen bleiben oder ins Wirtshaus. — Mir aber nicht so! — „Herr Wirt!“ sage ich, „ich mache Sie verantwortlich dafür, daß mir der Schmied vom Wagen bleibe und auch der Stellmacher daneben, der wie eine Spinne sein Netz aufspannt, bis der Schmied beim Nachsehen auch für ihn etwas zerbrochen hat.“ Der Wirt sagt: „So, so, aber ohnvorgreiflich muß ich bemerken, daß mir der Postknecht sagt, alle Reife gehen von den Rädern, und sie werden bis nachts um ein Uhr nicht mit der Arbeit fertig.“ — Ich leide es nicht trotz dem angstvollen Stöhnen der Kammerjungfer; der Tee wird gemacht; auf dem Tisch liegt die Zeitung. Der Wirt bemerkt uns eine schauerliche Spitzbubengeschichte, die drin beschrieben ist; sie ist

vor drei Wochen in hiesiger Gegend zwischen Münster und Schlüchtern arriviert – gerade wo wir hinwollen. Es ist zehn, in einer halben Stunde geht der Mond auf. – Der Wirt geht hinaus, weil er uns am Teetisch weiß; ich traue ihm nicht, gehe ans Fenster, nach dem Wagen zu sehen. Er öffnet ihn, holt eine kleine Blendlaterne unter dem Rock hervor. – „Herr Wirt! – Was machen Sie da; ich glaub, Sie wollen den Spitzbuben zwischen Münster und Schlüchtern zuvorkommen!" Gleich setz ich mich in den Wagen, lasse den Tee unberührt – bis die Pferde kommen. Die Kammerjungfer muß mit in die Schreckensnacht, so will es ihr Geschick. – Es geht bergauf, berg-ab – es stuckert, es kracht, es seufzt, es pfeift alles am Wagen; bald liegt die Jungfer mit dem Kopf auf der Erde, bald zum Schlag heraus. Wir sind endlich in der Ebene; der Mond geht auf. Nun setzt er sich in Trott, – es pfeift – noch einmal – es läuft ein Mensch neben dem Wagen, der hat gepfiffen. Der Postknecht gibt ihm einen Hieb; ich schlafe ein und erwache auf der Station. Der Mond hat Himmel und Erde eingenommen – freier Weg, herrliche Gauen. – Der Wald kommt uns gemächlich entgegen, denn die Pferde gehen unter häufigem Antreiben einen sehr faulen Paß. – – Ich erwache, weil der Wagen still steht. – „Was gibt's, Schwager?" – „Daß alle Teufel dreingefahren sind – mein Handgaul ist gefallen!" – Die Kammerjungfer: „Lassen Sie ihn doch wieder aufstehen!" – „Der hat's Auf-stehen vergessen für immer." – Ich: „Schwager,

setze Dich auf das andre Pferd und reite auf die nächste Station, um Pferde zu bestellen!" – „Das hält der andre nicht aus, der ist auch marode." – „Wie weit ist es noch?" – „Noch anderthalb Meilen; wir sind gerade auf der mitten Station." – Der Postknecht packt das Geschirr der Pferde auf den Rücken, läßt das eine liegen, das andre frei laufen, und so marschiert er ab. Es ist gerade zwei Uhr in der Nacht; wir sind in dem allmächtig großen Wald auf einem großen freien Platz, der wohl eine Stunde im Umfang hat, ganz mit Wald umgeben. Lange noch hören wir die Kurierstiefel des Postknechts klirren mit dem Geschirr, was ihm nachschleppt; endlich ist's ganz still. – Zwei Frauen im Winter nachts zwei Uhr mitten auf der Chaussee haltend mit abgespanntem Wagen. – Ich lachte so, daß die Kammerjungfer nicht weinen konnte; sie lauschte zum Fenster hinaus. – Da hör ich was – aih – Pause – ahh – iah – Pause. – „Ach, da bringt man jemand um im Wald!" – Sie lauscht. „Haa – eben hat's den Geist aufgegeben." – Ich steige aus dem Wagen, untersuche das Pferd, hole eine Flasche Madeira aus dem Wagen. Die Jungfer soll ihm den Rachen aufhalten – sie will nicht; nun, so soll sie den Wein ihm eingießen. Ich halte ihm das Maul auf, sie gießt alles daneben; ich nehme ein Milchbrot aus dem Wagen, höhle es aus, steck's ihm in den Rachen. Es schluckt; ich gieße nach – bis die ganze Flasche drin ist. – Wir setzen uns in den Wagen – das Pferd ist ganz still. – Ich steige aus, befühle es; es schwitzt. Ich nehme mein

grünseidnes Plumeau aus dem Wagen, decke ihm den Leib mit zu, mit einem Kopfkissen decke ich ihm das Hinterteil, mit dem zweiten die Brust zu. – Die Jungfer wundert sich, daß ich dem Gaul zulieb frieren will; ich friere aber gar nicht – ich lache mich warm vor Vergnügen über die hübsche Geschichte. – Freilich denk ich darüber nach, was auf dieser berüchtigten Landstraße mir alles widerfahren kann; aber weil alles doch von Stimmung abhängt und die Gewalt des Tons aus Hanau mich nicht verlassen hatte, so bin ich auf alles gefaßt, oder vielmehr: es ist mir alles einerlei. – Die Kammerjungfer erlauscht einen fernen Ton; sie denkt sich das Schlimmste. „Gewiß, gnädige Frau, jetzt kommen sie." – „Wer?" – „Die Spitzbuben!" – Ich höre es auch; nun, so wollen wir unser Leben teuer verkaufen. Einen braunen Reisemantel (dem ähnlich am Rhein), worin man mich für einen Knaben hält, eine ebensolche Mütze setze ich auf. Ich stelle mich auf den Chausseestein, um recht groß zu scheinen, drapiere mich im Mantel; die großen Pelzhandschuh machen mir eine große Faust, in die nehme ich die leere Madeiraflasche als Pistole. – „Wie seh ich aus?" – „Recht fraiserlich," sagt die Jungfer. „Jetzt sehen Sie mal, was der Gaul macht." – „Er schwitzt." – „Decken Sie ihn recht zu, stopfen Sie ihm das Federbett unter den Bauch ein. Nun setzen Sie sich in den Wagen; ich will Sie verteidigen." – Die Kammerjungfer hatte kein gut Zutrauen; sie sagte nur: „Ach, wären wir bei den Spitzbuben in G...hausen geblieben, die hätten

doch vielleicht nur unser Geld genommen, und hier werden wir unser Leben lassen müssen." – Die Jungfer im Wagen, ich auf dem Chausseestein hörten den Lärm immer näher kommen; es waren beinah zehn Minuten vergangen; wir konnten nicht unterscheiden, was es war. – Aber wohl der tote Gaul, denn er sprang plötzlich zu meinem viel größeren Schrecken, als wenn eine ganze Spitzbubenbande auf mich eingedrungen wär (denn auf die war ich gefaßt), in die Höhe, warf Federbett und Kopfkissen in den Graben und sprang hinüber, ganz langsam und friedlich die kleinen Gräser unter dem starken Reif hervorsuchend. – Er hatte gemerkt, daß dieser Lärm die Schnellpost sei, und daß er ihr im Weg gelegen haben würde, was von einem Postgaul postwidrig sein würde, da er wohl weiß, wenn er in ihr eingespannt ist, daß er sich nicht im Graben legen darf. – Die Schnellpost kam auch bald angefahren und hielt wider alle Gewohnheit vor Erstaunen über diese trostlose Equipagenszene so lang still, bis ich von meinem Prellstein herab mit der Bouteille in der bepelzten Hand das Abenteuer berichtet hatte, worauf sie mit Eile abfuhr, eine Stunde darauf den Postknecht überholt hatte und mir Pferde schickte.

Der Postmeister N..l.r, dem die Geschichte berichtet wurde, dankte mir, daß ich ihm den Gaul mit meinem Reisewein gerettet hatte. Frau von N..l.r frug mich, was ich mit dem grünseidnen Federbette angefangen habe? – Ich sagte, ich schlafe täglich einen gesunden Schlaf drunter.

Im Anfang roch sie ein bißchen nach Pferdeschweiß, da träumte ich nachts sehr angenehm, als sei ich ein Araber mit meinem edlen Pferd in der Wüste, das mich glücklich durch alle Gefahren bringt, das mich liebt und versteht; aber seit die Decke nicht mehr riecht nach dem Postgaul, da hab ich niemand mehr, der mich versteht. – „O! Ich verstehe Sie, Sie sind ein Genie, Sie können alles vertragen."

Die Wundernacht

Wir waren am Nachmittag zum weiten Spaziergang fortgewandert und wußten wohl nicht genau die Zeit, die später war, als wir glaubten, und weil überall der Pfad an etwas Neugierigem sich hinzog, bald ein brausend Bächlein zwischen Klippen, bald sonnenhelles Grün und Hügel und Gemäuer und dann ein Wald mit mächtigen Kronen, da kamen noch Scharen von Vögeln über uns hingezogen, denen wir nachsahen. Da war's bald gar aus; wir wußten nicht, wo wir hergekommen waren, und wo wir hin wollten. Gern wären wir wieder umgewendet, wenn wir nur ahnen konnten, wo der Heimweg war. Wir machten einander Mut, durch den Wald auf einem breitern Weg, der quer lief, herzuwandern; weil frische Spuren da waren, so mußte er dort zu Menschen führen. Noch hielten wir den Wind, die allmählich sinkende Helle für vorüberziehende Wolken, aber es war der Abendwind, der das Laub vor uns herwehte. Wir sagten es einander nicht, aber merkten es bald, schritten immer fort und sahen bald zwischen den hohen Wipfeln durch den roten Himmel glänzen, und wie der sich verzog in ein dämmerndes Gold, aber ohne Schein, und endlich ein Blau; schweigende Sternchen glitzerten, und der Pfad

lief immerfort im Wald, und die Sterne sahen hoch herab, und keins wagte die Stille zu unterbrechen; schweigend, ein Tritt nach dem andern raschelte durchs Laub. – „Ach," sagt ich, „laß uns einen Augenblick ausruhen, Du wirst sehen, dann wird der Wald auf einmal sich auftun." „Ach," sagte die Toni leise, „was wird das werden, wo kommen wir hin?" – Statt zu klagen, mußte ich laut lachen. – „Um Gotteswillen, wie kannst Du so schaurig lachen, schweig still, es können Leute in der Nähe sein, die uns hören." Ich meint aber, wenn wir so sacht redeten und wanderten, das könnt noch viel gefährlicher sein, und die Toni ließ sich überreden, daß ich ein Lied sang. – Das schallte! – Das machte mich so glücklich, und der schweigende Wald, – und dann ich wieder und dann er wieder. Die Toni hatte sich auf dem Pfad so gesetzt, um die Richtung nicht zu verlieren, der wir schon die ganze Zeit gefolgt waren, ich aber lag rückwärts und sah in die Höh; auf einmal entdeckte ich, daß der Wald links lichter ward und daß der Himmel ganz frei war. Ich sagte: „Dort müssen wir hin, da sind wir gleich aus dem Wald." „Um Gottes willen, verlaß den Pfad nicht, denn so im Dickicht herumzustolpern in der Nacht, da können wir in Gruben fallen; laß uns ruhig auf dem Weg fortgehen." Ich war aber schon vorwärts geschritten und stolperte wirklich und raffte mich auf und fiel wieder und kletterte über Stock und Stein, und die Toni rief von Zeit zu Zeit. Ich antwortete, und da war ich plötzlich im Freien auf der Höhe,

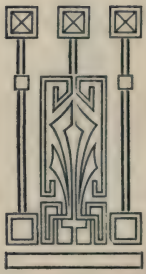
die sich abflachte in eine weite Ebene, die ich nicht ermessen konnt; aber ganz in der Ferne sah ich's glänzen. Ich rief: „Hier steh ich und seh den Rhein, Du mußt aus dem Wald heraus, denn auf dem Waldpfad kannst Du noch stundenlang unnütz fortwandern." Wir kamen uns entgegen mit Rufen durch die Nacht; doch rückt ich nicht weit herein, aus Furcht, den Weg zu verlieren. Endlich reichten wir einander die Hand, und nun zog ich sie hinter mir her. Es ist ein dumm klein Abenteuerchen, aber es machte mich doch so froh, so aus dem finstern Wald herausgefunden zu haben. Da standen wir und guckten uns um – ob das dort ein Dorf ist, oder dort, ob das ein Licht ist? – Wir setzten uns am Waldrand hin und lugten; es ließ sich nichts hören, kein Vögelchen; es war gewiß schon spät, vielleicht bald elf Uhr, und da brannte auch kein Licht mehr in den Örtern, drum konnten wir sie in der Ferne nicht sehen. Wir ruhten gelassen ein Weilchen, und da war es so groß um uns her, und das tat so wohl, und dann ward es heller. Der Mond mußte bald kommen; da wußten wir, daß es um elf Uhr war. – Jetzt sah die Toni einen Ort für ganz gewiß, sie sah das Kirchdach deutlich glänzen; wir schlenderten, rutschten, kletterten und kamen in die Ebene. Die Toni behielt das Kirchdach im Aug; ich war zu kurzsichtig, aber ich lief voran, denn einen Weg zu bahnen, das kann ich besser. – „Links! – rechts! –" rief sie, und so ging's über abgemähte Felder endlich an einen Graben mit Wasser, den wir glücklich übersprangen,

dann über Zäune, dann Wiesen, dann Gärten, und der Mond war auf, beleuchtet einen breiten Weg, der nach dem Ort führt. Aber ein großes festes Tor schließt diese verwünschte Stadt, die in ihrem Mondschein in Totenstille versunken liegt, daß nicht ein Hund bellt, nicht eine Katz mauzt. Da stehen wir mit unsern Stecken in der Hand und gucken das Tor an, das war mir schon sehr lächerlich; ich sag: „Ob ich versuch, hinüberzuklettern?“ – Denn es war oben offen, aber unmöglich, denn es war sehr hoch, von eichnen Bohlen in ein paar glatte, dicke Pfähle die Angeln eingefügt. „Da seh mal,“ sagt die Tonie, „da ist zwischen dem Pfahl und der Stadtmauer ein Ritz – handbreit.“ – „Wenn ich die Oberkleider abwerf und den Atem anhalt, so kann ich durch,“ und nun geschwind alles, was mich hinderte, an die Erd geworfen, und durch war ich. Da setzte ich mich aber erst auf den Eckstein am Tor und lachte, und das schallte die Straße hinab und fand ein Echo und schallte wieder herauf. – „Ach, ich bitte dich, lach nicht, du weckst alle Leute auf, und die können uns wer weiß was tun,“ flehte sie durch den Ritz. – Ich nahm mich zusammen, besichtigte das Tor, fand, daß es mit zwei starken eisernen Riegeln zugebummst war, nahm einen Stein und klopfte die Riegel zurück. „Mach keinen Lärm, poltere nicht so,“ – aber das half nicht, ich war im heißen Eifer, das Tor mußte weichen. Auf einmal gingen beide Flügel auseinander, und da stand sie vor mir und hielt ihren Einzug. Jetzt wanderten wir schweigend durch die Straßen und

musterten die Häuser; wir klopften an den Türen, an den Laden, kein Laut gab Antwort, endlich öffnete sich ein Giebelfensterchen. Ein Männchen guckt heraus, mit einem brennenden Kienspan in die Luft leuchtend, bei dessen Flamme wir ein bebartetes Kinn entdecken und also auf ein ungetauftes Mitglied der Menschheit schließen, welches seine Stimme auch nicht leugnet. „Wir sind Kurgäste aus Schlangenbad, die sich verirrt haben, und hätten gern einen Führer.“ – Er bedeutet, daß gegenüber der Torwächter wohnt. Wir klopfen an, – eine Weile dauert es, auf einmal tut sich ein Loch am Boden auf, und unter der Erde kommt herauf ein in braunen Pelz eingehüllter Riese mit einem Baum in der Hand; ein Stock war's nicht, dazu war's zu groß. Er setzt sich in Trab und treibt uns vor sich her zum Tor hinaus, immer zu, den Pfad am Berg hinauf, – bald aber sagte mir die Tonie ins Ohr: „Wenn der gewaltige Mann dahinten uns mit seinem Kolben einen Schlag gäbe, es ist mir recht bang.“ – Nun, wir lassen den Mann vor uns gehen, da sehen wir doch, wenn er uns was tun will. So marschierte denn der Goliath vor uns her; ach, wie rauschten die Birken neben uns her und malten ihren Schatten uns unter die Füße, wie quoll das Dunkel aus dem Wald dem Mondlicht entgegen, und die kleinen Wässer rauschten von den Bergen nieder und wallten zwischen Weiden fort. Und an manchem schlafenden Dorf ging's vorüber, und dann auf der Höh; noch einmal mußt ich mich noch umsehen nach dem Silber-

ſtreifen des Rheins im Mondglanz, und Berge in der Ferne ſanken und ſtiegen, aber am meiſten war doch das Regen in der Luft, was umherſchwirrte und flüſterte in den Zweigen, und Träume, kindiſche, die mir das Herz beben machten, und dunkle Bilder, die aus dem Wald nebenan hervortraten. Das hielt mir die Seele wach, und doch war's, als ſchlummre ich ſorglos und wandle nur im Traum, und die Himmelsſterne erblaßten allmählich – und die einzelnen Hütten im Tal waren noch unbewußt des Tags, der ſich ahnen ließ, aber die Wachteln ſchlugen im Feld und kündeten ihn an; da ſahen wir Schlangenbad. Wer war froher wie wir, ich aber über alles; mich freut die herrliche Nacht. Die Schatten am Weg, die unſern beleuchteten Weg ſtill umſtanden, und der Abſchied der Nacht, wie ſie noch einmal die Wipfel ſchüttelte, das alles iſt mir lieb; es iſt ein Geſchenk von den Göttern, wie ſo manche andre Stunden, wo's war, als wollten ſie mich beſchenken mit ſüßem, ſchwärmeriſchem Gefühl von innerlicher Kraft des Entzückens. – Das war's, was ich Dir erzählen wollt und was viel ſchöner iſt wie alles Denken und Urteilen: ſich dem Leben der Natur nahen und ſtill und ſtumm ihre Vorbereitungen mit anſehen und wie ſie weiht und reinigt in feierlicher Nachtſtille.

Sonderbare Käuze



Raritäten

Ebel ist ein naturforschender Mistfinke; aber Deine Großmama geht ganz darüber hinweg, daß er immer ein schmutziges Hemd an hat und schwarze Nägel, und tat folgenden merkwürdigen Ausspruch: „Mein Kind! – Die Reinlichkeit ist zwar die edelste Tugend und ist verschwistert mit der sittlichen Reinheit. Selbst ein lasterhafter Mensch erhebt sich aus seinem Sündenpfuhl, wenn er sich wäscht und ein reines Hemd anlegt, die Würde des Menschen fühlt sich dadurch neu belebt. – Aber –“ sagte sie und hielt ein, denn der Mistfinke, der einen Augenblick abwesend gewesen war, trat herein und brachte der Großmama allerlei Abfall von der Natur, den sie sollte in ihr Naturalienkabinett aufnehmen. Unter andern ein Stück Leinwand von Asbest, was unverbrennlich sei. – Moose, welche auf der höchsten Spitze der Spitzberge wachsen, und purpurrot! – St. Pierre und Büffon wurde geholt, um über Schnecken und Muschelsamen, wovon Ebel eine ganze Bonbondüte voll mitgebracht hatte, zu befragen; sie blieben die Antwort schuldig! – Ebel erzählte also, daß dieser aus dem Grund des Schwarzen Meeres ihm von einem Freund zur Untersuchung mit vielen Mühen und Unkosten gesendete Muschelsamen die wunderbarsten Er-

scheinungen enthalte; mit einem Vergrößerungsglas betrachtet werde man die ausgebildetsten Formen drinnen finden, die so klein seien, daß man sie für Sandkörnchen halte. – Die Großmama war begeistert für diese Merkwürdigkeitstreckelchen, aus denen die Welt zusammengebacken ist, und die Ebel mit Lebensgefahr unter einer Taucherglocke von einem kühnen Taucher wollte erhalten haben, ein Paketchen draus gemacht und mit Noten versehen in ein Kästchen gepackt, worin noch andre Seltenheiten der Art liegen. – Das war nun, was er in der rechten Rocktasche mitgebracht hatte. Nun griff er in die linke Rocktasche. Das erste Päckchen enthielt ein Stück Spinnweb von der Riesenspinne – er konnte es ordentlich auseinanderfalten, ohne es zu zerreißen, es fiel dabei sehr viel Staub heraus. Die Großmama hätte dies Chemisett der Arachne gewiß gern unter ihren tausend Wundern der Welt besessen, allein Ebel wickelte es sorgfältig wieder ein und steckte es in die Westentasche! – Ich glaub, er hat's irgend im Winkel auf dem Boden entdeckt und hat ihm die Reise aus Indien erspart! – Dafür entschädigte er sie mit einem Stück Brot von der Brotbaumfrucht in Otaiti. – Dies war eine große Galanterie, denn bekanntlich ist ihr Liebling unter allen ihren Werken dieser Roman, der auf Otaiti vorgeht; sie war also durch dies Brot so entzückt, daß ihr die Tränen herabrannen! – „O Kinder," sagte sie, „wieviel Schönes harret noch eurer, wenn ihr euer Interesse an der Natur ausbildet, glaubt

mir, nicht allein das, wozu die Natur etwas geschaffen zu haben scheint, hängt mit diesem Etwas zusammen und ist darauf angewiesen. Nein, es führt alles eine Sprache mit dem Geist. Dieser aber ist wie ein Kind; die große Rednerin Natur spricht nur liebkosende Worte zu ihm, ja sie ahmt sein Lallen nach, nur um ihm sich verständlich zu machen. Aber es muß einstens dahin kommen, daß sie die höchste Begeistrung zu ihm ausspreche, und daß er ihr Antwort darauf geben könne." „Ja," sagt ich, „liebe Großmama. Wenn die Natur erst mit dem Menschen spricht wie Mirabeau zu der Nation, dann werden lauter Freiheitshelden geboren werden! – Ekel! – kreuzigt sich immer vor mir, er ist mehr noch als Hase! – Jede Idee, die ich ausspreche, deucht ihm ein Pistolenschuß; das Geringste, was ich sage, hält er für eine Erbse, die ich ihm mit einem Blaserohr in die Perücke ziele. – Es kommt ihm immer vor, als erschüttre ich das Weltall mit meinen Behauptungen. – Er lauscht manchmal, ob er's nicht krachen hört. – Er guckt nach dem Wetter und behauptet, die Wolken, die da herankommen, seien gewitterhaft von meiner elektrischen Natur zusammengezogen, und er mag durchaus nicht in meiner Nähe verweilen bei schwüler Luft; er fürchtet für sein geschätztes Dasein, das Gewitter könne in ihn einschlagen und seine Seele ungewaschen und ungekämmt vor den Richterstuhl Gottes bringen! – Der Herzog von Gotha war dabei, als er dies einmal sagte, und hatte seine Verwundrung über den gelehrten Naturforscher; er fragte ihn, ob er

denn an ein letztes Gericht glaube, ob er an die Hölle glaube? – Da kam es heraus, daß er an noch mehr glaubt, nämlich an einen großen Aktenschrank, worin alle Lebensprozesse aller Menschen drinnen in höchster Ordnung aufgestapelt sind. Dieser Aktenschrank ist sehr leicht beweglich, auf einen Wink fliegt er auf und präsentiert grade die Akten, die zum Prozeß des Lebensverfloßnen die nötigen, überweisenden sind, denn kein Mensch wird verurteilt, er werde denn von der Gerechtigkeit des Richterspruchs überzeugt, – damit er sich die Höllenpein nicht durch den Trost erleichtere, er sei ungerecht verdammt, – denn Gott kann nicht ungerecht sein," setzt Ebel hinzu. „O Hirngespinst, o Scheusal, o Gespenst, o Empusa," sagte der Herzog, und seitdem trägt Ebel den Namen „Empusa". Er wird auch nicht mehr maskuliniert, sondern muß weiblich passieren, was ihn ärgert, mich aber auch. Genug von der Empusa; als sie geflohen war, so wollte die Großmama das Wort für ihn nehmen und meinte, es sei doch gut von ihm, diese Freude ihr zu machen. Ich holte Licht und bat die Großmama so sehr, sie möge doch die Asbestleinwand ins Licht halten. Aber ach, sie brannte ab. – Adieu Leinwand! Adieu Ebel, Du bist kein scharmanter Ebel mehr! –

Leonhardi

Gestern am Sonntag fuhren wir nach dem Trages. – Schon um sieben Uhr waren die Wagen vorgefahren; alles was mitfuhr hatte sich im Saal versammelt, alles war eingestiegen, und als alles eingestiegen war, da war kein Platz mehr für mich! – Da hieß es, der Leonhardi kommt gleich vorgefahren mit Frau von Barkhausen, mit denen fährt die Bettina. — Der Leonhardi kam erst gegen zehn Uhr! – Keine Frau von Barkhausen mit! Man war unsicher, ob ich allein mit ihm über Feld fahren könne; unterdessen stieg ich ein und sagte: „Fahr zu, Kutscher!“ und bald war ich mit meinem Leonhardi in die sommerlichen Felder entflohen. – Jetzt laß Dir erzählen und glaub es nicht; das kann mich nur überzeugen, daß es Dir zu toll vorkommt. Er klappte einen Tisch auf, darauf legte er einen Folianten, den er mitgenommen hatte; einen Krug Geilsheimer Wasser, den er mit einer Schlinge ans Fenster befestigte, plazierte er auch darauf, – und nun legte er sich mit beiden Ellbogen auf seinen Tisch und fing an, in der Chronik zu studieren und Exzerpte zu machen. – Nachdem ich eine Weile eine große Warze und eine kleinere Warze auf seinem Backen betrachtet hatte, so fing ich an zu pfeifen. — Das war ihm verdrießlich; er bat mich,

ſtille zu ſein, denn er habe da was ſehr Ernſtes vor und ſich es zum Geſetz gemacht, nie Zeit zu verlieren! – Ich ſchwieg recht gern, aber ich ſang in Gedanken und vergaß das Schweigen und ſang wieder laut. – Das ſtörte ihn ſehr; er machte mir Vorwürfe, daß ich keinen Augenblick Ruhe haben könne! – Als wir an einer Schenke hielten, um die Pferde zu füttern, ſetzte ich mich auf den Bock und ließ den Leonhardi mit ſeiner alten Chronik im Wagen! – Nur einmal ließ ich halten, weil eine wunderſchöne Blume am Weg ſtand, die wollt ich pflücken; da machte der Leonhardi einen fürchterlichen Lärm, ich hatte aber meine Blume. O blühte ſie doch ewig! – Es iſt mir lieb, daß bis jetzt mir noch niemand geſagt hat, wer ſie iſt, denn dann ſetzt man gewöhnlich auch hinzu, ſie iſt ganz gewöhnlich und wächſt da und da ſehr häufig! – Nun laß Dir nur erzählen, wie ſchrecklich bös ich den Leonhardi gemacht hab. Ich wollte nämlich ein bißchen fahren, und ich kann es auch recht gut; da hat mir der Kutſcher die Zügel gegeben. Der Leonhardi, der alle Augenblick aus ſeiner Chronik herausguckt, ſieht das, ruft, ich ſoll's ſein laſſen, die Pferde ſcheuen leicht. Der Kutſcher ſagt, ich könnte getroſt fahren; – ich ſchnalzte mit der Zunge und werfe den Pferden die Zügel ein bißchen auf den Hals. Sie werden ſchrecklich mutig, und es geht noch einmal ſo raſch! – Der Leonhardi kriegt Angſt, ſchrecklich, die Pferde ſeien ausgeriſſen, ſteckt eilig den Kopf durchs offne Fenſter, wirft den Krug um. Der Pfropfen geht heraus, und das Geilsheimer

Wasser fließt über die Chronik. – Es mußte gewischt und getupft werden den ganzen Weg! – Aber jetzt kommt was sehr Lächerliches. Er holte einen ganzen Pack alter Zeitungen aus der Tasche, „ohne die er nie reist," sagte er, – und nun wurden die nassen Stellen bepflastert. Das ging so fort, bis wir in den Wald kamen, wo der Weg zu schlecht ist, um zu lesen oder zu pflastern. – Wir kamen an, wie eben die Krebse auf den Tisch getragen wurden, – ungeheuer große Kerle aus dem Goldweiher. Der Leonhardi zankte noch nachträglich auf mich, daß ich allein am späten Kommen schuld sei. – Ich hätte alle Augenblick eine Blume abbrechen wollen, ich hätte das Geschirr an den Pferden in Unordnung gebracht, ich hätte die Pferde wild gemacht. – Es waren mehrere Hakennasen aus Savignys Familie da. – Es war ein ziemlich heißer Nachmittag, mit verbrannten Nasen kamen wir vom Hahnenkamm zurück. Savigny war über die Maßen freundlich und schloß alle Schleusen seines Paradieses auf und schien dennoch so einsam unter uns allen, als wären wir wie eine Horde Räuber bei ihm eingefallen. Die Zeit kam zum Aufbruch; auf der Heimfahrt war ich nicht in Leonhardis Kutschenverließ eingesperrt; er hatte dagegen appelliert.

□□□

Der Mann mit der Flugmaschine

Es ist vor ein paar Tagen ein Mann hier durchgekommen mit einer Flugmaschine. Er wollte sich damit sehen lassen, aber Leonhardi, der noch zwei Stahlbäder zu nehmen hat, wovon er ganz stahlblau wird, wollte durchaus nicht, daß der Mann fliegen solle; der Mann wollte uns auf der Terrasse ein Flugstückchen machen, für einen Taler wollt er's tun. Leonhardi sagte: „Der Mensch fällt gewiß und bricht Hals und Bein; dann haben wir die Heilkosten, den Doktor, den Apotheker, den Chirurg, den Aufwärter, das Essen, die Nachtwache, die Wartfrau und zuletzt vielleicht gar die Begräbniskosten samt Pfarrer und Küster auf dem Hals; zu so wenig Badegästen, als wir noch sind, kann sich das sehr hoch belaufen." Alles war von Leonhardis Weltweisheit eingenommen, der noch vorbrachte, er säh es dem Kerl an, der sei expreß gekommen, ein Unglück anzurichten. Vom Manne hatte ich erfahren, daß er keine drei Batzen habe, denn er hatte auch schon gestern keine mehr gehabt und sich durchbetteln müssen. Leonhardi behauptete, des Mannes Augen seien auf seine Tasche gerichtet gewesen, er sei ein Dieb. – Ich brachte die Nachricht, der Mann wolle mit Gewalt fliegen. „Da seht ihr," sagte Leonhardi, „er will uns einen Streich spielen."

Ich wurde also wieder zu dem Mann geschickt, ob er nicht gutwillig gehen werde, wenn man ihm ein Douceur gebe. Ich brachte die Nachricht, der Mann wolle absolut fliegen und lade die Gesellschaft bei Mondschein auf die Terrasse. „Ach," sagte Leonhardi, „in dem Menschen sitzt die Verzweiflung; das ist eine dumme Geschichte in der einsamen Gegend, wo keine ordentliche Polizei ist. – „Dem Mann verbieten zu fliegen, habe er keinen Befehl, meint der Polizeimann, sagt der Badepeter," erzählte ich. – Der gute, invalide Polizeisoldat mußte kommen; der sagte: „Lassen Sie ihn, der wird nicht weit fliegen. Der ist auch Invalide; es kann nicht jeder Nachtwächter in Schlangenbad sein, um sein Brot zu verdienen." – Da haben wir's! – Ein zerschoßner Kerl will da noch ungeheure Kunststücke machen! – Alles war aufgeregt, jeder lachte darüber, aber man wollte ihn los sein. – „Mit zehn Gulden geht er ab," rief ich. Die zehn Gulden waren gleich beisammen und noch mehr, jeder steuerte ungezählt bei. – Ich lief mit dem Geld zum Mann, der gar nichts davon wußte, auch so viel Geld seit lange nicht gesehen hatte. Ich konnte ihm schwer begreiflich machen, daß es sein gehöre, wenn er nicht fliegen wolle. Dies letzte begriff er vollends gar nicht, denn er ließ sich durchaus nicht vom Fliegen abhalten; was er vorher eigentlich nicht im Sinne hatte, es mußte jetzt geschehen! Ich lief auf die Terrasse und rief: „Der Mann kommt, er will doch mit aller Gewalt fliegen!" – Ein großer Spektakel war da los, der Mann zog aus einem

Pappkasten zwei Schläuche, blies Luft hinein; es wurden zwei Pferdchen draus, ein weißes und ein schwarzes, so groß wie Windhunde, angespannt an einen Luftballon, in dem der Amor saß. Das ging in die Höhe an einem langen Bindfaden und schwebte zehn Fuß über uns. Er hielt dabei eine Rede über das schwarze und weiße Pferd am Liebeswagen. Voigt sagt, diese Rede sei aus dem Plato. Als der Phaeton vom Abendwind eine Weile herumgetrieben war, wickelte der Mann den Bindfaden wieder auf, entließ die Luft aus den Gaulen und nahm mit tausend Danksagungen Abschied. — Wir alle waren sehr lustig über die Geschichte und gönnten es dem guten Mann, der durch seine Gutmütigkeit den besten Eindruck gemacht hatte.

Streiche und
Schwänke

Schabernack

Wir führen Krieg, ich und die Mutter, und nun ist's so weit gekommen, daß ich kapitulieren muß; die harte Bedingung ist, daß ich selbst Ihnen alles erzählen soll, womit ich's verschuldet habe, und den die gute Mutter so heiter und launig ertragen hat. Sie hat eine Geschichte daraus zusammengesponnen, die sie mit tausend Plaisier erzählt. Sie könnte es also selbst viel besser schreiben, das will sie nicht; ich soll's zu meiner Strafe erzählen, und da fühl ich mich ganz beschämt.

Ich sollte ihr den Gall bringen und führte ihr unter seinem Namen den Tieck zu. Sie warf gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich und verlangte, Gall solle ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch *sie* auf ihn übergegangen sein möchten. Tieck war in großer Verlegenheit, denn ich ließ ihm keinen Moment, um der Mutter den Irrtum zu benehmen. Sie war gleich in heftigem Streit mit mir und verlangte, ich solle ganz still schweigen und dem Gall nicht auf die Sprünge helfen; da

kam Gall selbst und nannte sich. Die Mutter wußte nicht, zu welchem sie sich bekehren solle, besonders da ich stark gegen den rechten protestierte. Jedoch hat er endlich den Sieg davongetragen, indem er ihr eine sehr schöne Abhandlung über die großen Eigenschaften ihres Kopfes hielt, und ich hab Verzeihung erhalten und mußte versprechen, sie nicht wieder zu betrügen. Ein paar Tage später kam eine gar zu schöne Gelegenheit, mich zu rächen. Ich führte ihr einen jungen Mann aus Straßburg zu, der kurz vorher bei Ihnen gewesen war; sie fragte höflich nach seinem Namen. Noch eh er sich nennen konnte, sagte ich: „Der Herr heißt Schneegans, hat Ihren Herrn Sohn in Weimar besucht und bringt Ihr viele Grüße von ihm." Sie sah mich verächtlich an und fragte: „Darf ich um Ihren werten Namen bitten?" Aber noch ehe er sich legitimieren konnte, hatte ich schon wieder den famösen Namen Schneegans ausgesprochen. Ganz ergrimmt über mein grobes Verfahren, den fremden Herrn eine Schneegans zu schimpfen, bat sie ihn um Verzeihung, und daß mein Mutwille keine Grenzen habe und manchmal sogar ins Alberne spiele. Ich sagte: „Der Herr heißt aber doch Schneegans." „O schweig," rief sie, „wo kann ein vernünftiger Mensch Schneegans heißen!" Wie nun der Herr endlich zu Wort kam und bekannte, daß er wirklich die Fatalität habe, so zu heißen, da war es sehr ergötzlich, die Entschuldigungen und Beteuerungen von Hochachtung gegenseitig anzuhören. Sie amüsierten

sich vortrefflich miteinander, als hätten sie sich jahrelang gekannt, und beim Abschied sagte die Mutter mit einem heroischen Anlauf: „Leben Sie recht wohl, Herr von Schneegans. Hätte ich's doch nimmermehr geglaubt, daß ich's über die Zunge bringen könne!"

Auf schmaler Brücke

Die Isar ist ein wunderlicher Fluß. Pfeilschnell stürzen die jungen Quellen von den Bergklippen herab, sammeln sich unten im felsigen Bett in einen reißenden Strom. Wie ein schäumender Drache mit aufgesperrtem Rachen braust er hüben und drüben über hervorragende Felsstücke verschlingend her; seine grauen, dunklen Wellen brechen sich tausendfach am Gestein, und schäumend jagen sie hinab. Sie seufzen, sie lallen, sie stöhnen, sie brausen gewaltig. Die Möwen fliegen zu Tausenden über den Wassersturz und netzen die Spitzen ihrer scharfen Flügel; – und in so karger Gegend, schauderhaft anzusehen, ein schmaler Steg von zwei Brettern, eine Viertelstunde lang, schräg in die Länge des Flusses. – Nun, wir gingen, keine Gefahr ahnend, drüber hin; die Wellen brachen sich in schwindelnder Eile auf dem Wehr unter dem zitternden Steg. Außer daß die Bretter mit meiner Leichtigkeit hin und her schwankten und Rumohrs Fuß zweimal durchbrach, waren wir schon ziemlich weit gekommen. Ein dicker Bürger, mit der Verdienstmedaille auf der Brust, kam von der andern Seite; keiner hatte den andern bemerkt. Aneinander vorbeizukommen war nicht, einer mußte umdrehen. Rumohr sagte: „Wir müssen erst erfahren, für was er die Medaille

hat, darauf soll's ankommen, wer umkehrt." Wahrhaftig, ich fürchtete mich, mir war schon schwindlig. Hätten wir umkehren müssen, so war ich voran, während die losen Bretter unter meinen Füßen schwankten. Wir erkundigten uns ehrerbietigst nach der Ursache seines Verdienstes: — er hatte einen Dieb gefangen. Rumohr sagte: „Dies Verdienst weiß ich nicht zu schätzen, denn ich bin kein Dieb, also bitt ich umzukehren." Der verwunderte dicke Mann ließ sich mit Rumohrs Beihilfe umkehren und machte den Weg zurück.

Ein Bad

Mit der einen Hand hab ich meinen Brief dem Bot gereicht, mit der andern Deinen genommen. Wir kamen eben von unserm Sonnenaufgang zurück, so sah ich den Bot überm Tal am Berg hersteigen; ich wollt mit ihm zusammen ankommen, ich lief, die andern wußten nicht warum. Sie riefen mir nach, ich galoppierte als an der Bergwand hin und schlug mit dem Stecken an die Äst, das regnete im heißen Lauf kühlen Tau auf mich. Dann schoß ich bergab ins Tal und konnt nicht einhalten; der gut Bot stellte sich gegenüber und fing mich auf. Oben stand die ganz Gesellschaft, ein Kopf über dem andern, der Mstr. Haise in der Mitt und guckt durchs Perspektiv; ich legt mich ins Gras und schnaufte aus. – Potztausend, wieviel Hämmerchen pochten in meinem Kopf, lauter Goldschmied, und der große Hammer in meiner Brust, das war ein Grobschmied. Die andern kamen herbei; wie ich im hohen Gras verschwand, glaubten sie, ich sei ohnmächtig oder sonst was. Der Voigt schrie: „Solche Einbildungen hat sie nicht;“ ich guckte aus dem Gras hervor und lachte sie aus, aber da schrie alles, ich hätt können den Hals abstürzen, ich hätt können Arm und Bein brechen, mich hätt können der Schlag rühren; unvorsichtig, tollkühn, sinnlos schrien

sie. – Was Kuckuck, ich wollt's nicht mehr hören, ich setzt mich wieder in Galopp. Der Badepeter hatte gerad die Bäder angelassen; ich rief ihm zu: „Sagt nicht, wo ich geblieben bin," und sprang ins Wasser mit Schuh und Strümpf und allen Kleidern. Da unterm Wasser warf ich die Kleider ab und dacht nicht gleich, daß ich Deinen Brief im Busen stecken hatt, bis er auf dem Wasser schwamm. Ich hab ihn gleich auseinander gelegt und an dem Strick festgemacht in der Mitte vom Badegewölb, womit man die Klapp aufzieht, wenn's zu heiß ist. Er flatterte im Luftzug über mir und drehte sich hin und her. Ich bin ihm immer nachgeschwommen, links und rechts, und hab ihn buchstabiert, hier ein Teil und dort wieder, wie der Wind das Blatt drehte. Das hat mich ergötzt, und auch hab ich mich gefreut, wenn ich aus dem Bad kam, ihn zu lesen, und dann stimmt ich an: „O, Du der Götter Höchster, der über Olympia mächtiglich waltet, laß beim Laufe der Flur günstige Winde in den Schläfe beschattenden Kränzen mir weben." – Da wußten sie auf einmal, wo ich geblieben war, denn alles war in den Bädern, und meine Stimme schallte laut am Gewölb, und da hört ich sie rufen: „La voilà!" – und: „Wieder eine Tollheit, so erhitzt ins Wasser zu springen." – Wollt ich nicht von allen Seiten schreien hören, so mußt ich wieder singen: „Laß o Jupiter, mit leichten Füßen mich hingleiten, dem schnellfüßigen Tage zuvor, der mich sieggekrönt am Abend begrüße mit der Unsterblichkeit süß hallendem Ruf." – Da kam die Lisett als Ge-

ſandtſchaft von den andern. Was war die verwundert, als ſie die Kleider unter Waſſer ſah und die Schuh auf der unterſten Treppe, zwei volle Becher. – Ich ſah ihr die Beſtürzung an, ſie glaubte, ich ſei toll geworden. Sie reichte mir verſtummt ein Zettelchen, darauf ſtand: „Wohlan, Füllenbändiger, opfere einen feſten Stier der Roſſebezähmerin Pallas Athene, und ihren goldgewirkten Zügel wirf ſchnell um den jungfräulichen Hals.“ – Ich frag, wer ihr den Zettel gab, ſie ſagt, der Badpeter; ich frag den Badpeter, der ſagt, ſein Sohn Lipps; ich frag den Lipps, der ſagt, am Röhrbrünnchen ein Herr in Schlappſchuhen, eine Zigarre im Mund. – Was hatte er an, wie ſah er aus? – Weißer Mantel, graue Sammetmütze. – Ich hielt fürs beſte, zu ſchweigen und niemand was vom Zettel zu ſagen; den Zettel legt ich zu meiner merkwürdigen Naturalienſammlung.

Die Eselspartie

Von der Eselspartie gestern nach Raubental, sie ist zu Wasser geworden, aber erst am End. Es kam ein ungeheurer Platzregen, wie wir noch eine halbe Stunde von der Heimkehr entfernt waren; das zusammenlaufende Wasser von den Bergen herab ins Tal gab ordentlich Seen, die der Wind wellig kräuselte. – Und wie die Esel mitten durchs Wasser patschten mit uns, kam ein ungeheurer Donnerschlag. Die meisten schrien auf, die Esel schrien nicht, aber sie warfen uns alle mit einemmal herunter in die Pfützen und da konnt keiner sich halten; nur der Engländer wollte es zwingen mit seinen langen Beinen, der Esel warf sich nieder und bäumte sich. Und so galoppierten alle Esel fort, daß sie im Nu aus den Augen waren, die Eseltreiber hinterdrein, denen nachgerufen wurde, uns Laternen zu schicken. Der ganze Haufe konsultierte in der Pfütze, setzte sich nach wieder erlangter Besinnung in Bewegung, auf das verwirrte Untereinanderschreien folgte bald Stille. Der Weg war zu beschwerlich, als daß man auf etwas anders denken konnte, als nur, wie man den Fuß mitsamt dem Schuh wieder

aus dem Morast heben wolle, dies aber war nicht möglich. Die meisten Schuhe blieben stecken, die Laternen kamen uns bald entgegen, die beschwichtigten Esel wurden wieder herangeführt, und so kamen wir zwar beritten an, aber in welchem Zustand? – Alle Strohhüte hatten in Morast gelegen. Die Schuhe fehlten, die Damengewänder so naß, als sollten sie zu Statuen Modell stehen, und die Herren nicht minder; man verfügte sich in die Bäder und kam neugeboren und neugestrählt heraus. Ein Gesamtabendtee in Pantoffel und Schlafröcken und Pudermäntel eingenommen, machte den Beschluß; alles beschrie des Unfalls Jammer und lachte sich halb tot drüber. Mstr. Haise, dessen natürliche Haarfarbe jetzt zu Tag kam, war nicht mehr zu erkennen, aber seine Schönheit wurde allgemein bewundert. Sein braunrotes Haar stand ihm so viel schöner als der Puder, womit er's hatte verbergen wollen, daß man schrie, jetzt könne er erst interessieren, was man vorher für unmöglich hielt. Wer war vergnügter wie er, der feierlich den Puder abschwor und mit himmlischer Selbstzufriedenheit bei den Frauen herumspazierte, sich bewundern zu lassen. – Ich und die Lisett haben noch bis Mitternacht die Strohhüte renoviert. Ich schlug sie alle auf der einen Seite mit einer Kokarde auf; wenn man nun im Schatten sein will, so setzt man die Schippe nach vornen; wo die Sonn nicht scheint, dreht man sie herum. Die Verwandlung fand allgemeinen Beifall und sieht nach Voigt malerisch aus.

Heut morgen kamen die Eseltreiber mit den verlorenen Schuhen auf ihren Stecken in Prozession angerückt; sie hofften ein Trinkgeld, es mußte auch bezahlt werden, obschon die Schuhe besser wären geblieben, wo sie begraben waren. Man war ärgerlich, daß sie die beschmutzten Schuhe so öffentlich zur Schau trugen. Das war die gestrige Geschichte. Voigt hatte schon lange drum gebeten, die ganze Gesellschaft zu Esel in sein Skizzenbuch zeichnen zu dürfen. Heut morgen war ein schöner heller Himmel und doch war's abgekühlt vom Gewitter. Wir machten uns so malerisch wie möglich, ließen Bänder flattern, Schleier wehen; die Herren steckten Sträucher auf den Hut, gaben sich nachlässige Posituren, schaukelten mit den Beinen. So ging's langsam vorwärts; Voigt war voran mit seinem Malkasten, hatte die Palette aufgesetzt, saß auf einem Zeltstuhl vor der Höhe, wo wir herabkamen, und beobachtete den Zug mit dem Fernglas. Auf einmal rief er: „Halt!" Ich war voran mit einer grünseidenen Fahne, die ich mir gemacht hatte; die stemmt ich in die Seite und hielt recht feierlich still, die Gitarre hing auch am Sattel. Voigt malte eifrig auf ein Stück Wachsleinwand, das auf ein Brett genagelt war. Es dauerte ein Weilchen, die Esel hingen die Ohren und waren eingeschlafen, die Sonne brannte, die Mücken stachen, die Schleier und Bänder hingen schlaff; sie glaubten alle, sie könnten's nicht länger aushalten. Ich hätte doch dem guten Voigt so gern das Pläsier gegönnt, daß seine Skizze fertig

wurde; ich nahm meine Gitarre und stimmte den Kosiusko an. Crothwith begleitete mich auf dem Flageolett, mehrere Maultrommeln der Eseltreiberjungen fielen ein, es erhob die Stimme Baß und Diskant, andere pfiffen, Baise neben mir an gab einen Ton von sich, mit dem er eine Pauke nachmachte, die mit einer Rute und einem Klöppel geschlagen wird, pfitsch pfitsch, bum bum. Die Esel wachten auf und spitzten die Ohren wieder, die Lüftchen regten sich wieder in den flatternden Bändern, alles war begeistert, und Voigt malte schneller als eine Windmühle, in die der Sturmwind bläst. Die Eseljungen hatten sich auch in nachlässigen Stellungen postiert, bald war's so weit, daß wir umwenden konnten; Voigt bestieg seinen Esel, und wir zogen vergnügt und singend zurück. Die Skizze ist allerliebst kräftig, er will sie zu Frankfurt fertig malen; wärst Du doch auch dabei gewesen. – Im Nachhausegehen sah ich die Birke von fern, die so leise wehte, in der ich ohne daran zu denken wie eine Vision Dein Bild gesehen hatte. Ich dachte daran, ob ich's doch versuchen wollte, Dich hier zu besuchen. Wenn man allein ist, da kann man viel besser klettern, und wie heut nachmittag alles Siesta hielt, bin ich hierher gekommen und hab gesehen, was der Herzog für Buchstaben in den Baum geschnitten hat: Z D F und seinen Namen drunter. Ich weiß was es heißt, gerade was er unter Dein Manuskript von der Immortalita geschrieben hat. – Der Voigt sagt mir, sein Buch sei sehr wichtig, und hat mir noch manches Schöne erzählt von ihm und auch

Sonderbares. – Das Buch müssen wir zusammen lesen den Winter. Heut nachmittag war alles versammelt beim Tee auf der Terrasse. Die Luft auf weite Partien ist gedämpft. Wir spielten Federball und machten Seifenblasen, die flogen zwischen die Bäum und bald hier oder dort hin, auch eine auf dem Haise seine Nas, glaub ich.

Vom Aderlassen

Ach, lasse doch ja nicht zur Ader, aus tausend Gründen, denn (vielleicht): wenn einer nur einmal zur Ader gelassen hat, so kann er kein Soldat mehr sein, kein Held! Man kann gar nicht wissen, was so ein Eingriff in die Natur für Veränderung im menschlichen Geist macht und wozu er als die Fähigkeit verlieren kann. Ich bitte Dich, lasse nicht zur Ader. Im Kloster, da, wenn der Tag kam, wo das Aderlaßmännchen im Kalender steht, ich glaub, es war gerad in der heißen Zeit wie jetzt, da ließen die Nonnen alle am linken Fuß zur Ader. Da kam ein Chirurg, ich war immer im Anstaunen seiner Häßlichkeit verloren, er hieß Herr Has. – Eine alte Nonne sagte einmal, man könne in seine Pockengruben, in denen sehr viel erdiger Schmutz war, Kresse säen, so würde er einen grünen Bart bekommen. Ich hielt also immer Kresse bereit und paßte auf die Gelegenheit, ihm den Samen einzustreuen, und habe auch einen Augenblick, wo er über dem Warten auf die Nonnen eingeschlafen war, benutzt, und Du magst glauben oder nicht, die Kresse hatte einen sehr günstigen Boden, sie begann mit Macht emporzuschießen. Man brauchte ihn nur mit Essig und Öl einzuseifen, so hatte man den trefflichsten Salat von seinem Bartschabsel. Aber

gelt, Du gläubeſt nicht? – Aber hör, da fällt mir ein: eſſe doch eine recht tüchtige Schüſſel voll Salat, das kühlt das Blut ab. Aber wenn Du bei einer Entzündung noch Blut verlierſt, ſo wird natürlich dieſe verſtärkt; denn wenn Du ein Dippen mit Waſſer kochend haſt und ſchüttſt einen Teil davon weg, ſo kocht's viel ſtärker.

Frau Hochs Nachtgebet

Ich fragte: Was ist das, ein Antlitz? – Du belehrtest mich, das sei noch aus der Form Gottes, nach seinem Ebenbild geschaffen; aber Gesichter, die seien nur so nachgepoltert, wo die Natur nicht hat wollen mit dabei sein und die Philister allein sich erzeugen lassen. Und da hab ich Dich gefragt: „Hab ich ein Antlitz?“ – Da hast Du gelacht und gesagt: „Es steckt noch zu tief in der Knospe; ich kann's nicht erkennen.“ Noch an jenem Abend hab ich mich vor den Spiegel gestellt und gebetet, Gott soll mich doch aus der Knospe herauslassen mit einem Antlitz und nicht mit einem Gesicht; denn wenn ich kein Antlitz hab, wie kann ich da einem Antlitz gefallen? Noch an jenem Abend fragte ich die Frau Hoch, weil Wartefrauen von Schönheitsmitteln manches wissen; sie meinte, wenn man keine Sünde tue, so könne man nicht unschön werden, und wenn es darauf ankomme, so werde ich gewiß mich vor allen Sünden hüten. Wie aber die Frau Hoch draus war, um dem Kindchen die Suppe zu kochen, da kletterte ich vors Fenster auf das Blumenbrett und hockte mich ganz klein zusammen. Wie sie wieder hereinkam, war's ganz

still; es war dunkel und noch kein Licht angezündet, da meinte die Hoch, sie wär allein und wollte ihr Abendgebet hersagen, weil das Kindchen noch schlief. – „Jetzt geh ich ins ewige Leben, sprach er mit freudiger Seele, neigte das Haupt und erbleichte." Das hörte ich auf dem Blumenbrett vom Gebet der Frau Hoch. Ich dachte, ob es wohl unrecht sein möge, sie zu belauschen, und da fiel mir meine Antlitzknospe ein, ob die vom Meltau der Sünde hierdurch könne angegriffen werden; denn so gescheit war ich wohl, daß dies keine Kapitalsünde sei. Aber weil ich absolut wollt wunderschön sein und ohne den geringsten Tadel, so hielt ich mir die Ohren mit beiden Händen zu, um nichts zu hören, da ließ ich die Stange los vom Brett und war schier in den Hof gefallen. Ich konnt mir die Ohren nicht versperren, wenn ich nicht fallen wollt, und da hört ich sie noch singen:

Wenn der güldne Morgen blinkt,
Der zu dieser Hochzeit winkt,
Wo die reinen Seraphinen
Bei der hohen Tafel dienen. –

Da sang ich die zweite Stimme. Die Hoch sieht sich in allen Ecken um, holt Licht, sucht oben auf dem Ofen, auf dem Vorhanggestell und überall und kann mich nicht finden. Ich pflückte eine Nelke vom Stock und stellte mich in den Fensterrahmen; den stieß ich auf und reichte ihr die Nelke. Da stand sie mit ihrem kleinen Wachsstock und beleuchtet mich und meint, ich wär eine Erscheinung. Ich bin ihr aber um den Hals

gefallen, denn ich hab die Frau sehr lieb. Ich fragte, ob's eine Sünde sei, daß ich ihr zugehört hab; sie sagte: „Das ist gerad keine Sünde, aber Sie hätten können in den Hof fallen, und da wollen wir lieber ein Danklied singen, daß Sie nicht gefallen sind".

Das Wetterdach und Herr Arenswald

Heut morgen wach ich auf vom Rufen der Italiener, die Parapluies feiltragen, die wahre Lockstimme für mich, – unwiderstehlich; ich denk gleich, der Italiener mag Regen wittern, denn sonst gehn sie nicht so früh herum. Ich laß die Lisbeth den Mann heraufholen und lauf zur Meline – die liegt noch im Bett –, ob wir nicht einen Parapluie wollen kaufen mitzunehmen nach Marburg? Die Meline kriegt einen Schrecken – sie glaubt, ich habs Fieber, daß ich nach einem Parapluie frag. Unterdessen war il signor Paglia-ruggi vor der Tür und ein grünseidner Regen-schirm gekauft, den ich auch gleich probieren wollt. So ging ich vors Tor in die Meß am Main, und so blieb ich bei den Klickerfässern stehen und kauft an dreißig Klicker, einer schöner wie der andre, von Achat und Marmor und Kristall. Damit ging ich hinunter am Main, wo die Steiner-geschirrleut halten, und besuchte die in ihren strohernen Hütten und die Esel, die mit herzlichem Geschrei mich begrüßten, und die kleinen Hemd-losen, die da herumlaufen und klettern, – und teilt ihnen meine Klicker aus. Sie hatten keine Taschen, weil sie nackend laufen; so mußt ich ihnen meine Handschuh geben, daß sie die Klicker konnten aufheben; die banden sie sich mit Bind-

faden um den Leib fest. Das war kaum geschehen, so rief mich ein Schiffer an, ob ich nicht wollt überfahren; – ich frag: „Es wird wohl regnen?“ „Nun, was schad's, Sie haben ja ein Wetterdach bei sich.“ Wie ich drüben war, so denk ich, ich will nach Oberrath gehen zur Großmama ihrer Milchfrau und da Milch trinken. Wie ich an der Milchfrau ihr Haus komm, so sagen die Leut: „Alleweil ist die Annemarie fort mit der Milch nach der Gerbermühl.“ Wie ich auf die Gerbermühl komm, so läuft mir die Annemarie schon fort nach Offenbach mit der Milch; ich sag, ich will mit ihr gehen. Sie hat ihre zwanzig Gemüskörb auf dem Kopf und ihre Milchkann am Arm, und so schlendert der groß Gemüsturm und ich als hintereinander durch die Hecken. Sagt die Annemarie: „Es fängt schon an zu trepele, es werd gleich e dichtiger Schitel komme; warte Se, ich will Ihne ans von dene klene Körberchen gebe, des könne Se uf den Kop setze, do kommt Ihne ken Rege an.“ – Nun fällt mir ein, daß ich doch das Wetterdach, das Parapluie mitgenommen hab, wo ist der geblieben? Entweder ich muß ihn haben bei den nackigen Büberchen lassen stehn, oder ich hab ihn im Schiff liegen lassen; beides ist gleich möglich. Ich konnt ihn also die Wasserprob nicht halten lassen, so setzt ich der Milchfrau ihr rundes, flaches Gemüskörbchen mit Blumenkohl auf den Kopf. Sie sagt: „Sie sehen so schön drunter aus wie die schönst Pariser Madam.“ – Es war recht lustig; es begegneten mir allerlei Leut, die dachten, ich wollt balancieren

lernen. Der Regen hatte bald wieder aufgehört, so war ich ohne dran zu denken bis Offenbach gelaufen; an der Kastanienallee nahm ich den Korb ab. In der Stadt war recht Sonntagswetter, alles voll Sonnenschein, und in der Domstraß lag auf jeder Haustrepp vor der Tür ein Jolie mit dem blauseidnen Halsband. Alle Jolies kennen mich; sie kamen an mich herangebellt, und da kamen die Spitze auch, die Bommer, und endlich auch dem Anton Andree seine englische Dogge mit siebzehn Jungen, die schon ziemlich herzhaft bellen. Die Milchfrau blieb ein paarmal stehen, um das Springen und Toben der Hunde zu sehen, und auch aus Furcht, sie möchten ihr den Gemüseturm aus der Balance bringen. „Ei," sagte sie, „der türkisch Kaiser kann nicht schöner begrüßt werden, die bleiben ja in einem Vivatrufen." — So klingelten wir an der Haustür; die Cousine meldete, daß die Großmama noch schlief. In den Garten wollt ich nicht gehen; ich blieb vor der Tür stehen bei den Hunden; da kam mein guter Herr Arenswald vorbei. Er nahm den Hut ab; ich sagte ihm nicht, daß er ihn wieder aufsetzen solle, denn ich hatte gesehn, daß ein Loch drin war und wollte diese Wissenschaft gern vor ihm verbergen. Er erzählte mir, er habe diesen Sommer eine Reise nach der Schweiz gemacht, weil er seinem Drang, die Natur dort zu betrachten, nicht habe widerstehen können; er bereue es auch gar nicht, obschon es ihm viel gekostet, ja, er glaube, es sei sein letzter Heller draufgegangen. Ich war etwas beschämt und

wollte ihm bei dieser vertrauten Mitteilung nicht gerad ins Gesicht sehen. Meine Augen fielen auf seine Stiefel; da präsentierte sich ganz ungerufen der kleine Schelm, seine große Zehe, welchen Arenswald durchaus nicht bei der Audienz dulden wollte, denn er drückte ihn unter den Absatz vom andern Stiefel, der leider wie ein schlecht geschloßner Laden vom Wind auffuhr. Wo sollt ich meine Augen hinrichten? – Ich sah auf seinen Bauch, da fehlten alle Knöpfe, und die Weste war mit Haarnadeln zugeklemmt; wo er die mag her erwischt haben, denn er trägt einen Caligula, welches bekanntlich die höchst geniale Verwirrung im Haarsystem ist, wozu man weder Pomade noch Kamm noch Haarnadel braucht, sondern nur Staub und Stroh, damit die Schwalben und Sperlinge immer Material für ihre Bauten da finden. Unterdes erzählte er mir, es sei ihm in der Schweiz was Sonderbares geschehen. Man habe ihm nämlich erzählt, daß es in waldigen Berggegenden eine Art Schnecken gäb, die sehr schmecken, und daß auf dem Weg von Luzern irgendwohin auf einem Berg sehr viel solcher schmeckenden Schnecken gibt. Er habe solche auch in Masse im Walde angetroffen und einen so starken Appetit danach bekommen, daß er ihrer mehrere gegessen und ganz satt davon geworden sei. Als er ins Wirtshaus zurückkam, verbat er sich sein Mittagessen, weil er zu viel von den so gut schmeckenden Schnecken gefunden und habe sie mit so großem Appetit verzehrt, daß er unmöglich noch was genießen könne. „Wie?“ sagte der Wirt, „Sie

haben die schmeckenden Schnecken gegessen?" – „Nun ja, warum nicht? Sagten Sie nicht selbst, daß die Schnecken sehr wohl schmecken und daß die Leute gewaltig danach her sind, sie zu sammeln?" – „Ja! ‚Sehr schmecken' hab ich gesagt, aber nicht ‚wohl!' – Schmecken heißt bei uns stinken, und die Leute sammeln sie für die Gerber, um das Leder einzuschmieren." – „So hab ich also dieses Gerbermittel gespeist und mich sehr wohl dabei befunden," erzählte Herr Arenswald, während ich sehr errötet in die Luft guckte; denn es war kein andrer Platz da, ohne auf eine grobe Sünde des gänzlichen Mangels zu stoßen.

Beim Primas

Beim Primas gestern große Parade; alle altadeligen Flaggen wehten. – Über die fünf Ellen lange Schleppe mußten die Herren mit hocherhobnen Beinen hinaussteigen. Der Primas führte mich ins Kabinett, wo die Blumen stehen, und ließ zwei Sträuße binden für mich und die Meline. Dies war als eine hohe Auszeichnung bemerkt worden; man hatte großen Respekt, der sich noch sehr steigerte, als mir der Primas beim Abschied ein Paket gab, sehr sauber in Papier eingesiegelt. Alle glaubten, es sei ein fürstlich Präsent, vielleicht ein Schnupftabaksdosen-Kabinettstück. Kein Mensch bedachte, daß der Primas zu witzig ist, um mir eine solche Albernheit anzutun. Nur wunderte man sich, daß ich mein Geschenk so ohne Umstände, ohne mich zu bedanken, unter den Arm geklemmt habe; ich hatte tausend Spaß, die vielen Glossen zu hören, und konnte am End vor Vergnügen über die Neugierde nicht umhin, im Vorzimmer zu tanzen, während mich alles umringte mit Bitten, es zu öffnen, wozu ich mich nicht bewegen ließ, sonst wär der Spaß aus gewesen. Besonders quälte die Neugierde den Moritz im grünen Sammetrock, der den ganzen Abend alle Spiegel mit der eignen Bewunderung seiner Person besetzt hielt. Sowie er die Über-

reichung dieses mystischen Pakets gewahr ward, lief er mir nach; dem hätt ich's aber gerad nicht gesagt. Im Paket war nichts, als was Du wohl schon denken kannst: ein paar alte Judenjournale und die Drusenfamilie für die Großmama; ich soll's lesen, was mir eine harte Nuß ist. – Sagt ich's, so würde man den Primas wohl eher für einen Narren halten, daß er auf mein Urteil einen Wert legt, als mich für gescheit genug, dieser Auszeichnung Ehre zu machen; so mag's denn die Leut mir im Respekt halten; wüßten sie, es sei nur Papier und keine Dose, hielten sie mich zum Narren gehalten vom Primas.

Gestern war schon wieder Cour beim Primas, ich war's so satt, daß ich mich versteckte beim Wegfahren; sie suchten mich überall. Ich war in meinem Bett versteckt, und der Franz war bös, aber um ihn wieder gut zu machen, hab ich mir eine besondere List ersonnen. Ich fand in der Toni ihrem Küchenrevier einen großen Korb mit weißen Rüben, den hab ich vorgenommen mit den Leuten, sie ganz dünn abgeschält und ausgehohlt inwendig, in jede ein Wachslicht gesteckt und so die ganze Treppe illuminiert und den Vorplatz. – Ich hab bis nach Mitternacht mit zu tun gehabt, es war recht dumm; es wär besser gewesen, ich wär mitgegangen, denn der Primas ließ mir sagen, weil ich nicht mitgekommen wär, so soll ich Freitag mit ihm und dem Weihbischof zu Mittag speisen und Fasttag halten.

Studentenkomödie

Heut hab ich Dir was Lustiges zu erzählen. Es war Studentenkomödie, und wir waren drin unter dem Schutz von einer großen Begleitung. Das Stück war eine Selbsterfindung der Studenten, worin drei Duelle vorkamen von Schuß, Stich und Hieb. Wie der Schuß vorkam, war der Meline schon nicht wohl zumut, wie der Stich vorkam, ward uns grün und blau vor den Augen, wie aber der Hieb kam, gab's ein Lärm und Gepolter, und man sprang übers Orchester hinüber, über die Öllampen weg hinauf aufs Theater. Die Öllampen gingen zum Teil aus, und aus der bisherigen Dämmerung entwickelte sich Finsternis. Unsre Begleitung umstellte uns auf den Bänken und hielt uns in ihrer Mitte, um uns vor jedem Unfall zu schützen, bis wir wagen konnten, aus dieser Konfusion und den Ölqualen herauszukommen und auf freier Straße wieder Luft schöpften. Die Verwirrung war daher entstanden, daß der Pedell dem Rektor, der inmitten des Saals auf einem Ehrensessel zusah, steckte, das Duell mit dem Hieber sei ein wirkliches; er wollte es erlauscht haben; auch sah es sehr gefährlich aus in ihrer Studentenarmatur. Der Rektor hielt es für seine Pflicht, in gerader Linie auf dies Wagnis loszuschreiten; er bahnte sich

einen Weg durch die Mitte des Orchesters, wo die Baßgeige angelehnt war, vor dem Rektor umfiel und einen schauerlichen Ton von sich gab. Die Gesellschaft schreckte auf; der Dekan und wie die Universitätschargen alle heißen, drängten sich über alle Hindernisse weg ihrem Rektor nach, wo denn den Pauken und Baß noch mancher unwillkürliche Ton entlockt wurde. – Viel lautes Hin- und Herreden unter den Damen, die bald das Unglück verhüten, bald es nicht mit ansehen wollten, viel Gelächter unter den Studenten, die ihre Freude an der Verwirrung hatten; am interessantesten war die Szene auf dem Theater. Der Rektor mit Beistand uns en face ganz feierlich; ein Student, der eine Dame vorgestellt mit langer Schleppe und schon früher beim Stichduell die Hälfte davon verloren hatte, wendete jetzt, wahrscheinlich aus Mutwill, dem Publikum den Rücken. Man sah große Kanonenstiefel, einen Fieber an der Seite, der die halbe Schleppe trug, und einen großen Florschleier, der den Rücken hinabwallte und mit jeder Bewegung bald die paar Lampen zu erlöschen, bald sich zu entzünden drohte, so daß mehrere Stimmen riefen: „Der Schleier brennt." – Er war bald ausgemacht, alles sei nur blinder Lärm gewesen, indessen konnte das Stück nicht weiterspielen. Die Lampen waren aus und die Honorationen fort; eine Masse Straßengesindel hatte sich der Bänke bemächtigt, um zu sehen, was es gab. Am andern Tag hörten wir von unserm Professor Weiß den Ausgang der Tragikomödie; es sei in Dubio geblieben,

ob wirklich ein ernstlich Duell habe sein sollen. Die Studenten haben es geleugnet, der Pedell aber beschworen, daß er ihre Unterredung auf dem Gang mit angehört habe, und daß der eine, der die Dame vorstellte, der eine Sekundant und mein getreuer Hauptmann der andre sein sollte, und daß sie vor der Tür ihre Klingen gemessen, und daß er gehört habe, auf wieviel Gänge, und wie sie ihre Halsbinden, ihre Stürmer und ihre Faustbinden besichtigt hätten. Die Studenten blieben dabei, sie hätten nur ihre Rollen repetiert, und das habe alles sollen auf dem Theater vorgestellt werden. Es war nichts zu machen, man mußte sie laufen lassen; sie gaben dem Rektor ihr Ehrenwort, keine Händel anzufangen, hielten noch einen Kommers und jubelten bis spät in die Nacht. – Der Gang des Stücks hatte noch kein Licht auf seinen Inhalt geworfen. Die eigentliche Pointe des Ereignisses war, daß sie die mangelnde Katastrophe desselben ersetzen wollten und daher in Gegenwart des Pedells, den sie nicht zu bemerken schienen, und der sich hinter einen Schrank versteckt hatte, die ganze Geschichte ihm weiß machten. Sie hatten ihm schon früher Argwohn beigebracht und ließen so die ganze Versammlung mitspielen, die sich dabei auch höchlich amüsiert hatte, und gewiß hat sich jung und alt noch eine Weile von allem Komischen zu erzählen, was dabei vorfiel.

□□□□

Der Zauberring

Du frägst mich so viel in Deinem Abschiedsschreiben, Du belehrst mich, Du zankst mich verborgen unter heimlicher Decke, und noch so viel Fragen weckst Du mir im Gewissen; – und voll ist die Brust von der Fülle, die Du mir all in Deinem Brief spendest, daß ich auch wie die Rosenknospen angeschwellt bin und möchte aufbrechen dem Licht und gar keine andre Rechenschaft mehr geben als den Duft, den gleich der Rose meine Seele aushaucht, weil Du sie wie die Sonne wärmst und reizest. – Aber doch wend ich zur einfachsten Frage mich, „was ich mit meinem Geld anfange," und gebe Dir die dümmste Antwort, wo Du gleich meinen wirst, ich wär närrisch. Ich habe das Geld verschatzgräbert! – Ja, Clemente, ich hab's in ein klein leinenes Beutelchen gesteckt, worauf ich mit Goldfaden und roter Seide meinen Namen gestickt hab und noch allerlei kabalistische Zeichen. Ich hab's zugesiegelt mit einem schwarzen Siegel, einem grünen und einem roten, dann hab ich ein Loch gegraben zwischen den zwei starken Wurzeln der Pappel an der Rosenwand. Da hab ich's in

einen ledernen Schuh hineingeschoben und einen Topf mit einem Basilikumstrauch drauf gestellt, und allemal, wenn ich Geld kriegte, wechselte ich davon in Gold um, und allemal, wenn der Mond schien, ging ich mit dem Spitz hin und legte es dazu, und dabei hab ich das Gelübde getan, ich wollte es verschweigen, und weil Du mir das Schweigen so sehr anempfiehlst, so erzähle ich Dir das einzige Geheimnis, was ich hätte verschweigen können, und nun ist alles leer an Geheimnis, und ich kann also nichts mehr verschweigen! – Denn sonst, – mit dem Mund bloß nicht reden, das ist's doch nicht, was Du meinst, da die Tante sich alle Mühe gibt, mir abzugewöhnen, daß ich nicht wie ein stummer Ölgötze den Leuten in den Mund gucke, die mich etwas fragen. – Ja, mit meiner Schatzvergrabung, davon will ich Dir noch forterzählen, weil ich's nun doch schon gesagt hab. Ich habe dies Geld der Selene gewidmet, der Himmelsschwester des Hesperus; diese beiden sind unsre Schutzpatrone; der Stern ist der meinige als Bruder, der mich abends immer besuchte, der Mond ist der Deine, der Dein Andenken oft mit seinem Schein in mir erhellt. Nun hab ich aber dieses Opfer doch der Selene wieder geraubt, mit Zagen zwar – ich habe das Geld eilig am Abend ausgegraben und hab's über die Gartenmauer geworfen in den Garten vom Magnetiseur nebenan. Ich hörte es klingeln, wie's hinabfiel, und ich rief dazu so laut als ich konnte, ohne daß man's im Haus hätte hören können: „Da ist Reisegeld!" Und dann war

mir auch, als hörte ich das Geld rappeln beim Aufheben, aber ich lief fort. – Denn die Tante hatte am Tag vorher bei Tisch erzählt, der Magnetiseur möchte gern abreisen, aber es fehle ihm am Reisegeld. Aber er ist doch noch da, denn ich seh ihn alle Abend noch im Garten gehen und beobachte ihn vom Hoffenster. Ich schäme mich so sehr und traue mich gar nicht mehr in den Garten, wo wir sonst als über die Wand allerlei Merkwürdiges verhandelten. Aber nun kommt was Schreckliches, was da passiert ist, mir ist's passiert. – Denk Dir, der alte Schuh, in den ich mein Geld hineingesteckt hatte, um den schönen Beutel zu schützen, war eigentlich ein neuer Schuh; sein Kompagnon stand ganz vergnügt in dem kleinen Kasten bei den andern Schuhen. Ich soll abgeholt werden nach Frankfurt morgen früh. Die Tante frägt: „Wo ist denn der andre neue Schuh? Das ist große Schlamperei von dir, einen Schuh zu verlieren; ich muß dich sehr bitten, strenge dich an, ihn zu finden." Ich lief in den Garten, ich holte meinen Schuh unter der Pappel hervor; ich wollt ihn ein bißchen reinigen an der Pumpe und versuchte ihm ein Ansehen zu geben, da fällt was heraus, das glänzt in der Dämmerung: ein Ring. Ich laß den Schuh stehen, ein dunkler Stein, der funkelt so nächtlich schwarz wie der Blitz des Räubers oder wie Mirabeaus Auge vielleicht, und inwendig im Schild stand ein schwarzes M.

Wir gehen morgen auf die grüne Burg zu den Geschwistern, acht Tage bleiben wir dort; die

Götterlehre nehm ich mit und den Ring. Wo soll ich ihn lassen? Ich glaub, er ist ein Talisman; ich hab schon allerlei Fragen und Befehle um Mitternacht an ihn ergehen lassen, aber der Geist ist nicht erschienen, der mir vielleicht beistehen wollte, dumme Streiche zu machen.

Feuer in der Blaufärberei

Den wollt ich Dir wohl schreiben, den schönen, langen, historischen Brief, wenn nur was vorgehen wollte! – Ich habe zwar gar keine Neigung, daß etwas vorgehen soll, aber doch, wie letzt in der Blaufärberei am Kanal Feuer ausbrach, machte mir das ein unendliches Vergnügen; damit stimmte das Volk mit seinem Schauspielertalent überein. – Eine Verzweiflungs- und Jammergeschreikomödie, gewürzt mit den ausgelassensten Scherzen; das ganze war unwiderstehlich; ich bedauerte, daß es nicht schicklich war, mitzuspielen, sondern nur zuzuhören. – Gegenüber vom Feuersbrunsttheater im freien Feld steht das große Haus, worin Bernards blasende Instrumentisten alle wohnen, die manchmal sich das Pläsier machen, aus allen Fenstern heraus nach den vier Weltgegenden hin ihre Passagen zu exerzieren; diese waren durch die ausschlagenden Flammen in Begeistrung versetzt. – Sie bliesen Tusch, wenn ein Stück Dach einfiel oder Mauer! – Was einem doch gleich Lebensübermut durchströmt, wenn die Menschheit nicht so ängstlich am Besitztum klebt! — Wenn man hört Mitleidsquellen rieseln über das einzige bißchen Habe, was den Armen nun verloren ist, – das macht so malade; es steht einem der Verstand still, da

doch gewiß jeder genug hätte, wenn jeder wüßte, was er mit dem seinen anfangen soll. – Der Blaufärber hatte die großmütigste Gleichgültigkeit bei diesem Veraschen seiner Einbläuung. Und es kamen die närrischsten Witze vor bei der Judenspritze, bei welcher der Blaufärber selber stand und sie fortwährend dirigierte gegen die zwei uralten Linden in seinem Hof, die sein Urgroßvater, der auch Blaufärber war, gepflanzt hatte, unter denen der Färber seine Hochzeit gehalten. – „Wenn ihr mir die erhaltet," sagte er zu den Juden, „so schenk ich euch zwanzig Taler." – Nun wurden die Juden so feurig, lauter arme Lumpen! – Es gab ein Gezänk mit der Polizei; sie wollte auf die unnützen Linden kein Wasser verwendet haben. Die Juden schrien mörderlich, als man ihnen den Schlauch entriß, nach dem Blaufärber; der kam herbei und mußte ihn wieder erobern. „Was solle die alte Bääm," sagt der Herr Polizei. – „Wie, Herr Polizei! Sie schmähen die alten Linden, das Wahrzeichen von Offenbach? – Ei, do könnt ganz Offenbach abbrenne und die Wahrzeiche bliebe alleen stehn. Die könnten doch das Maul nicht uftun und erzähle, daß Offenbach da gestann hat." – Die Linden wurden übrigens gerettet, denn die Juden ließen sich nicht zu nah kommen! – Die Horniſten, Hautboiſten, Klarinettiſten und Fagottiſten schmetterten ihre Passagen dazwischen wie freie Götterſöhne in des Mondes blauem Licht, der über ihrer Wohnung thronte und nichts von seinem Glanz verlor durch die gegenüber aufqualmende Feuer-

säule, die sich oft vom Rauch nieder mußte drücken lassen. – Der Mond hat Charakter, die Gestirne haben Charakter; der Himmel, der sie trägt wie ein Baum die Äpfel, der ist der Charakterbaum. – Die Menschenseele ist ein kleiner, fliegender Samenstaub, der einen guten Boden sucht, um auch Charakter zu werden. Das Werden – das große Werden – ist und soll sein der einzige Genuß, sagt die Günderode; der wird aber nicht, der nicht göttlich wird, sagt die Günderode auch noch. – Für heut hab ich genug geschrieben; nun wünsch ich, daß morgen wieder was vorfallen möge, einzig, um meinen historischen Brief fortsetzen zu können. –

Männewei

Nein, heute ist nichts weiter vorgefallen, was ich historisch nennen könnte; der Tag ist total vorbei! und nichts, was nur den Hund hätte zum Bellen gebracht. – Nur eine kleine elegische Szene. Die Großmama hat manchmal einen Verdruß an so einem Federvieh; wenn es in ihre Hausordnung sich nicht fügt, so muß es geschlachtet werden. Diesmal traf das traurige Los der Hinrichtung ein impertinentes Huhn, was immer mit großer Geschwindigkeit die Weizenkörner, welche sie für alle streut als Dessert zum Haber, für sich allein erschnappte. Das Huhn war von Meline in Affektion genommen, gleich als es auskroch, heißt Männewei, von Mannweibchen, weil es lang unentschieden blieb, ob das Tier ein Hahn oder Huhn sei, da es einen so roten, stolzen, doppelten Kamm und einen schönen roten Bart hat. Kurz, ich komme grade an der Küche vorbei, wie die taube Agnes auf dem Schemel sitzt, das Huhn zwischen den Knien, das Messer wetzt. – Ich springe hinzu, zieh den Schemel unter ihr weg, sie fällt auf die Nase, das Huhn unter dem Messer weg flattert mit großem Geschrei durchs Küchenfenster. Es war die Zeit, wo die andern Hühner schon alle im Hühnerstall mit ihrem Hahn der goldnen Ruhe genießen.

Kaum hörten sie aber das Notgeschrei der Henne, als alle loslegten mit Gackern! Ich war voll Schreck über meine Kühnheit, die Hinrichtung zu verhindern. Ich jagte das Huhn durch den Garten; ganz am End der Pappelallee fing ich's erst ein. Wo sollte ich mit hin? Brachte ich's zurück, so wurde es dennoch abgetan; aber mir schauderte, eine Suppe von diesem Huhn zu essen. – Ich marschierte zum Gärtner im Boskett. – Der nimmt es unter seine Obhut, bis bessere Zeiten kommen. – Wie kann man auch Tiere, die täglich unter uns herumlaufen, uns trauen, einem nicht aus dem Weg gehen, plötzlich, was sie gar nicht gewärtig sind, überfallen und fressen. Die taube Agnes ist sehr erschrocken, daß der Poltergeist die Schawell unter ihr weggezogen hat. Sie erzählt noch mehrere Fälle von diesem Spukeding; – einmal war es mit ihrer Haube ausgerissen, – sie war aber am Fensterriegel hängen geblieben. – Diesmal mit der Henne; keiner glaubt ihr das, aber jeder wundert sich, daß es verschwunden ist und nicht wieder erscheint. – „Und endlich," meint die Agnes, „werden wir's doch einsehen, daß es spukt." Die alte Kordel setzte sich mit dem Rädchen herbei, die Agnes erzählte lauter Geschichten vom Küchenteufel, eine ganz aparte Klasse; wollt ich auch jetzt sagen, daß ich das Huhn weggeschleppt habe, keiner würde es glauben. – Abends beim Sternenschimmer, wo ich den Kopf weit aus unserm Mansardfenster streckte, um recht viele Sterne zu Zeugen meines feierlichen Schwures anzurufen,

tat ich das Gelübde, alles dran zu wagen, wenn ich einen Menschen in Gefahr sehe, und wenn auch selbst das Messer schon über seinem Haupte schwebt. — Ein rascher Entschluß vermag viel, aber Zagen ist das Verderben aller Großtaten! Hätt ich nur einen Augenblick mich besonnen, so lebte jetzt kein Männewei mehr! — Und mit so einem Tier ist's eine besondere Sache; man weiß nicht, ob es ein Jenseits hat, doch lebt es gern, doch hat es mehr mit der Natur zu schaffen wie wir, doch gehört ihm die Welt, jeden Augenblick es drauf verweilt. Ja, es ist der Mühe wert, ein Leben zu retten, sei, es welches es wolle. Ach, die Schwäne fallen mir hier ein, die ihr schneeweiß Gefieder im eignen Blute mußten baden, die Helden der Gironde! —

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.